This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

LANE MEDICAL LIBRARY STANFORD
2 45 0381 5017

LANE

MEDICAL

LIBRARY

HISTORY OF MEDICINE
AND NATURAL SCIENCES

AMERICAN BANK NOTE CO. LITHO.

Gesammelte Werke

von

Jakob Philipp Fallmerayer

herausgegeben von

Georg Martin Thomas.

Erster Band.

Neue Fragmente aus dem Orient.

Leipzig,
Verlag von Wilhelm Engelmann.
1861.

Der Herausgeber und der Verleger behalten sich das Recht einer englischen und französischen Uebersetzung vor.

YALE LIBRARY

1305 n
F19
1861
v.1

Vorwort.

Als Erben des literarischen Nachlasses von Fallmerayer war mir zunächst die Pflicht auferlegt, dasjenige was er selbst noch für die Oeffentlichkeit vorbereitet oder bestimmt hatte, derselben ohne Verzug zu übergeben. Seine „Gesammelten Werke“ umfassen in drei Bänden „neue Fragmente aus dem Orient“, „politische und culturhistorische Aufsätze“, „kritische Versuche“. Dies ist seine eigene Eintheilung und Anordnung. Ebenso ist die Auswahl und Einreihung der verschiedenen Schriften entweder bereits entschieden vorgelegen oder im einzig emsigen, alles controlirenden Tagebuche meist sicher angedeutet. Ich erlaubte mir nur, wie er selbst schon einen und den anderen Aufsatz aus der dritten Abtheilung in die erste oder zweite versetzt hatte, so einige weitere in den zweiten Band herüberzunehmen, je nachdem es Inhalt und Richtung rechtfertigte.

84477

Die vorliegende Sammlung mag ohngefähr die gute Hälfte aller zerstreuten, gedruckten und ungedruckten Schriftstücke Fallmerayers enthalten, ungerechnet natürlich seine größeren Geschichts- und Reisewerke. Er wollte sich hiemit genügen, obgleich er daran dachte, anderes, wie z. B. die Schriften, welche die griechische Frage eigentlich und vorwaltend behandeln, später zu einem Körper zu verbinden. Ich durfte die von ihm diesmal gesteckte Grenze nicht überschreiten, um so weniger, als schon der Gewinn der rechten Zeit im Auge zu behalten war.

Die Redaction der Texte geschah einfach nach dem Kanon philologisch-historischer Kritik. Die erste ächte Hand wurde hergestellt, die Lücken der überall grassirenden Censur ausgefüllt, die Veränderungen, meist Abschwächungen und Verstümmelungen, gut gemacht. In fast allen Stücken hat er selbst noch bessernd, feilend, mildernd die Hand angelegt. So erscheint denn das Werk, und nicht bloß etwa durch den Zuschuß bisher ungedruckter Aufsätze, als ein neues und unversehrtes Vermächtniß des genialen Mannes.

Fallmerayer hatte vor, diesem ersten Bande eine Selbstbiographie vorauszuschicken. Die Skizze war im Kopfe fertig; sein jäher Tod hat uns diese Bekenntnisse mit entrissen, ein entschiedener Verlust. Gut, daß wenigstens seine letzten Gedanken und Ansichten, sein historisch-politisches

Teſtament, in den „Geſammelten Werken“ geborgen ſind. Gerade das, was er gegen das äußerſte Ende ſeines Lebens hievon niedergeſchrieben hat, iſt ein wahrer Schatz von Weisheit, mit jenem Gepräge der Ruhe, des Ernſtes, der Weihe angethan, welches die innere Beſeligung und die Siegesgewißheit des tief in die Zukunft ſchauenden, ſcheidenden Helden verbürgt.

Ich hielt es nun für Pflicht, verſuchsweiſe einen Abriß ſeines Lebens und Weſens zu geben. Ich dachte dabei wohl an Goethe, wenn er räth: „vergebens bemühen wir uns, den Charakter eines Menſchen zu ſchildern; man ſtelle dagegen ſeine Handlungen, ſeine Thaten zuſammen, und ein Bild des Charakters wird uns entgegentreten.“ Thaten ſind aber auch und fürwahr nicht die geringſten die Werke des Geiſtes, die Wettkämpfe auf dem Plan des Wiſſens und Forſchens, die Schlachten für die Befreiung des Menſchengeſchlechts aus Irrthum, Wahn und Aberglauben; und „länger denn die Thaten beſtehet das Leben des Wortes, das mit der Huldinnen Liebesgunſt aus tiefem Gemüthe die Zunge ſchöpft.“ (Thierſch nach Pindar.)

Wie immer dieſer Verſuch zuſagt, die Thatſachen, welche er erzählt, die Grundſätze, welche er ausſpricht, ſie ſind alle geſchichtlich treu und wahrhaft, geſchöpft theils aus einem guten Vorrath von Urkunden, theils aus der

lautern Quelle langgenährter, inniger, offener Freundschaft. Zu dem, was hier kurz und wie es nicht anders sein kann, manchmal als scharfes und kantiges Relief beigebracht ist, geben die hinterlassenen Werke sattsame Erörterung, hinreichenden Commentar.

Was endlich aus dem weiteren literarischen Nachlaß Fallmerayers, insonderheit aus den höchst inhaltsreichen, werthvollen und anziehenden Tagebüchern seiner Zeit ans Licht gehört, will ich eben der Zeit überlassen.

München, im September 1861.

Dr. Georg Martin Thomas.

Inhalt.

Seite

Zur Lebensgeschichte Fallmerayers . . . . XI — XLVIII

Konstantinopel und seine Umgebungen . . . . . 1 — 36
I. 1
II. 10
III. 26

Aegypten und Syrien . . . . . 37 — 95
Groß-Kairo und die Mission des Islam 39
Semilasso und die ägyptischen Fellahs 53
Noch ein Wort über die ägyptischen Fellahs, über den „Verstorbenen" und über deutsche Colonien im Orient . 70
Aleppo 85

Palästina . . . . . 97 — 253
Vier Wochen in Jerusalem
I. 99
II. 107
III. 116
IV. 131
Die heiligen Oertlichkeiten in Jerusalem 143
Das Todte Meer 173
Titus Toblers dritte Wanderung nach Palästina im Jahre 1857 239

Seite

Anatolische Reisebilder . . . . . 255—338

Nach Athen 257

Athen 261

Nach Konstantinopel 278

Konstantinopel 286

Sinope. Samsun. Trapezunt 299

Das Diplomatengastmahl auf Haider-Pascha 313

Nachruf an Bujuk-dere 332

Byzantinische Correspondenz . . . . . 339—408

Das osmanische Reich und Mehemed Ali's Schutzredner . 341

Ibrahim Pascha's Rückzug aus Syrien 359

Die Dinge in Syrien und Aegypten 367

Mehemed Ali's Unterwerfung 374

Die Lage der Dinge am Bosporus 380

Die Türkei und Aegypten 386

Christenthum und Islam 391

Die Türkei und die Diplomaten 397

Das Manöver auf Haider-Pascha 400

Verbesserungen.

S. 27 Z. 11 u. 10 von unten lies: Protassof und Kobuklofoff.

S. 343 Z. 12 von oben lies: Deir-el-Kamar.

Zur Lebensgeschichte Fallmerayers.

multum ille et terris jactatus et alto,
multa quoque et bello passus.

Aus engem Umkreis und knappen Verhältnissen heraus sich zeitig auf eigene Füße stellen und ein festes sittliches Besitzthum erringen, ist immer das Zeichen ungewöhnlicher Geisteskraft. Diese Selbständigkeit der Gesinnung durch das ganze Leben bewahren, mit Entbehrung des äußern Wohlbehagens und unverlockt durch glänzenden Schein, vielmehr im unausgesetzten Kampfe mit Bedrängniß, Haß und Verleumdung, sich selbst treu bleiben, treu der Wahrheit und ihrem Dienste, verräth eine edele, bewundernswerthe Natur. Auf solche Vorbilder, solch seltene Männer gebürt es zu eigener Kräftigung immer wieder aufzuschauen: dieser Cultus dankbarer Nachahmung ist ein später, aber herrlicher Lohn der großen Todten.

Zu diesen seltenen Männern gehört Jakob Philipp Fallmerayer.

Er war geboren am 10. December 1790 im Weiler Bayrdorf, Gemeinde Tschötsch, unweit Brixen. Der romantisch gelegene Ort, hoch über der Eisakschlucht, mit weiter Ausschau in das Bergcastell von Südtirol, erweckte in dem Schafe hütenden, sinnigen Knaben wohl frühe jene tief-schwärmerischen Gefühle für Schönheit der Natur und Pracht der Landschaft, welchen wir in seinen Schriften so oft und so gerne begegnen.

Diese Bilder der schönen Heimat, diese Eindrücke der stillen Kindheit begleiten ihn allerwegen und treten selbst in weitester Ferne vor seine Seele.

„Die milde Tageshelle und das schöne Himmelblau, der Strom, die Felsen und die Gebirge, die von allen Seiten den Gesichtskreis der Insel Phile begrenzen, riefen in diesen zwei schönen Tagen die Erinnerung an die Sommerabende, die ich in den Jahren 1799 in den Gebirgen meines Heimatlandes genossen habe, in meine Seele zurück. Obwohl damals noch ein Kind, kannte ich doch jene unerklärbare Sehnsucht, fühlte ihren süßen Schmerz. Der Baumgarten, der mit Gebüsch bekleidete Felsenabhang, der Born, der Birnbaum und das Rauschen des Abendwindes in den grünen Blättern, die langen Schatten bei der sinkenden Sonne, die rothen Beeren, der Schall der Feierabendglocken am Vorabend von Johann d. Täufer, Mariä Heimsuchung, Assumptio B. V. M., unvertilgbare Bilder jener seligen, auf immer entflohenen Zeit! Ohne Berge, ohne Felsen und Sonnenhelle für mich keine heitere Stunde! O Phile! o einsames friedliches Eiland mit deinen Ruinen, deinem ewig heiteren, milden Himmelsblau, wie könnte ich je vergessen deine Palmen, deinen Strom, deine Pfade, die Stille deiner Säulengänge und Tempelgemächer." (Tagebuch der ägyptischen Reise 1. 2. Februar 1832.)

Den armen Bauernsohn brachten einsichtige Geistliche, sein Talent erkennend, in die Domschule von Brixen, wie sie dachten „zu künftigem Nutzen der Kirche". Bei aller Mangelhaftigkeit des dortigen Unterrichts wurde Fallmerayer, namentlich in der griechischen Grammatik von Valentin Forer wacker geschult. Er hat diesem wie er einmal schreibt „vortrefflichen, gelehrten und untadeligen" Manne, später Gymnasialpräfecten in Brixen, Zeitlebens ein treues und lohnendes Andenken bewahrt.

Während des Aufstandes der Tiroler im J. 1809 entwich er, der klösterlichen Schranken überdrüssig, heimlich nach Salzburg. Die Aermlichkeit des Lebens und des Unterhalts durch

Privatstunden ertrug der nach Unabhängigkeit ringende Jüngling gerne: die größere Freiheit der Bewegung, zum Theil trefflicher Unterricht und die Erlaubniß der unbedingten Benützung der Bücherei von St. Peter ließen der Wißbegierde und dem Lerneifer alle Entbehrung vergessen.

Pater Albert Nagnzaun, ein Jünger der Göttinger Schule, führte Fallmerayer in das Studium der semitischen Sprachen ein, von Maus entzündete in ihm die angeborne Liebe für historische Wissenschaft. Die geistige Wiedergeburt, in welcher damals Bayern unter Max' I. aufgeklärtem Régime begriffen war, wirkte natürlich auch auf das gleichfalls noch bayerische Salzburg, eine Provinz, welche seit der Reformation mächtig angeregt, trotz der härtesten Verfolgungen noch im vorigen Jahrhunderte, der Leuchte des Geistes nie völlig beraubt worden war.

Nur zufällige Umstände der Regierungspraxis hinderten den Eintritt des jungen Mannes in die berühmte Benedictiner-Abtei Kremsmünster. Nach zweijährigem Studium der Gottesgelahrtheit — und er hatte diese so ernsthaft getrieben, daß er bei seinem wunderbar treuen Gedächtniß sein Leben lang auch im theologischen Detail den gefürchteten Gegner spielte und mit Bibel, Kanon, Legende und Kirchengeschichte gar manchen ex professo Theologen in den Sand gestreckt hat — siedelte Fallmerayer als königlicher Stipendiat und von einem Privatmanne reichlich unterstützt über auf die Landesuniversität in Landshut. Hier sollte nun noch die Jurisprudenz versucht werden; allein Neigung und Trieb fesselte an den historischen, linguistischen und classischen Studien; Thiersch' neue Grammatik befestigte und ordnete die Kenntnisse der mit Vorliebe gepflegten griechischen Sprache.

Fallmerayer hatte in diesem Zeitraum seiner Studien zu Salzburg und Landshut den Geist frei und hoch gehoben. Im

verjüngenden Sonnenschein der alten Literatur und im frischen Anhauch deutsch-nationaler Begeistigung wichen auch ihm die altstarre Kirchendogmatik und die dickkrustige Katechese zurück ins Reich der Schatten. Fallmerayer blieb fortan und sein Leben lang ein glühender Verehrer der classischen Schriftsteller von Hellas und Rom. In dieser Schule hat er sich selbst zum classischen Schriftsteller deutscher Rede, dauernden Ruhmes, emporgearbeitet. Die von erster Jugend an schwellende Abneigung gegen pfäffisches Wesen und rechtgläubige Herzlosigkeit hat ihn zwar abgehalten, den Läuterungsgang, welchen Theologie und Philosophie im Verlaufe der Zeit genommen, streng historisch zu verfolgen und gleichsam in sich selbst durchzumachen, aber das Mark der Religion hat er um so reiner in sich getragen, und den Geist des Christenthums um so tapferer und freimüthiger vertheidigt.

Im Herbste des Jahres 1813, als nach den Heldenschlachten der Preußen und Russen und dem Eintritt Oesterreichs in die Coalition gegen Napoleon I. auch Bayern genöthigt war, dem Rheinbund zu entsagen und sich auf die deutsche Seite zu stellen, trat Fallmerayer, dem weder die Jurisprudenz behagte noch die nächste Zukunft im bürgerlichen Leben anderes als Unsicherheit und Nothdurft verkündete, — nicht ohne „stolze Hoffnungen, dergleichen sich freilich ein in einer Landhütte geborner Mensch nicht sollte träumen lassen“ — unter die Fahnen.

Als Unterlieutenant in der Infanterie hielt er sich gleich in der ersten bedenklichen Schlacht bei Hanau so wacker, daß er öffentlich vor der Fronte belobt ward. Er schonte sich nicht, er wollte als Soldat seine Carrière machen. Der Winterfeldzug und die zum Theil mörderischen Gefechte bei Brienne, Bar und Arcis sur Aube vom Jahre 1814 waren eine harte, aber stählende und zugleich fruchtbare Lehrübung. Nach dem ersten Pariser Frieden blieb er ein volles Jahr beim Occupationscorps am linken Rhein-

ufer in der Umgegend von Landau und Speier. „Wir lebten da herrlich, es ging mir überall und allzeit gut."

Beim Wiederausbruch des Krieges wurde Fallmerayer in den Generalstab gezogen, allein der Feldzug verlief für diesen Theil der deutschen Armee ohne That. Die Schlacht von Waterloo endete mit Einem Schlag den Krieg. Als Galopin des Brigadegenerals Grafen von Spreti verlebte nun Fallmerayer mehrere Monate unter sehr angenehmen Verhältnissen auf einem Landsitze bei Orleans — dorthin war über Nancy und Chalons sur Marne der Marsch gegangen.

Damals erwarb er sich, wie er gerne rühmte, neben ausgezeichneter Fertigkeit in französischer Rede jene Feinheit und „Politur", die ihm denn auch später überall Thüren und Herzen geöffnet hat. Zugleich gab der soldatische Verkehr erwünschte Gelegenheit, die Sprachenkenntniß durch das Spanische zu erweitern, während die stillere Muße benützt war, des größten Römers Commentarien in Fleisch und Blut überzuführen.

Nach dem zweiten Pariser Frieden zog das Corps im November 1815 aus den bisherigen Cantonirungen ab und über den Rhein zurück. Fallmerayer kam mit einem Bataillon des 11. bayerischen Infanterieregiments nach Lindau in Garnison. Die freundliche Bodenseestadt blieb ihm immer werth und theuer; die Anderen langweilige und unfruchtbare Dienstzeit wurde gewissenhaft und zu reichem Erfolge der Zukunft verwendet. Die alten Studien wurden erneuert, befestigt, ausgedehnt; namentlich neugriechisch, türkisch, persisch zähen Fleißes erlernt. „Aus Dilettanterie lerne ich jetzt die griechische Sprache von Grund aus" — schreibt er unter anderm damals — „und lese nach der Wachtparade, drollicht genug, den Homer oder Tacitus." „Ich arbeite" — so einandermal — „als wäre ich auf der Universität."

Im Frühlinge 1818 nahm Fallmerayer den Abschied vom

Soldatenleben. Es trieb ihn, das gewonnene Gut des Wissens als Lehrer in Bayern zu verwerthen. Er eröffnete seine pädagogische Wirksamkeit als lateinischer Obervorbereitungslehrer am Gymnasium in Augsburg.

Noch wehte damals in Bayern — leider aber nur auf kurze Zeit — ein lebensprießender Hauch, ein Odem des Geistes, durch das schöne Land. Von der Lust, mit welcher dazumal die classischen Studien an den bayerischen Schulen getrieben wurden, von dem regen und befruchtenden Ernste der Lehrer, von dem reinen und ausharrenden Eifer der Lernenden hat man heutzutage kaum mehr eine Vorstellung, nachdem die Zeit überhaupt eine andere geworden ist, nachdem eine wahre Pseudoprolification von Plänen, Erlassen und Verordnungen, von Instructionen, Regulativen, und Normativen und dergleichen den Stamm der Schule in Bayern jämmerlich verschnitten und übel verknoppert hat.

Von dem kräftigen Sein und schönen Sinn jener jugendfrischen Periode zeugen denn auch die noch vorhandenen Studien, Entwürfe und Ausarbeitungen des berufsfrohen, als Lehrer hoch geachteten und geliebten Mannes, nicht minder die lebhafte und mannigfache Correspondenz, welche er mit Alters- und Fachgenossen, mit verehrten Lehrern, mit seinen Vorgesetzten unterhielt. Die Gewohnheit Fallmerayers auch das kleinste, was er veröffentlichen wollte, vorher zu entwerfen, zu glätten und zu feilen — wie das bekanntlich ein Lessing und ein Göthe gleichfalls thaten — tritt schon in diesen früheren Studien, wie in seinen ältesten Briefen merkwürdig hervor, und Dank dieser strengeren Art, selbst von Freundesbriefen Kladden zu machen, ist uns manches geschenkt, was auf jene Periode seines Lebens einen erwünschten Lichtstrahl wirft. Schon damals schreibt der vielgewandte Mann in ganz origineller, launig-heiterer oder sarkastisch-grimmiger Weise, bald griechisch oder lateinisch, bald neben

der deutschen in den modernen Sprachen. In jenen an die Männer des Fachs, Thiersch, Ast, Niethammer, aber auch an alte Schul- und Kriegskameraden, nun Friedenslieutenante auf lange Zeit und lange Weile; in diesen an die Freunde und Bekannte vom Süden und im Westen, sowohl italienisch als französisch.

So sehr ihm die Stätte seiner Kindheit und die „liebliche Waldeinöde Schalders" ans Herz gewachsen war, so oft die Erinnerung auf die Berge der Heimat und ihren Sonnenglanz zurückführte —

„nescio qua natale solum dulcedine cunctos
ducit"

das Leben in Brixen „dem alten Feuerherd des Aberglaubens" konnte er nie mehr lange ertragen. Gleich der erste Wiederbesuch im J. 1818 machte auf ihn den wehmüthigsten Eindruck und erregte seinen unbändigen Groll gegen das dortige Regiment. „Am 16. September" — schreibt er — „erblickte ich im Abendschein die leuchtenden Zinnen der Vaterstadt. Allein die Freude, mit welcher ich sie wiederzusehen hoffte, wurde gleich beim ersten Eintritt getödtet. Es war acht Uhr Abends, bereits finster, kein Fußtritt hallte durch die Straßen, keine Stimme ließ sich hören, keine Lampe flimmerte an den Fenstern, die Straßen schienen öde, ausgestorben; tiefer in der Stadt begegneten mir die traurigen Töne des Ave Maria aus finstern Gängen her; alles übrige war leer, nächtlich stumm. Ich war muthlos, verwünschte meine eitle Sehnsucht, wäre herzlich gerne wieder umgekehrt. . . . . Alles predigt hier laut die Hinfälligkeit der irdischen Dinge und das Jammergeschick der Menschenkinder. Mit jedem Schritte traten mir Erinnerungen aus den abgelaufenen Jugendjahren und der alten Pracht meiner Vaterstadt entgegen . . . . . Nur die Sonne scheint noch mit alter Pracht, alle andere Herrlichkeiten sind vorüber gegangen. . . . . Mit Septembers

Ende zog ich auch wieder fort gegen meine nördliche Heimat hin, irrte auf Bergen und Alpen herum, besuchte die Quellen des Eisak, weilte einige Zeit zu Innsbruck und begrüßte am 10. (Oct.) die schönen Brunnen der Augusta Vindelicorum. . . . . Das arme Tirol gleicht jetzt einer halbasiatischen Provinz; Kumaner, Zigeuner, Vinschgauer und anderes Gesindel, wovon die Bayern jede Spur vertilgten, zieht wieder frei auf den Heeresstraßen. . . . Glücklich, dreimal glücklich preise ich daher das Bayerland, auf seinen schönen Straßen wandelt man ohne Furcht, allenthalben gesichert bei seinem Eigenthum und seinen Rechten: Es lebe der König!"

Aber nicht lange, so zogen auch wieder finstere Wolken über das Bayerland. Wie alle hell sehenden und patriotischen Männer jener Zeit, zählt auch Fallmerayer diesen Rückschlag, die Umkehr von Einführung des Concordats. Rief ja dieser erste gelungene Anlauf der „Römlinge" gerade in Augsburg sofort die ärgste Spannung und heftigste Widerart hervor. „Bei uns" — schreibt er im Frühjahr 1819 — „fängt der Parteigeist sich zu regen an. Das Concordat kam, wie es scheint, gleich dem Evangelium in die Welt, um den Krieg und nicht den Frieden zu bringen. Die Katholiken Augsburgs, bei weitem die Mehrzahl, größtentheils von polemischem und gleich den Protestanten unduldsamem Geiste belebt, verlangen eine Trennung des katholischen vom protestantischen Gymnasium. . . . Herr Vetter Serra-Cassano scheint zu wissen, daß die alten Römer ein altes Sprichwort hatten: divide et impera."*) Das unheimliche widerwärtige Spiel, welches nur

*) Schon damals kämpft der Mann mit jenem scharfen Spott und sarkastischen Hohn, der später seine zweischneidige Waffe bildete. „O, der Mann Gottes" — heißt es in einem anderen Briefe jener Zeit — „wie ist er so bleich im Angesicht, wie er sich kasteiet und sein Fleisch abtödtet — erst um vier Uhr speist er zu Mittag, um Gott desto eifriger zu dienen —

allzuschnell vor seinen Augen sich entwickelte, erfüllte ihn bald mit Wehmuth und trübte seine Stimmung, bald fachte es seinen Ingrimm gegen die „ultramontanischen Bonzen" bis zum ungestümen Ausbruch der Zunge an. Es ist keine Frage: wer über die Ursachen der Revolutionen dieses Jahrhunderts schreiben wollte, müßte die Geschichte der Concordate mit vorzüglicher Sorgfalt und scharfer Witterung verfolgen.

Im Jahre 1821 wurde Fallmerayer an das Progymnasium nach Landshut versetzt und 1824 ebenda zum Lehrer der Oberclasse ernannt; 1826 aber, nach Verlegung der Universität von dort in die Residenzstadt München, zum Professor der Universalgeschichte und Philologie am neu errichteten Lyceum von Landshut erhoben. Seine Wirksamkeit als öffentlicher Lehrer, in den untern Classen, wie auf dem Katheder im freien Vortrage, war eminent und von nachhaltiger Kraft.

Im Sommer 1831 schloß er diese Vorlesungen, um mit Urlaub als Begleiter des russischen Grafen Ostermann-Tolstoï in den Orient zu reisen. Dorthin stand von frühe an die Sehnsucht des forschbegierigen, wanderlustigen Mannes: — „für mich sind die immer grünen Berge von Kolchis das verlorne Paradies, das Land der ungestillten Sehnsucht, die beglückte Insel, das fabelhafte Panchaia mit den fetten Triften, die Heimat der Stille und des Friedens, deren Ahnung überall in der bedrängten

---

so sagen die frommen Weiber bei uns hier über den päpstlichen Nunzius Graf Serra Cassano, Erzbischof von Nicäa, der uns auf einige Tage besucht hat. Die thörichten Geschöpfe, sie wissen nicht, daß man seine Heuchler und durchtriebene Köpfe zu den dummen Deutschen sendet — sie wissen nicht, daß der heilige Mann ein Frühstück nimmt, welches anderswo für eine schwelgerische Mittagstafel gelten könnte. Dieser heilige Mann, bekanntlich ein Erzknecht und Intrigant, ging und fuhr in der Stadt herum, bald mit gesenktem Blicke, bald zum Himmel sein italienisches Auge erhebend und einem Rudel andächtiger Frauen alle Morgen Segen spendend."

Brust des Menschen wohnt. Trabisonda und das immer grüne Kolchis ist das Land der wachenden Träume aus der ersten Knabenzeit, ich mußte seine Lüfte athmen, es war mir auferlegt"*) — und dort war Fallmerayer durch Studium und Vorbereitung längst kein Fremdling mehr.

Noch als Progymnasiallehrer (1824) hatte er die Preisfrage der k. dänischen Gesellschaft der Wissenschaften in Kopenhagen über „das Kaiserthum Trapezunt" gelöst. Jene gelehrte Körperschaft hatte seine Abhandlung nicht bloß mit der Goldmedaille gekrönt, sondern auch der „ausgezeichneten Gelehrsamkeit, der scharfen Beurtheilungskraft und der klaren Darstellung des Verfassers" besonderes Lob zuerkannt.**) Nach weiteren Forschungen und glücklichen Entdeckungen in Wien und Venedig erwuchs aus dieser staunenswerthen Arbeit im J 1827 die „Geschichte des Kaiserthums von Trapezunt." Die Vorrede, welche das classische Werk einleitet, diente während der Abwesenheit des Mannes mit dazu, den hervorragenden, geist- und schwungvollen, von seinen Zuhörern warm verehrten, und deshalb, wie man hier zu Lande einmal glaubt, staatsgefährlichen Lehrer zu verdächtigen und aus seiner Wirksamkeit zu entfernen.

Das Aufsehen der „Geschichte von Trapezunt" war so allgemein, als das Lob und die Anerkennung. Die ersten Schiedsrichter, die bedeutendsten Gewährsmänner trafen in dem Urtheil und in der Bewunderung dieses Werkes einhellig zusammen.***)

---

*) Fragmente I, 293.

**) Brief Oersted's d. d. Kopenhagen 20. August 1824.

***) Es ist gewiß nicht unstatthaft und unschicklich, hier einiges zum Zeugniß der Wahrheit wiederzugeben. K. B. Hase, der Altmeister hellenisch-byzantinischer Wissenschaft, widmete dem Buche eine eingehende Anzeige im Journal des Savans, October 1828 und schließt mit den Worten: un très-bel ouvrage, digne de la distinction que lui a accordée l'Académie des sciences de Copenhague, et de l'accueil que

Auch in Bayern ward dem gepriesenen Werke seine Ehre; doch hatte es hier, wie schon angedeutet, seine eigenen Bedenken. Dieser Geist der Forschung, dieser Freimuth der Sprache mußte

---

lui feront sans doute les savans de l'Europe. Eben die Vorrede, welche dem Verfasser in Bayern zum Vorwurf und nachschleichenden Verderben gereichte, bezeichnet er als „préface écrite d'un style animé et noble, elle prouve que, comme écrivain, M. Fallmerayer peut encore prétendre à un tribut d'éloges mérité.“ Das Begleiteschreiben zu dieser Kritik sagt: „durch neue Aufschlüsse, kritischen Sinn und geistreiche Behandlung zeichnet sich Ihre Arbeit so vortheilhaft vor den meisten Geschichtswerken unserer Zeit aus, daß jeder Freund der Wissenschaft Sie auffordern muß, uns bald wieder mit ähnlichen Früchten Ihres gründlichen Studiums zu beschenken. Möchte doch die Lehrstelle der Allgemeinen Geschichte an der Münchener Universität, um die Sie sich, wie Sie schreiben, bewarben, und auf welche gewiß niemand gegründetere Ansprüche hat als Sie, Ihnen jetzt schon die verdiente Muße gewähren, welche zu baldiger Beendigung mehrerer solcher Arbeiten nöthig ist (d. d. Paris 29. Junius 1828).

„Vous avez rendu, Monsieur, schreibt Sylvestre de Sacy, par cet ouvrage un vrai service à la littérature, et je ne puis que joindre mon suffrage à ceux que votre travail a déjà obtenus“ (d. d. Paris 1r Juin 1829).

Niebuhr, der Fallmerayer mit für die Herausgabe der Byzantiner zu gewinnen suchte, eröffnet seinen Antrag also: Ew. Wohlgeboren haben Sich durch die Entdeckung einer Geschichte, die hoffnungslos verloren schien, und deren vortreffliche Bearbeitung ein unvergängliches und ungewöhnliches Verdienst erworben“ (d. d. Bonn den 14. November 1828).

Eine Stimme im Foreign Review (1828. I, p. 305) sagt: „the author, an oriental and greek scholar himself, and versed in most modern languages, has done every thing to render his work complete and perfect . . . the author combines with profond learned historical researches a lively spirited style, and enters into many interesting details, especially with reference to commerce, and shows at the same time, that he has contemplated history with the mind of a philosopher.“

In der deutschen gelehrten Presse wurde das Werk vielfach besprochen. „Das ist einmal ein Werk, welches dem deutschen Forschungsgeiste, der deutschen Gelehrsamkeit und auch der deutschen — Freisinnigkeit alle Ehre macht! Wir suchten für dasselbe einen Nebenmann in unserer neuesten historischen Literatur; aber wir fanden — keinen.“ Preßzeitung im

mindestens auffällig und besorglich, vom Standpunct der neuerwachenden Hierarchie aber anstößig, ja verdammlich erscheinen*).

In jene Landshuter Periode fällt auch noch die Herausgabe des ersten Theils der „Geschichte der Halbinsel Morea" 1830. Der zweite Theil derselben folgte nach der Rückkehr von der großen Reise im Jahre 1836.

Der Schlagsatz des Buches, den Fallmerayer zunächst aus dem Quellenstudium der Byzantiner wieder hervorzog und mit scharfer Kritik ans Licht stellte, daß die heutige Bevölkerung von Hellas und dem Peloponnes wesentlich aus nichthellenischen, namentlich slavisierten oder slavischen und albanischen Gemengtheilen bestehe, weil eine zweifache „materielle Revolution", zu-

---

Mitternachtblatt für gebildete Stände 1828. Wolfenbüttel 19. Juni Nr. 97.

„Sei diese Schrift als eine der gehaltvollsten Jedem empfohlen, welcher sich für gründliche Geschichtsforschung interessirt, und verbreite Licht, wo bisher Nacht war oder doch Dämmerung," schließt eine Recension in den Ergänzungsblättern zur Allgemeinen Literatur-Zeitung Februar 1830. Nr. 16.

„Es kann für eine Eroberung im Gebiete des Wissens angesehen werden, wenn es Hrn. Prof. Fallmerayer gelungen ist, ... eine vollständige Geschichte des Kaiserthums Trapezunt darzustellen und dadurch eine Lücke auszufüllen, die den Historiker oft genug in Verlegenheit setzte." Blätter für literarische Unterhaltung Nr. 294. 21. October 1830.

*) Man zollte zwar „dem eminenten Talente, die — zum Theil bisher noch ganz unbekannten, wenigstens unbenutzt gebliebenen Quellen in einem großen Sinne zu bearbeiten und die daraus geschöpften Materialien in ein Bild zusammenzufassen" Anerkenntniß, allein „einige Stellen der Vorrede und die Periode S. 349 und 350, welche mit den Worten schließt: das Joch muhammedanischer Türken schien ihnen (nämlich den christlichen Bewohnern des Byzantinerreiches) weniger drückend, weniger entehrend und weniger gefahrbringend für zeitliches und ewiges Heil, als die Herrschsucht, der Geiz und die ‚ruchlosen Satzungen' der Kirche von Rom (dies letztere ist übrigens Ausdruck eines hiebei angeführten orthodoxen Zeugen) thaten sehr wehe" und blieben unvergessen, um so mehr, als sich später der uralte Kampf der widerstreitenden Mächte, des Lichtes mit der Finsterniß, erst recht breit und nachhaltig in Bayern entwickelte.

erst vom sechsten Jahrhundert an eine slavische und dann, im vierzehnten Jahrhundert, eine schkypetarische Einwanderung und Eroberung diese Provinzen fast vollständig umgewandelt habe, bis sie dann den Türken erlagen, traf gerade mit dem Philhellenismus im gelehrten Abendland zusammen. Die gerechte Theilnahme am Freiheitskampf von Neu-Hellas vermengte sich mit der gerechten Bewunderung des althellenischen Geistes und glaubte einer solchen Entwerthung des autochthonen nationalen Elements entschieden entgegentreten zu müssen. Natürlich daß dem Urheber nicht bloß wissenschaftlich der Krieg erklärt, sondern auch politisch der Vorwurf gemacht wurde, er sei ein Gegner des neu zu bildenden griechischen Reiches.

Als dann Fallmerayer durch langen Aufenthalt im illyrischen Dreieck selbst die alte geschichtliche Ueberlieferung noch durch das Volksthum der Gegenwart bestätigt fand, nebenbei aber die ideale Aufrichtung von Neu-Byzanz mit den gegebenen Mitteln und unter dem Wechseldruck hoher europäischer Politik offen bezweifelte, brach theilweise unversöhnliche und leidenschaftliche Fehde aus, welche auch noch die letzten Tage des Mannes vergällte, der wahrlich jeder Nation die Freiheit vergönnt hat.

Auch in dieser Capitalfrage hatte übrigens Fallmerayer gleich vom Anfange an gewichtige Bundesgenossen. Ich glaube mich nicht zu täuschen, daß vor allem der Consens von Hase in Paris, noch ehe und lange bevor Fallmerayer scharf mit seiner Griechenthese auf den Platz trat, diesen in seinem Forschen, wie in seiner Ansicht bestärkte*). Und wenn ihm die Verfechtung

*) Dieser treffliche Gelehrte, gewiß ein zuständiger Richter, urtheilte, als ihm Fallmerayer nur erst die Uebersicht seiner Abhandlung über Trapezunt für die Kopenhagener Akademie mittheilte, also: „es ist die Geschichte des Untergangs des hellenischen Stammes in den von der Natur wohl vertheidigten Ländern an der Südküste des Pontus. Wo Ihre Ab-

seiner Sache bis zum Ende des Daseins als Last auferlegt war, so hatte er, gleichsam zur Sühne, wenige Tage nach seinem Schei-

---

handlung aufhört, beginnt eine zweite Epoche: allmähliche Vernichtung desselben Stammes im Norden des europäischen Griechenlands; Gott gebe, daß wir nicht eine dritte erleben, die Ausrottung der letzten Ueberbleibsel dieses Stammes in der eigentlichen Hellas. Aber die Waffen entscheiden über die Welt, und nicht Ueberlegenheit der Cultur, sondern Streitbarkeit und Sinneseinheit erhalten die Völker." (Paris d. d. 15. Mai 1825.)

Wie Hase erfährt, daß Fallmerayer an seinem Morea arbeitet, schreibt er: „Mit Vergnügen sehe ich, daß Sie an einer Geschichte der Revolutionen des Peloponnes im Mittelalter arbeiten. Das ist ein glücklich gewählter Gegenstand, zu einer Zeit, wo die Blicke von ganz Europa auf die endlich befreite Halbinsel gerichtet sind. Auch bin ich überzeugt von der Richtigkeit Ihrer Ansicht. Es ist freilich bequemer, Alltagsideen folgend, keine Unterbrechung zwischen Perikles und Kanaris anzunehmen, und in den Räuberbanden der Mainoten die alten Spartaner, Zug für Zug, wiederzuerkennen. Aber bei näherer unbefangener Untersuchung, die sich nicht durch Wortgeklingel und Enthusiasmus verblüffen oder bethören läßt, gestalten sich die Dinge anders, und Konstantinus Porphyrogennetus' einfache Aeußerungen reichen, dünkt mich, hin, um zu beweisen, daß im siebenten und achten Jahrhundert die hellenische Bevölkerung des Peloponnes fast gänzlich verschwunden und durch slavische Ansiedler ersetzt war. Schon vor Monaten fand ich Gelegenheit diese Meinung auszusprechen, da ich als Secrétaire de la Commission de l'Institut pour diriger l'expédition scientifique envoyée en Morée die von hier aus dorthin geschickten Zeichner, Geographen und Philologen, siebzehn an der Zahl, mit Instructionen versehen mußte. In diesen habe ich unter andern empfohlen alles zu sammeln, was über jene, ehedem so zahlreiche, jetzt fast ganz wieder verschwundene slavische Bevölkerung des Peloponnes — denn die heutigen Albanesen in Achaja, Argolis und Arkadien sind ein anderer Stamm — Aufschluß geben könnte; und ich freue mich, daß wir beide, jeder auf seinem Wege, zu denselben Ergebnissen gekommen sind." (d. d. Paris, 16. März 1829.)

Später gesteht Schlosser gelegentlich, „seitdem ihm der gelehrte Tübinger Prof. Tafel mündlich noch manches mitgetheilt hat," offen ein: „daß er Fallmerayers Ansicht für die richtigere halten muß, so sehr er ihr vorher entgegen war." „Er hat — fährt er fort — selten etwas Stärkeres, Kühneres, Gründlicheres gelesen, als Fallmerayers Vorrede zum zweiten Theil seines Morea. Wie selten trifft man unter der Masse der täglich erscheinenden Bücher ein einziges an, das auf mehreren hundert

den die Rechtfertigung, im englischen Parlament von einer entscheidenden Persönlichkeit hierin als Zeuge vorgerufen zu werden*).

Drei Jahre dauerte die erste große Reise. Aegypten und Nubien, Palästina und Syrien, Cypern, Syrien, Rhodus und die übrigen Sporaden nebst den jonischen Küsten, Konstantinopel, die Cycladen, das griechische Festland, zuletzt die sieben Inseln und Neapel wurden besucht, durchwandert und durchforscht. Gar vieles, was während dieser denkwürdigen Reise von Fallmerayer beobachtet, ab- und niedergeschrieben wurde, liegt noch im Tagebuch geborgen. Anderes bringen die „neuen Fragmente" zur allgemeineren Kenntniß.

Nach der Heimkehr (1834) fand Fallmerayer vieles geändert, seine historische Professur aber einem andern übertragen. Das ganze Schulwesen war wieder von oben bis unten nach dem altbeliebten System des Zwangs und der Furcht zugerichtet, aus dem, wie es scheint, in Bayern keine dauernde Erlösung zu hoffen ist.

„Im Lehrfache" — sagte man dem Manne — „sei jetzt für ihn nichts mehr zu thun, da er große Reisen gemacht und auch verschiedenes geschrieben habe." Fallmerayer, dieser durchblickende Hermeneut diplomatischer Courtoisie und höfischer Phraseologie, erkannte natürlich ohne Mühe, was hinter solchen Worten zu suchen sei; er begriff sofort, daß es mit seiner Professorschaft in Bayern, mit dem öffentlichen Lehramt der Geschichte, zu dem er

---

Seiten so viele wahre Belehrung gewährt, als Fallmerayers Vorrede auf wenigen Seiten. Der Mann hat nicht, wie das zu gehen pflegt, vor Gelehrsamkeit, Tiefe der Speculation, Objectivität der Auffassung, Begeisterung der Poesie und wie die Ausdrücke sonst heißen, den gesunden Menschenverstand verloren. Er hat selbst den Orient und Griechenland gesehen, er hat gedacht und das Gedachte mit dem Gelesenen verglichen. Man lese ihn!" Heidelberger Jahrbücher 1837. Nr. 12. S. 183.

*) Vergleiche Allgemeine Zeitung vom 12. Mai 1861. Nr. 132.

gemacht und nun, wie kein zweiter, ausgerüstet dastand, ein für allemal aus sei.

„Quant au sort — schreibt er damals an seinen Gönner Grafen Ostermann — qui attend ma personne, il est facile à prévoir. Un grand personnage, muni d'un portefeuille et de la confiance illimitée de son maitre, a déclaré hautement, que le Professeur Fallmerayer est un homme distingué par ses talents et son savoir, mais qu'il ne doit pas être professeur. Mon remplaçant a été déstitué il y a deux mois pour avoir parlé avec trop de liberté et dans un sens opposé au système catholique dominant en Bavière. La dissolution du lycée où j'étois placé est déjà définitivement décrétée et au mois de Novembre je serai pour le moment sans place.... Ma carrière professorale en Bavière est à jamais terminée; l'instruction publique va être organisée à l'instar de l'Autriche ou de la Russie. (d. d. 31. August 1834.)

So blieb er zuvörderst ohne Bestimmung und in peinlicher Lage wegen Ungewißheit der Zukunft. Die Wahl zum ordentlichen Mitglied der historischen Classe der Akademie der Wissenschaften (1835) führte zu lebhafter Betheiligung an den „Gelehrten Anzeigen". Von der Erlaubniß hingegen, öffentliche Vorlesungen über Geschichte anzukünden, mit der Clausel, der Zutritt stünde nur dem „höhern Publicum" offen, müsse aber den Studenten „strenge verboten werden", machte Fallmerayer keinen Gebrauch. Gelegentlich einer Geleitsreise mit dem Grafen Ostermann bis Meißen besuchte er von dort aus das Schlachtfeld von Kulm und kehrte über Prag und die Oberpfalz nach München zurück. Nach einem Jahre anstrengender Beschäftigung — es galt dem zweiten Theil „Morea" — ging er durch die Tiroler Heimat nach Italien; die Cholera nöthigte zur Umkehr und führte den

Wanderer im Herbst über Lindau und Genf nach Südfrankreich. Winter und Frühjahr 1837 verging mit Studium und Genuß in Florenz, Pisa und Rom, im Sommer aber kehrte Fallmerayer über Genua und den Rhein wieder nach Hause. Einen Theil der Jahre 1838 und 1839 schenkte Fallmerayer den schweizerischen Waldcantonen und dem unvergessenen Paris, hauptsächlich aber wurden sie, sowie auch der ganze Winter 1840, zu Genf in innigem Verkehr mit dem Grafen Ostermann und unter beständiger Arbeit zugebracht.

Die Rückreise lud zum Besuche von Heidelberg und Tübingen. Hier lebte und wirkte damals in voller Kraft Dr. Gottlieb Lucas Friedrich Tafel. Es war eine glückliche Fügung, daß Fallmerayern in dem berühmten unvergeßlichen Tübinger Lehrer zugleich der kluge Rath des witzig-heitersten Freundes und die ausgiebige Hülfe eines stockgründlichen Kenners der mittelgriechischen Literatur zur Seite stand. Fürwahr eine herrliche Ergänzung der geistigen Thätigkeit und der wissenschaftlichen Arbeit! Gelang es dem seltenen Scharfsinn und dem sichern Fleiß des schwäbischen Meisters, so zu sagen, in der Stube merkwürdige Entdeckungen auf jenem Gebiete des Völkerlebens zu machen und namentlich die Orts- und Landeskunde einzig aufzuklären, so war es dem Fragmentisten vorbehalten, auf kühnen Fahrten und mühseligen Wegen, mit eigenem Späherauge und durch scharfen Vergleich des Jetzt und Einst die geschichtliche Wahrheit herzustellen und die Ergebnisse der Forschung durch das Licht der Thatsachen zu erhellen, zu bekräftigen. An die glänzenden Namen dieses Freundespaares knüpft sich neben Hase und Niebuhr für Deutschland die erneuerte Wissenschaft von Byzanz; sie waren die ersten der Zeit, die ersten dem Rang nach, welche auf die Wichtigkeit dieser mittelalterlichen Studien hinwiesen. Tafel und Fallmerayer haben das Verdienst unwiderleglich dar-

gethan zu haben, wie unzertrennlich im Byzantinerthum und in dem, was sich darauf stützt und es heute noch darstellt, Staat und Kirche nicht bloß verknüpft, sondern vielmehr in einen theokratisch-politischen Körper verwachsen ist; jener mehr für die gelehrte, dieser für die politische Welt*).

Eben, weil Fallmerayer die Dinge des Orients wie sie gewesen mit denen, wie sie sind, zusammenstellte und den Lebensproceß jener Völker unmittelbar verfolgte, ließ es ihm keine Ruhe, ehe er nicht bei der immer drängenderen Entscheidung der orientalischen Politik diese als Augenzeuge durch längeren Aufenthalt im turko-gräkischen Reiche recht eigentlich kennen gelernt hatte.

So traf er denn Anstalt zur zweiten großen Reise und fuhr im Sommer 1840. die Donau hinab ins schwarze Meer und von Konstantinopel nach Trapezunt. Nun sah das Auge den Sitz der einst berühmten Komnenen-Majestät, deren Geschichte der Landshuter Professor vor Jahrzehnten so gründlich und preiswürdig geschrieben hatte; nun erfreute sich Blick und Herz an der Pracht des immergrünen Buschwalds, an den schwellenden Hügeln von Kolchis!

Nach dreimonatlicher Wanderung in jenem Küsten-Paradies siedelte Fallmerayer nach Konstantinopel über. Ein volles Jahr gab hier dem ernsten und eindringenden Studium des Türkischen und der klaren und scharfen Betrachtung der staatlichen Dinge Zeit und Gelegenheit. Aus dieser Periode stammen die zahlreichen Artikel, welche, ausgezeichnet durch Neuheit der Ansichten und Bestimmtheit der Gedanken, hervorragend durch die Kraft und Wucht der Rede, wie durch den Reiz und die Anmuth der Sprache, wesentlich mit beitrugen, die Augsburger Allgemeine

*) Ein zutreffendes Zeugniß für Fallmerayers Ansichten hat jüngst Mordtmann abgegeben in den Sitzungsberichten der k. b. Akademie 1861. I. Heft II. S. 186.

Zeitung für eine gute Weile, mit Recht und Ruhm, zum gesuchtesten Blatt Europa's, zum nothwendigen Bedürfniß der feingebildeten wahrheitsliebenden Welt, zu einer Fundgrube der Geschichtschreibung zu machen. Auf die drei letzten Monate des Jahres 1841 fällt die Wanderung auf den Berg Athos, der Ritt durch die macedonische Chalcidike und der Aufenthalt in Thessalonika. Nachdem der Winter in Turnowo weise verbraucht worden, zog Fallmerayer mit dem Frühling über Pharsalus, Zitun und Euboea nach Athen, und kehrte im Sommer 1842 glücklich nach München zurück.

Die Eindrücke und Erfahrungen dieser Reise, die Urtheile und Ansichten über den Orient, das Türkenthum, den Hellenismus, die Russen und das Fatum von Byzanz gaben den „Fragmenten aus dem Orient" Ursprung und Entfaltung. In diesem berühmten Buche hat sich Fallmerayer als erster Gewährsmann über die orientalische Frage und als ein Meister deutscher Zunge ein Mal der Unvergessenheit in edler Form und von gewaltiger Wirkung aufgebaut.

Die Vorrede, von welcher Marcus Joseph Müller am Grabe Fallmerayers sagte: „daß sie für sich ein großes politisches Werk aufwiegt, daß in die große Bewegung der vierziger Jahre kein gewaltigerer Zündstoff geworfen, die Schäden unserer Zeit und unseres Vaterlandes nirgends lebendiger, schwungvoller und schärfer charakterisirt, und so ihre Heilung angebahnt worden; daß sie allein unserem Todten die Fortdauer unter jenen Gelehrten sichere, welche ihre geistige Kraft und ihre Forschungen zum Heil des Geschlechts verwerthen", stellte den Fragmentisten unter die ersten Männer, auf welche das zerklüftete Vaterland die Augen der Treue richtete; sie hob ihn damals auch in jenen Kreisen, deren auszeichnender Beifall ihm nach langer Zurückstellung zu hoher Befriedigung gereichen mußte.

„Habt den Muth selbst gerecht zu sein und ihr werdet auch gerechte Fürsten haben" — warum sollte diese These oben bedenklich, unten verwerflich erscheinen? Und ließ es sich damals nicht an, als ob die Schwierigkeit der Lage auch den Deutschen begreiflich machte, wie unbegreiflich in der That „die ideale Harmonie der achtunddreißig Selbständigkeiten sei", wie man endlich diese „Niemetzverfassung" ändern müsse, um nicht „zwischen zwei rührsamen Colossen eingeengt" zermalmt zu werden?

Die Zeit bis zur dritten Reise in den Orient (1843—1847) füllen außer der Herausgabe der Fragmente (1845) abwechselnd eifriges Studium und kritisch-polemische Journalistik, Besuche der Heimat, des Bodensee's, Fahrten in die Schweiz, nach der Lombardei und Venedig, nach Oesterreich, den Rhein hinab nach Amsterdam, nach dem deutschen Norden, nach Hamburg und Berlin. Besonders erfreut war der Reisende über die zuvorkommende Aufnahme und Auszeichnung in den Berliner Kreisen. Mehr als einen Monat verweilte er in der großen schönen Stadt, deren wissenschaftliche und künstlerische Cirkel sich dem Kolchisfahrer mit allen Ehren öffneten. Namentlich in Schellings Haus widerfuhr ihm großes Lob: „der Verfasser der Athos- und anderer Artikel gehöre unter die Wenigen, die jetzt mit Kraft und Eleganz deutsch zu schreiben verstehen; es seien Muster in omne aevum." „Welche Ehre! sono ben conosciuto ai letterati di Berlino" steht im Tagebuche des Augustmonats 1844.

Eine Zwischenzeit voll der Ehre und reich an glücklicher Erinnerung war für Fallmerayer der Aufenthalt in Hohenschwangau, am Hoflager des Kronprinzen, des jetzt regierenden Königs Max' II. Majestät, im Herbst 1844.

On voit partout tant de fureur
Et tant d'ingratitude,

Que pour trouver le bonheur,
On doit fuir dans cette solitude

steht auf einem fliegenden Blatte jener glückspendenden Tage.

Dem Jahre 1845 hat Fallmerayer im Tagebuch später die Aufschrift vorgesetzt: „Jahr der Veränderungen und der entscheidenden Schicksale." In diesem Jahre erschienen die Fragmente aus dem Orient und hoben den Verfasser auf die Höhe seines schriftstellerischen Ruhmes. „Ab omni parte suspicior" konnte er sich im gerechten Selbstgefühle sagen, denn auch in München sammelte er, selbst unter dem allmächtigen Bann von Abels kühnem und strammem Despotat, volle Garben des Ruhmes und der Bewunderung. Allein außer allem dem war es — wir irren nicht — gerade das Glück und die Gewähr jenes Aufenthalts am reizenden Schwanensee, die Befriedigung und Erwartung, welche sich an das geistige und gemüthliche Wechselspiel hohen Vertrauens knüpfte, was dieses Jahr für Fallmerayer so wichtig und jener bedeutungsvollen Ueberschrift werth erscheinen ließ.

Wenn diese Zeit und die nächsten Jahre gleich hoher Auszeichnung sozusagen das Consulat bilden, wo Fallmerayer an die Gelegenheit staatsmännischer Wirksamkeit das Anrecht weiter tragender Hoffnungen fügen durfte, wenn die Eindrücke dieser sonnigwarmen Lebensperiode trotz späterer von außen kommenden Stürme eine unvergängliche Spur im Adel des Gemüthes zurückließen, so mag es hier am Orte sein den Moment zu zeichnen, welcher Fallmerayer in den Dingen der Politik, abgesehen von den Vorzügen des feinsten gesellschaftlichen Tactes, so hoch unter seinen Zeit- und Standesgenossen emporhebt.

Fallmerayer war in Politicis weder ein Doctrinär, noch ein Diplomat der alten Schule; nicht Ansichten und Einbildungen, nicht Wünsche oder Vortheile gaben seinen Gedanken und Handlungen durchscheinenden Hintergrund. Die Dinge, wie sie nun

einmal sind, sind durch das eiserne Gesetz der Nothwendigkeit, das wirkliche Vermögen, der Vorrath der Mittel und Kräfte, eigene Anschau und unbestochene Erfahrung, sich selbst bezwingende Einsicht und kalt berechnendes Verständniß — das waren die Factoren seiner politischen Urtheile, darauf gründeten seine historischen Combinationen und bauten sich seine national-patriotischen Entwürfe.

Er nahm die Gegenwart, wie sie ist, er schilderte die Vergangenheit, wie sie war, er deutete die Zukunft an, wie sie werden muß. In diesem festen, ja starren Gepräge — bei aller Beweglichkeit seines divinatorischen und kritischen Ingeniums und so wenig er den Ausschlag neuer Kräfte im politischen Spiele mißkannte — liegt seine Größe als Historiker und Politiker; er ist deshalb ein verlässiger und wahrhafter Zeuge der Vergangenheit, ein unerschrockener und beredter Schilderer der Gegenwart, ein kluger und ernster Mahner der Zukunft. Fallmerayer ist Historiker und Politiker im Style großer Nationen und weltbeherrschender Staaten, wie ein Venezianer des fünfzehnten, ein Britte des neunzehnten Jahrhunderts. Was er geschrieben, ist eben darum nicht ein flüchtiges Gut der Zeit oder nur ein Eigen unserer Nation, es ist ein gemeinsamer Schatz für alle gebildeten Völker und ein bleibender Besitz, ein κτῆμα ἐς ἀεί.

Er war eben zugleich durch Erfahrung und Auffassung ein Mann großer und weiter Perspective. Sein Gesichtskreis umfing das Große und Ganze, und in diesem Ganzen und Großen fand eine volle, ächte, reine Liebe zum Vaterlande, welche aber durch die politische Niederlage desselben leider des nationalen Stolzes und des berechtigten Hochgefühles entbehrte, immer den Lebenspunct, den dieses deutsche Volk einnehmen, die vitale Bahn, auf der es sich bewegen soll und muß.

Mit der Zähigkeit eines Demosthenes, mit der Strenge eines

Cato wiederholt er daher, wo er es nur kann, seine Mahnungen an die Deutschen und stellt den Wächtern Europa's vor Augen, was sie angesichts der kreisenden Zeit und des in Wehen liegenden Säculums zu thun und zu lassen haben.

Er der es hundertmal beschämend erfahren, wie gering man im Ausland die Deutschen als Nation anschlägt, wie tief man den politischen Tact und die praktische Klugheit Germaniens stellt, konnte und durfte keine Mittel der Rede — die einzig möglichen! — sparen, mußte die ihm voll einwohnende Kraft der Sprache mit Stromesgewalt entladen, um unsere knechtische Einfalt, unsere kindische Hoffahrt, unser gelehrt-phantastisch-enthusiastisches Wesen mit Wortgeklingel, Phrasenschwall und Lobessprudel recht eindringlich zu zeichnen, recht empfindlich zu züchtigen und uns endlich auf die Ruhmesbahn kräftiger Entschlossenheit, mannhafter That und selbständigen Seins hinzuführen.

Kann man es einem Manne verargen, welcher nach dem Heldenthum der Jahre 1813—1815 die Wendung der Dinge in Deutschland und Europa mit durchlebt und den Rücksturz im Vaterlande seit 1849, den Todtentanz von Idstedt, den Flottenverkauf sub hastâ, die Bundesexecution in Kurhessen, Rastadt und Bronzell, Bregenz und Olmütz, Umkehr der Wissenschaft und Concordate und des Jammers mehr mit angesehen hat, kann man es, sage ich, verargen, wenn er manchmal fast am Sterne seines Volkes irre wird und für sein Leben wenigstens nur Arges, Schimpf und Schande vor aller Welt voraussieht? Und doch war Fallmerayer kein Pessimist, wie viele glauben, aber er war auch kein eitler Euelpides, kein bequemer Hoffegut, kein Patriot zwischen Suppe und Fleisch, kein Eintagspoliticus von Derwischabad, zufrieden wenn man ihm nach süßem Schlaf der Nacht am Morgen die neue Ordnung, welche auch immer, als sorgelösendes Angebinde credenzt hätte.

Eben weil Fallmerayer sagte, wie er fühlte, weil er weder sich noch andere täuschte, weil er erkannt hatte, wie langsam und mühsam sich das Gute durch das alltäglich Schlechte, die Freiheit durch den feilen Knechtessinn, die Wahrheit durch die niederträchtige Lüge Bahn bricht, stellte er dem mitlebenden Geschlechte kein Trugbild der Sehnsucht, behaglicher Ruhe, beglückenden Friedens, stillen Genusses des Daseins vor Augen.

Rastlos wie die Eumeniden, starkfüßig wie die Ate, schreitet die Revolution wachsend über Europa: kein Schlummer wird sich senken auf die müde ringende Welt, so lange nicht dem Geiste des Jahrhunderts Gerechtigkeit und dem ewigen Gesetze der aufwärtsstrebenden Menschheit williger Gehorsam geschenkt wird.

Diese Ueberzeugung und die Liebe zum Vaterlande durchzog sein ganzes Wesen, sein ganzes Leben und machte ihn zum Herold der Wahrheit und zum Seher der Zukunft. Er war dies unverhüllt und unverlarvt in allen Lagen, auf offener Arena in Schrift und Rede, wie im geselligen Kreis und im zutraulichen Gespräche, Mann vor Mann. Wahrheit aber ist die Mutter des Vertrauens und das Auge der Freundschaft. Wird einmal jener paradiesische Tag aufleuchten, wo diese höchste Schutzgöttin die Stühle der Gewaltigen heimisch umwandelt? Nur selten, sagt ein türkisches Sprichwort, haben die Großen einen Freund!

Im Lenzmonat des Jahres 1847 treffen wir Fallmerayer wiederum auf der Reise nach dem Orient. Dieser dritten Fahrt verdanken wir den wesentlichen Inhalt der „neuen Fragmente", die reizenden anatolischen Bilder, die prächtigen Gemälde von Palästina. Während er in Bujuk-dere „sorgenlos durch Lorbeerbüsche schleicht", abermals das geliebte Trabisonda begrüßt und den zauberhaften Aufsprung des Palästinafrühlings auf dem Oelberg feiert — rollen im Abendland die Donner einer neuen

Zeit und fallen vor ihrem Brausen die thönernen Bauten menschlichen Hochmuths jählings in den Staub.

Die Kunde der Revolutionen vom Frühjahr 1848 erreichte Fallmerayer in Kleinasien, die Anstellungsurkunde als Professor der Geschichte an der Hochschule München, die ihm vor etlichen zwanzig Jahren gebürt hätte, traf ihn in Smyrna. Sollte ihm nun zum unangefochtenen Ruhme des „Gebietigers der Rede" und Schriftstellers an der Schwelle des Mannesalters noch die stets vermißte ehren- und erfolgreiche Wirksamkeit zu Theil werden? nach dem langen unsteten Wanderleben ein sorgenfreier stiller Sitz, jedes Menschen letzter Wunsch, bereitet sein? Die Nachricht bewegte seine Seele hierhin und dahin. Die Gedanken über das „Ende der Freiheit" kämpften mit denen über „künftige Thätigkeit". Aber schon nach ein paar Tagen macht er „Noten zur Antrittsrede", und obwohl er Smyrna (am 1. April 1848) „traurig et afflictus" verläßt, begleitet ihn auf der oft stürmischen Heimfahrt eine mehr frohe Aussicht — „finem consiliorum inveni" — ein mehr ruhiges Gemüth.

Der Empfang in München war allerorts herzlich, glänzend und auszeichnend. Der zweite Wahlbezirk der Hauptstadt, zu welchem aber wesentlich die ländlichen Tribus ihren Zuzug stellten, erkor sich den Tiroler Bauernsohn zum Abgeordneten beim deutschen verfassunggebenden Parlament nach Frankfurt. Trotz der schon in den Vorversammlungen handgreiflichen Anschläge und Ränke der altbajuwarischen Bureaukratie, welche mit ihrem willen- und verstandlosen Anhang später in Frankfurt und nachderhand für und für ihren wahren Gehalt von Deutschheit vielen zum Entsetzen, anderen und am Ende sich selbst, soweit dies möglich, zur Beschämung bloß gelegt hat, trotz der schülerhaften Katechese, welcher man den Mann des Geistes, den Meister im Fache unebenbürtig und in unbewußter Impotenz zu unterstellen sich er-

dreistete — ein Examen das er aber (am 27. April 1848) zu offener Schande der Frageſteller und zu ſeinem Triumphe beſtand — erhielt er am Wahltage ſelbſt (den 28. April) faſt einſtimmig die Vota des Bezirks. Es zeigte ſich gleich damals, wie weit nach allgemeiner Schätzung — die Bravheit und Tüchtigkeit der Einzelnen jedes Standes hochgehalten! — der Bauer an geradem Sinn, geſundem Verſtand und feſtem Willen über den Städter und über ſein geiſtliches und weltliches Regiment zu ſtehen kommt.

Man macht damit keinen Vorwurf, man rückt nur eine Thatſache ans Licht. Konnte man nach dem Gange, den die bayeriſche Geſchichte bis vor fünfzig Jahren durch drei Säcula genommen hatte, und bei dem Maß politiſcher und ſonſtiger Bildung im Lande etwas anderes erwarten, durfte man beſſeres vorausſetzen, ohne vielmehr ſich gerade einen Vorwurf, den der Selbſttäuſchung, zuzuziehen? Nicht wir werden getäuſcht — ſagt Goethe irgendwo — ſondern wir täuſchen uns. Wie der Boden ſo der Ertrag, wie der Same ſo die Frucht. Es gibt zwar bei der Gunſt heiteren Himmels raſchere Entwicklung und fröhlicheres Gedeihen, aber es gibt keinen Sprung; am wenigſten in den Anſchauungen und in den Ideen der Völker. Es iſt merkwürdig, welche Scheide der Bildung und der Einſicht noch heute das Rinnſal der Donau in Bayern darſtellt. Man fordere nur auch für die Zukunft bei uns keine vorzeitige Reife; voranzugehen iſt rühmlicher aber gefährlich, wer noch zu rechter Stunde folgt, darf keinem Tadel unterliegen und entſchädigt ſich ſelbſtgenügſam mit dem Gefühl der Sicherheit.

Bei allem Umſchwung der Dinge hatte der Fragmentiſt doch nie die rechte Zuverſicht in den Beſtand und in den geſunden Verlauf der deutſch-nationalen Sache. Schon die Erfahrungen zum Theil in München, noch mehr aber die ſich abſtoßende Lei-

denschaft der Parteien in Frankfurt ließen ihn gleich am Anfang mehr Schlimmes befürchten, als Gutes voraussehen. Auch „erschienen die Vertreter des Bayervolks bei der Mehrzahl der Nationalversammlung von vorn herein in verdächtigem Lichte und wurden laut beschuldigt, einheitsfeindlichen und separatistischen Tendenzen zu huldigen.“ Dazu zweifelte der alte Kämpe, ob die eigene physische Kraft ausreiche, zumal er von der letzten Reise ein hartnäckiges Halsübel mitgebracht hatte, das ihn in Frankfurt mehr als peinigte und beim baldigen Bankerott der Centralgewalt fast ganz zu Boden drückte. „Soviel ist schon heute ausgemacht (schrieb er am 28. Mai 1848), wenn wir mehr wollen, als wir erreichen können, und mehr unternehmen, als wir durchzuführen die Kraft besitzen, sind wir vergeblich hier gewesen und kehren bankerott in unseren Gau zurück.“

Das Jahr 1848 — so schien es auch Fallmerayer — war gleichsam der letzte Versuch eines friedlichen Austrages der deutschen Nation mit ihren Fürsten nach mehr als vierhundertjährigem Wettstreit und Ringkampf zwischen Freithum und Gewaltherrschaft zur Aufrichtung einer sich gegenseitig achtenden und sichernden Verfassung des Reichs.

Sollte das Vaterland gerettet werden, so galt es damals die Partei des Volks zu stärken und so durch das Gleichgewicht der Kräfte eine lebensvolle Harmonie im großen Körper herzustellen: das hieß den Weg der Reform, nicht der Revolution betreten. Fallmerayer zweifelte keinen Augenblick ihn einzuschlagen: nur so, das war seine Ueberzeugung, konnte am Bestehenden fortgebaut und ohne den Sturz der einen Seite die Größe deutscher Nation errungen werden. Natürlich, daß diesem höchsten Zwecke etwas von den dreißig Selbstherrlichkeiten nicht sowohl zum Opfer, sondern vielmehr als Einsatz für die eigene Zukunft dargebracht werden mußte.

„Wir sind“ — hatte er ja längst offen bekannt — „weder Feind noch Schmeichler der Gewaltigen, können uns aber auch anderseits für die hohlen Träume unpraktischer Schwärmer und Glückseligkeitsdemiurgen nicht mehr leicht erwärmen. Oder ist denn nicht alles Extreme seiner Natur nach hoffnungslos, und ist Sichselbstmaßgeben nicht das große Gesetz, die unerläßliche Bedingung für jeglichen Bestand?“

Bei dieser Denk- und Handlungsweise mußte Fallmerayer den Extremen nach links und rechts mißfallen: that er den einen nicht genug, so ging er den andern zu weit. Der 16. September, die Annahme des Malmöer Waffenstillstands, war die Peripetie des deutschen Drama's in Frankfurt. Als besonders vom Mai an im Jahre 1849 die Austritte aus dem Parlament massenhaft erfolgten, — „fugae variorum“ — blieb Fallmerayer trotz der Verschlimmerung seines Leidens am Platze, trotz der Vorausicht: „omnia vergunt ad finem“ — „summa dies venit.“ Er stimmte gegen die Uebersiedlung nach Stuttgart; die Majorität verlangte sie — „*κατεχλάσθη φίλου ἦτορ*“; er folgte ihr als dem wenn auch verlornen Reste der Vertreter deutscher Nation in die schwäbische Hauptstadt. Am 18. Juni wurde der Rumpf des Parlaments durch würtembergische Reiter gesprengt: „die Majestät des deutschen Volks“ sank wiederum zu Grab. Fallmerayer suchte nun auf den lieblichen Bergen Appenzells Heilung oder doch Linderung des eingewurzelten Uebels. Das Weißbad lohnte den überall geehrten, gesuchten Gast mit labendem Erfolg — aber von der Heimat aus kamen widrige und stets widrigere Winde.

Der deutsch-nationale Gedanke galt wieder, wie nach 1815, als strafbare Gesinnung, die Liebe zum Vaterlande, wie in Italien, als Hochverrath. Die im Drange, ja in der Noth der Zeit feige und verzagte Reaction, welche alles gethan, nur nicht —

was sie immer im Munde führt — ihre Pflicht gegen König und Vaterland, trat nun bausbackig und trotzig aus den Schlupfwinkeln hervor und die „Gutgesinnten“ bekamen es nicht satt, durch Verleumdung und niedere Ohrenbläserei sich einen tapfern Ruf zu schaffen; es begann die Hetze auch in Bayern auf jene Männer, welche treu dem Eide, treu ihrer Ueberzeugung ausgeharrt hatten bis zu Ende: *τοῖς καὶ ὧν ῥήμασι πειθόμενοι.*

Damals wurde Haggenmüller in Kempten, ein alter Freund und Collega Fallmerayers, wie ein Verbrecher in den Kerker gebracht, damals auf diesen selbst nach Beschluß des Neuburger Justizhofes — das Augsburger Gericht hatte seine Zuständigkeit, Abgeordnete des deutschen Parlaments zu bezichtigen, geradezu abgewiesen — polizeilich gefahndet. „Das Unerhörte“ — so die Allg. Zeitung vom 27. October 1849 — „das Tragikomische ist geschehen; Fallmerayer, der Geschichtschreiber von Morea und Trapezunt, ein Denker und Gelehrter von jener ernsten, gediegenen und zugleich einer classischen Feder mächtigen Gattung, welche Bayern gerade nicht im Ueberfluß besitzt, wird einem Dieb und Landläufer gleich mit Steckbriefen verfolgt, mit „Hui und Schrei“, wie die Engländer sagen, mit Spießen und Stangen wird auf den Fragmentisten gefahndet. Weil er wünschte, daß Deutschland kein Flickwerk von Fragmenten bleibe, sondern zu einem Ganzen zusammenwachse, hielt er, nachdem das Verfassungswerk in Frankfurt gescheitert, in zäher Hoffnung am Parlament fest, und zog mit Uhland nach Stuttgart“ u. s. w.

Glücklicherweise ward der Fragmentist noch rechtzeitig von diesem Vorgehen unterrichtet, und die Schweiz bot ihm im gastlichen St. Gallen ein ehrenvolles, mit aller Aufmerksamkeit liberaler Gesinnung ausgezeichnetes Exil. Natürlich verlor er auch seine Professur; und zwar geschah dies mit einer so auffallend eiligen Schadenfreude und mit so beschämender Knauserei,

daß es kein Wunder war, wenn er tief gekränkt und im gerechten Zorn wegen unwürdiger Behandlung nachher gerade über bayerische Zustände, über „Derwischabad", die „Schwabinger Dorfschule", und „akademischen Blödsinn" die ätzende Lauge seines herben und beißenden Spottes ausgoß.

Bei aller Verfolgungssucht erging doch bald eine Art Amnestie für die Mitglieder des Rumpfes; Fallmerayer kehrte im Frühjahr 1850 nach München zurück, nicht um zu bleiben, wie er noch in der Schweiz sich vorgenommen hatte: „ich will den Rest meiner Pilgerschaft als Wanderer und Beduine unstät und ohne bleibende Stätte verzehren .... das drangvolle Leben in Germanien mit der Stille des Morgenlandes vertauschen. Gewiß traurig, daß ich mich „jam ingravescente aetate" noch einmal den Stürmen der „hafenlosen" Adria überlassen muß und nirgend Ruhe finde!"

Theils die gerechte Rücksicht auf die Gesundheit, theils und zumeist die drohende Krisis im Orient verschoben den Plan der großen Reise. Dafür suchte der Fragmentist während der fünfziger Jahre altgeliebte Stätten, Tirol, den Bodensee, Genf, die Rheinlande heim und beschäftigte sich mit ernsten Forschungen, die aus dem früheren Erwerb der Reisen ihre Nahrung zogen. Diese Studien sind in den Denkschriften der Akademie niedergelegt; die letzte Arbeit, der Schluß der Untersuchungen „über das albanesische Element in Griechenland" war eben im Druck vollendet, als der Tod plötzlich hereinbrach.

Neben dieser wissenschaftlichen Thätigkeit ging eine merkwürdige Productivität in kritischen Aufsätzen und Feuilleton-Artikeln. So meisterhaft auch alle diese in das Gewand der Schönheit gekleidet sind, so müssen wir es im Interesse der Wissenschaft bedauern, — den Verlust, den Bayerns Jugend erlitt, daß man sie eines solchen Lehrers beraubte, hat der Redner am Grabe mit

wehmüthiger Wahrheit hervorgehoben — daß dieser seltene Geist, diese schöpferische Kraft, diese reiche und wunderbare Fülle von Kenntnissen und Erfahrungen von ihrem wahren Ziele dadurch auch öfter abgelenkt und auf ein Feld gezogen wurde, welches er nur einem andern zu Gefallen in solcher Weise betrat.

Fallmerayer war nämlich, so grimmig, so unnahbar, ja boshaft er als Gegner in der Fehde des Wortes erschien, so unbarmherzig er die Blößen seiner Widersacher schlug und bläute, ebenso freundlich, zugänglich, ja kindlich weich im Umgang, so duldsam und nachsichtig in der Gesellschaft. Es wurde ihm schwer, auch dem Neuling oder Fremdling im Wissen eine erbetene Anzeige eines Büchleins zu versagen. Er hat alten Partisanen und schadenfrohen Gegnern Böses mit Gutem vergolten. Man würde diese Weichheit mitunter Schwäche nennen, verlangte nicht der Adel der Gesinnung, aus welcher diese Weise entsprang, und der feine Anstand, welcher sie begleitete, eine mildere und gerechte Würdigung.

In dieser Anlage des Gemüths, in dieser Eigenschaft des Benehmens lag hinwieder zum gut Theil der Reiz und der Zauber, welchen der Fragmentist in der geselligen Unterhaltung ausübte, wodurch er im Salon und im Freundeskreise der erste und liebste Redner wurde. Er sprach so gewählt, wie er schrieb. So scharf er urtheilte, so schneidig er censirte, so furchtbar er die Geisel des Spottes und der Satire schwang, nie sank die Sprache unter das Decorum, nie verletzte er, wo er hätte vernichten können. Er, der dem Gelehrten unerbittlich zu Leibe ging, er, der Ferntreffer mit bitterem Geschoß, ertrug mit bewundernswerther Geduld den Schwachsinn und das Gerede des Tischnachbarn und ließ höchstens ein im Augenblicke selten erkanntes Epigramm über die Lippen laufen. Die Feinheit des Tons, der männlich-schöne Anstand, der Witz und das Salz der

Rede, der reiche Stoff der Unterhaltung machte den Fragmentisten auch zum Liebling der Frauenwelt. Diese war es auch, welche den gekränkten mißliebigen Professor gerade am meisten hegte, am höchsten achtete, mit Auszeichnung aufsuchte, als er von Staatswegen hintangesetzt worden war. Es ist fürwahr ein Vorzug, daß eine Frau sich nicht durch Polizeiverordnungen ihre Gesellschaft vorschreiben läßt und den Charakter nicht nach dem Wechsel ministeriellen Luftzugs umschlägt.

Der Beifall aus dem Munde des Freundes oder das Compliment einer geistreichen Frau war dem Fragmentisten eine stets genügende, ja ermunternde Anerkennung seiner literarischen Leistungen: er war durchaus nicht ehrgeizig und eiteln Ruhmes begierig. So sehr ihm eine seiner Kraft angemessene Wirksamkeit willkommen gewesen wäre, so wenig hielt er auf jene Auszeichnungen, welche mit zum „Spielzeug für große Kinder" gehören. Es ist übrigens ein Zeichen, wie man in Europa und in Deutschland jenen „Schnickschnack auf der linken" zu vertheilen sich bestimmt fühlt, daß der Fragmentist nur vom Sultan Abdül-Medschid mit einem strahlenden Stern des Verdienstes geschmückt worden ist. Das Doctordiplom, welches ihm die Universität Tübingen honoris causa zuerkannte, galt ihm als höchste Zier.

„Es gibt Leute" — lautet eines seiner Selbstbekenntnisse — „denen die Freiheit nicht weniger Bedürfniß ist, als dem thierischen Körper die Lebensluft. Wahrhaft frei ist aber nur, wer den Ehrgeiz und die Eitelkeit überwunden hat und verachten kann, wonach die meisten Menschen mit Begierde streben."

So zufrieden ihn das offene Lob stimmen konnte, so empfindlich und verwundbar war er durch niedere Angriffe der Falschheit, Lüge und Verleumdung — und daran hat es ein gewisser Theil der Gegner, vorzugsweise seit der Vorrede, nach der eigensten Natur nicht fehlen lassen.

Unverkümmert, ungeschmälert und ungetheilt ward dem Fragmentisten der Preis vollendeter Meisterschaft des Styls. Er hat die Kunst der Prosa in der Schilderung der Natur, in dem Abbild der Landschaft, in der Aufzeichnung des öffentlichen und häuslichen Lebens, in Darstellung lieblich-anmuthiger Scenen, wie des furchtbaren Ernstes der männermordenden Schlacht, mit einer so reinen und reichen Fülle, einer so sichern und treffenden Kraft, mit solchem Wohlklang des Satzbaus und solchem Schwung der Rede geübt und gehandhabt, wie kein anderer mehr. Tausende haben ihn entzückt und staunend begleitet durch die immergrünen Wälder am Kolchisstrand und hinauf über die Wunderpfade von Hagion Oros — tausende werden ihm auch fürder folgen, dankbar und den Führer preisend, welcher sie so anmuthige Steige gehen läßt.

Die feierliche Pracht der Natur, die heilige Stille des schattigen Haines, der murmelnde Bach des grasgeschwellten duftigen Waldthals, das Sonnengold hingegossen über die Giebel und Kuppen der Landschaft, der Silberglanz des Mondes spielend auf der ruhigen Fläche des unendlichen Meeres — sie übten den mächtigsten Eindruck auf das melancholische Gemüth, die Mitgift des Sohnes der Berghalde von Tschötsch, sie schenkten dem unstäten Wanderer die seligsten Stunden des Lebens.

Diese Gefühle im Worte auszuprägen, diese Empfindungen im Bilde der Sprache wiederzugeben, daran setzte sein Geist die liebste und rastloseste Arbeit. Er suchte dem Ideal des Schönen bis zur strengsten Vollendung im Kleinen und Einzelnen zu entsprechen. Wie ihn, den stillen Verehrer und Kenner der Natur, jeder Strauch am Wege erfreute, jede Blume am Rande ergetzte — gar oft wandelte er ihnen zu lieb einsam in den buschichten Auen und an den Leiten der alpenfrohen Isar und keiner spähte früher, als er, beim Nahen des Lenzes im Garten,

ob das Veilchen blühe und der Crocus sprosse — so fehlt in seinen Landschaftsbildern, voll der Größe und Feierlichkeit, nie der Liebreiz des idyllischen Lebens.

Der feste knochige breitgestellte Bau des markvollen Körpers, welcher die Gefahren und Uebel des Krieges, die Beschwerden großer Reisen, die Stürme des Meeres und die Glut der Wüste ausgehalten, schien auf ein hohes Alter angelegt. Zwar versagte seit der letzten Orientfahrt gar oft die Stimme, zumal im eisigen Luftstrom der Derwischabad-Steppe, und die Gelenkigkeit der Kniee hatte in Folge einer vernachlässigten heftigen Abkühlung eine lästig hemmende Einbuße erlitten. Immer aber blieb die Haltung des Körpers soldatisch-gerecht und saß das Haupt mit dem klugschauenden vielsagenden Auge, gesund bis in die feinsten Theile, zu Thron. In den ersten Monaten des Jahres 1860 hatten sich jene Beschwerden so gesteigert und zeigte sich eine solche Abnahme der Kräfte, daß die Freunde nur schlimmes befürchteten, er selbst „müde an Leib und Seele" sogar die tägliche Aufschreibung abbrach, welche er zwanzig Jahre in seltener Weise geführt hatte.

Doch „restaurirt an Leib und Seele" kommt er aus dem Stahlbad Steben nach München zurück. „Das Leben freut mich wieder, ich trete energisch und sicher auf, stehe und gehe stundenlang" — die tägliche Aufzeichnung wird fortgesetzt, die Arbeit von neuem begonnen.

Er zeigt nun eine Thätigkeit, welche wahrhaft zu bewundern ist. Acht bis zehn Stunden des Tages kann er lesen, schreiben, meditiren. Vor allem beschäftigte ihn die Ordnung und Auswahl seiner zerstreuten Aufsätze, die Sammlung und Ueberarbeitung eben dieser Schriften, der neuen Fragmente, der politischen Aufsätze, der kritischen Versuche. Diese an sich anstrengende und schwierige Arbeit macht ihn wohl zeitweise müde und satt,

aber bald erwacht wieder die Luſt und die Reviſion geht „cum vigore“ vorwärts. Daneben wurde der Druck der dritten Abtheilung der albaneſiſchen Studien in den Denkſchriften der Akademie beſorgt und ernſte Lectüre, vorzugsweiſe der Alten, neben Macaulay und Buckle, Thukydides, Ariſtophanes, Xenophon getrieben. Nochmals ſtieg er an der Hand des Atheners durch Kleinaſien auf das Schlachtfeld von Kunaxa und über den Bergwall des Taurus hinaus nach Trapezunt. Ein paar Tage vor ſeinem ungeahnten Tod ſprach er mir mit ſichtlicher Freude von all dieſen Arbeiten und den künftigen Plänen. Im Bade Steben hoffte er, wie im vorigen Jahre, neuen Zuſchuß an Kräften. Sobald es die Zeit und Luft geſtatte, ſollte die Reiſe dahin gemacht werden. Da zerriß plötzlich in der Nacht vom 25. auf den 26. April dieſes Jahres der Faden des Lebens. Er ſtarb jenen Tod, der, wie Platon ſagt, am wenigſten Kampf koſtet und mehr mit Luſt als mit Leid verbunden iſt.

Fallmerayers Genius wird ſeiner Zeit auch bei ſeinen näheren und eigentlichen Landsleuten erkannt und gewürdigt werden, und wie er als Muſterſchriftſteller ſchon lange norddeutſche Schulbücher zieren hilft, ſo wird, wenn nicht das alte Verhängniß grollend fortwaltet, einſt auch die Jugend am Inn und Eiſak ſich an den Blüten ſeines Styles ergetzen dürfen.

Die hervorragenden Geiſter des bayeriſchen Stammes haben alle ein herbes Loos zu tragen gehabt. Unwillkürlich gedenkt man an Andreas Schmeller, den Zeit- und Kampfgenoſſen Fallmerayers. Auch dieſer rang ſich aus einer Jugend voll der Entbehrung herrlich empor, auch dieſer entwand ſich der Tonſur, auch dieſer focht für Deutſchlands Freiheit, und büßte ſeine Geſinnung und ſein Wiſſen — er eine Zierde deutſcher Wiſſenſchaft, er der ſtille friedliche Träger der edelſten Denkart, — mit faſt lebenslanger Zurückſetzung und knapp bemeſſener Löh-

nung. Von dem großen Aventin an zieht sich diese Verfolgung und Peinigung des Geistes durch alle Perioden bayerischer Geschichten, und wirft auch in lichthelleren Phasen tiefe Schatten inzwischen.

Diese Incarnation eines feindseligen ausländischen Unholds, aus dem Reiche und der Zeit des zweiten Philipp dem Lande eingepfählt, hemmt, lähmt oder mißleitet jede Action in Bayern. Vergebens ringt und windet sich der von Natur starke Körper, um dieser furchtbaren Bande, dieser unseligen Fesseln des „Vibius Ignatius Tartuffius" los zu werden. Gerade wenn die Pflanzung der freien Wissenschaft neue Wurzeln schlägt, wenn die edelsten Absichten erlauchter Fürsten Gestalt gewinnen und in markigen Stämmen aufschießen, allemal zerstört das lauernde lichtscheue Geschlecht mit der Wuth und Hast der Termiten die Blüten und Früchte des Geistes.

Um so höheren Ruhmes theilhaft, um so dankbarerer Verehrung werth sind und bleiben die bayerischen Männer, welche ihr Leben dem Gotte des Lichtes geweiht haben. Freuen wir uns gerechten Stolzes und treuen thätigen Andenkens, daß am äußersten Südrande deutscher Erde, gegen welchen bei der Stumpfheit und Erschlaffung der altseßhaften Inwohner das bewegliche feuerige Element aus Italien leichten Sieges immer weiter vordringt, daß auf der Bergscheide bei Brixen Fallmerayer, der Telamonier des bayerischen Stammes, sich und den Deutschen ein unvergängliches Denkmal geistiger Größe und erhabener Schönheit, hochragend und weithin zu schauen, errichtet hat.

Konſtantinopel und ſeine Umgebungen.

Konstantinopel und seine Umgebungen.

(1853.)

I.

Jetzt weiß und empfindet in Europa freilich Jedermann, was in der Politik der anatolische Katholicismus und die große Holzstadt am Bosporus zu bedeuten haben. Was früher Niemand hören und glauben wollte, wird jetzt in allen Organen der Oeffentlichkeit, am elegantesten und geistvollsten aber, wie allezeit, im Journal des Débats als Unterbau und Ausgangspunct der diplomatischen Verhandlungen über die Dinge am goldenen Horn anempfohlen. Um so peinlicher sind die Widersprüche, das Schwanken, die Leerheit und Petulanz oft selbst der telegraphischen Depeschen, die heute widerrufen, was sie gestern als „verlässige Mittheilung" aus Konstantinopel verkündet haben, wenn sie nicht gar an einem und demselben Tage Hoffnung zu naher Verständigung und Unvermeidlichkeit des Kampfes, Nachgiebigkeit und Trotz der Osmanen, Mäßigung und Insolenz des czarischen Botschafters in das ungeduldig harrende Europa melden.

Man sieht es deutlich, die Staatskünstler und ihre berichtgebenden Adepten operiren auf einem Felde, das sie noch nicht kennen, und werden mit ihrem größten Leidwesen zur Lösung einer Preisfrage hingedrängt, der sie bisher aus Mangel gehöriger Vorstudien und unerläßlicher Terrainkunde ausgewichen

sind. „Trostlos", sagte einst der beredteste Staatsmann der alten Legionenstadt, „trostlos wäre, wenn ich voraus wüßte, daß zehntausend Jahre nach mir Rom nicht mehr Hauptstadt und Herrin der Erde sei." So weit denken sie heute nicht mehr. Man rechnet nach viel kürzeren Fristen, und möchte die Sache nur noch so lange halten als ich noch lebe, — sagte die Pompadour.

Anstatt die öffentliche Neugierde mit einem Prognostikon über die nächste Zukunft und Stellung von Byzanz, über die möglichen Winkelzüge und gegenseitigen Uebervortheilungen, über Speculationen, Ränke und Labyrinthe der christlichen Diplomatie am Bosporus zu unterhalten, soll man lieber jene Puncte hervorheben, welche in der Wandelbarkeit des byzantinischen Intriguenspiels allein unbeweglich bleiben und durch keine Staatssophistik zu umgehen und wegzudisputiren sind.

Dahin gehört vor allem die eigenthümliche, mit keiner andern Stadt des Erdbodens zu vergleichende Lage von Konstantinopel und der Einfluß dieser Lage auf Gang und Entwicklung der politischen Ereignisse. Will einer nebenher auch die heißhungerige und unstillbare, aber naturgemäße und wohlberechtigte Begehrlichkeit der Russen nach den Süßigkeiten des Bosporus, dann die Mißgunst und die Gegenmanöver ihrer politischen Neider und Nebenbuhler, endlich das bei den byzantinischen Christen allein noch pulsirende unzerstörbare Kirchenleben und die Unmöglichkeit, das islamitisch-starre Türkenthum durch Einimpfung europäischer Gesittungskünste in hergebrachter Weise zu erwärmen und selbstvertheidigungsfähig herzustellen, als nun gemeinsam anerkannte Wahrheiten außer Frage stellen, so wird er den Leitfaden, aus diesem orientalischen Wirrsal hinauszukommen, um so schneller finden.

Das Regieren wäre allerdings viel müheloser, wenn es jedesmal im Belieben der Gewalt läge, Natur und Charakter der

Völker, ihre Sitten und Gewohnheiten, ihr Denken, Wissen und Können nach augenblicklichem Bedarf zu verwandeln, jetzt den geistigen Sprudel niederzuhalten und einzudämmen, jetzt ihn vom Schlummer aufzuwecken und, wie Aeolus seine Sturmwinde, brausend über die Erde zu senden, oder wie die lauen Frühlingslüfte den Blumenteppich, so das geniale, saftige Geistesgrün lieblich duftend aus dem Moder herauszulocken, um es bald wieder in Sättigung und Ueberdruß durch den Gluthauch der Juliussonne wegzusengen.' Sintemal aber diese Praxis unmöglich ist, und Sultan Mahmuds Schonungslosigkeit und herrisches Ungestüm für Wiederbelebung türkischer Energie ebenso wenig als die Menschenfreundlichkeit und die flötende Stimmen-Melodie Abdul Medschid Chans vermochte, so ist zu den so oft gegebenen Warnungen wieder eine neue, diesesmal besonders augenfällige, nachhaltige und tiefeinschneidende hinzugekommen, von der sich aber voraussehen läßt, daß sie an der Harthörigkeit der Gewalt ebenso unbeachtet, wie neulich Lacordaire's Wort, vorübergehen wird.

Die Herrschaft der Türken in Europa glich — um leise zu reden — einer unter den gewaltthätigsten Bestrebungen erzwungenen Mischehe, und da beide Hälften in ihren kirchlichen Ueberzeugungen den Sinn nicht verschmelzen konnten, so ist es endlich nach langem Beisammenleben und nach vielen peinlichen Scenen weniger im Verlauf der Dinge als durch fremdes Dazwischenreden zum Bruch gekommen, den weder Britanniens Flotte, noch die scheue Friedensliebe der Continental-Potentaten, am wenigsten aber das aufrichtige und wohlmeinende Streben der türkischen Regierung selber heilen kann. Abdul Medschid und seine Reform-Wesire können mit demselben Rechte wie seiner Zeit Kapodistria den byzantinischen Hellenen gegenüber zu den europäischen Diplomaten sagen: „Nous voilà à bout de notre latin." Wo aber der officielle Repräsentant einer noch nicht ausgelaugten

Nationalität das Spiel verloren gibt, da tritt die Nation selber ein, und die Russen haben gewiß nicht vergessen, daß im Reiche der Azteken auf den weichen Montezuma die härter ausgeprägten Naturen eines Kuitlahuaca und Quatemozin folgten.

Von friedlichem Compromiß, von einer neu zu schaffenden turco-byzantinischen Nationalität und von gleichberechtigtem Nebeneinandersein des Korans, der Thora und des Evangeliums, wie es die türkische Reformpartei lange fort um jährlich 20,000 Franken Honorar durch Dr. Barrachin schriftlich und sinnbildlich vertheidigen ließ, wollte und will in den byzantinischen Staaten Niemand etwas wissen. „Nicht auf gleichem Fuße mit uns sollen die Türken leben, nein, unsere Hunde sollen sie sein!“ sagt nicht etwa bloß der stolze Czernagorze und der phanariotische Intriguant **, auch gemeine, keinen Augenblick vor Kawaß und Peitsche gesicherte Pfäfflein und Igumenoi auf der syrischen Küste reden dem Gülchane-Tanzimat gegenüber in gleichem Styl. In der Religion gibt es wohl einen Stillstand, aber keinen dogmatischen Rückschritt, und nie kann der stolze Islam, dessen hervorleuchtende Vertreter jetzt die Türken sind, in fehdeloser Allianz mit seinen geborenen Knechten und ihrem Glaubenskreise capituliren, der — nach der Ansicht der Koranschüler — in seinen wesentlichen Dogmen noch mit dem Heidenthum verflochten ist. Hätten doch alle diejenigen, welche vorläufig schon von „einbalsamirten“ Hindu-Rädschas und von einer Großmogol-Pension in Stambul reden, und die sich die Bewältigung des Türkenstaates so idyllisch fließend denken, die Reden türkischer Krieger gehört, welche zum Schirm ihres Chalifen aus dem Innern Kleinasiens kommend, in der Minoritenkirche zu Pera ein lebensgroßes Bild der als asiatisches Fellah-Weib gekleideten Mater Dolorosa mit sieben kolossalen Schwertern in der Brust und die vor dem Gemälde im Staub liegenden inbrünstigen Beter lange

angesehen haben, und endlich unter lauten Bemerkungen über christliches Wesen hinausgegangen sind — welche Bemerkungen über eine nahe bevorstehende Bekehrung der osmanischen Volksmasse zu unserer heiligen Kirche noch einige Zweifel lassen.

Was einem die Ulema, die Kadi und Effendi am Bosporus über solche Dinge sagen, könnten zarte Christenohren ohne vielseitige Beleidigung und verdammliches Aergerniß nicht einmal hören. Wir berühren aber diese Seite der türkischen Frage nicht etwa, um zu beweisen, daß der Padischah dem Andringen des in den Russen incarnirten anatolischen Staatskirchenthums aus eigener Macht zu widerstehen vermöge; nur das trügerische Sicherheitsgefühl derjenigen Staatsmänner können wir nicht theilen, welche die politische Rouerie, die sittliche Erschlaffung und den kirchlichen Indifferentismus des Occidents auch auf das anatolische Thema übertragen, und eine gewaltlose, gleichsam im Stillen und wie inter pocula zu erzielende Ausgleichung solcher Wirrnisse für möglich halten.

Das Gebiet der byzantinischen Möglichkeiten hat die Presse bis in die unscheinbarsten Schattirungen hinein verfolgt und ausgebeutet, und die große „politische Depossession" des oströmischen Imperators, dessen Vorfahren Europa und Asien zittern machten, ist Gegenstand des Tagsgesprächs im ganzen weiten Occident. Gewaltthätigkeiten und Rohheiten der Eroberung, Einzel- oder Collectiv-Intervention, sanfter Zwang und schlecht verhüllte Mediatisirung; Protectorat, Bankerott und freiwilliger Rücktritt des Hauses Osman mit friedlicher Uebergabe der Autorität in die Hand des Czars; ungeduldiges Drängen der Rajah, Aufstände der fanatischen Moslimen und selbst die Wirkungen des Holzwurms, welcher das türkische Reichsmark, wie Suleimans Stab, hohl gefressen und nur die morsche Hülle übrig gelassen habe, sind nach einander und vielleicht bis zum Ueberdruß des

lesenden Publicums verhandelt worden. Man ist der Orakelsprüche und der ewigen Probabilitätsberechnungen endlich müde, und nur Meldung von Thatsachen kann noch Befriedigung schaffen. Und doch ist bei so viel Weisheit und staatskünstlerischer Schärfe noch Niemand auf den Gedanken gekommen, daß nach Beseitigung der Osmanen-Wirthschaft und nach Einsetzung einer russischen Centralgewalt am Bosporus sofort der Widerstand selbst der christlichen Volksstämme gegen das neue moskowitisch-rechtgläubige Herrscherthum beginnen wird. Nur das drückende Türkenjoch sollen die orthodoxen Russen ritterlich zertrümmern, nach vollbrachter Rettungsthat aber uneigennützig und christlich-tugendhaft wieder hinter den Pruth oder gar hinter den Borysthenes in ihre Grassteppen und Birkenwälder zurückziehen, die Früchte ihrer Staatsklugheit und Siege aber den geretteten Neo-Byzantinern überlassen. Die strenge Moralität der russischen Staatsactionen ist zwar im allgemeinen nicht anzufechten; daß sie aber schon gegenwärtig auf eine so hohe Stufe der Selbstverleugnung und der geistlichen Abtödtung gestiegen sei, wie es die Christen im Byzantinischen erwarten, ist noch mit Recht zweifelhaft, und allen Protesten zum Trotz werden die Russen den Lohn ihrer orthodoxen Tugenden schon hienieden genießen wollen.

Uebrigens, scheint es, haben die Russen bereits eine Vorahnung, daß etwas ähnliches im Hintergrund der Ereignisse verborgen liege. Fürst Menschikoff redet gar zu viel von „revolutionärem Schwindel" der dacischen und serbischen Völkerschaften, und der Czar ist offenbar von lebhafter Besorgniß gedrängt, das revolutionäre Gift könnte weiter südwärts schleichen und zu merklichem Nachtheil der orthodoxen Kirche am Ende das ganze illyrische Dreieck inficiren. Wer einen eigenen Willen haben und dem Czar nicht unbedingt gehorchen will, ist in den Augen eines guten Russen Demagog und Revolutionär. Selbst

eine friedliche Besetzung Stambuls durch die Russen — sei es temporär oder bleibend — wäre nur in der Voraussetzung denkbar, daß eine zweite Verständigung à la Navarino bereits im geheimen abgeschlossen und allen Schritten des Augenblicks vorausgegangen ist. Den wahren Stand der Dinge muß die allernächste Zukunft enthüllen.

Sicher ist heute nur, daß für die Bewohner des alten byzantinischen Reiches und vielleicht auch noch für andere Himmelsstriche der Anfang großer Prüfungen erschienen ist.

II.

Eben weil sie weise ist und Uebersättigung scheut, hält die Natur überall richtiges Maß, und empfindsame Gemüther müssen es für eine besondere Gunst der freudespendenden Göttin halten, daß sie die süßanheimelnde, sinnenberauschende Scenerie der Bosporusströmung auf die mäßige, kaum sechs Stunden lange Strecke zwischen den erdgrünen Felsenriffen an der Pontusmündung und dem goldenen Horn zusammendrängt.

Glück und Genuß ermüden schnell, und selbst die Macht verliert die Hälfte ihres Reizes, wo die Grenze nicht im Gesichtskreise ist. Als Sitz der größten Summe irdischer Glückseligkeit, schuld- und harmloser Erdenlust, ja der Freuden des Paradieses selbst, hat sich die Einbildungskraft der Sterblichen von jeher das Quellengerieſel und das Schattendunkel smaragdgrüner Oasen und die lauen Lüfte baum- und blumengeschmückter, meerumwogter Eilande ausgedacht, und der Gründer des kaiserlichen Byzantiums hat weder sich selbst getäuscht noch seinen Dienern zuviel zugemuthet, wenn er die Uebertragung des Herrscherthrones von der Tiber an den Bosporus als unmittelbare Eingebung der Gottheit anzuerkennen selbst den Drang gefühlt, und dieselbe Anschauungsweise der ganzen Römerwelt sogar durch ein Gesetz vorgeschrieben hat. Die Strömung rauscht und die Lüfte fächeln unermattet noch heute für Abdul Medschid wie einst für St. Chrysostomus, und „Konstantinije, die wohlverwahrte

Stadt, das Thor der Glückseligkeit," schreibt mit vollstem Recht in seinen Erlassen der Padischah *).

Den inselreichen Archipelagus im Süden, den dunkeln Pontus Euxinus im Norden und das weite Marmorabecken, oder die Propontis, in der Mitte von beiden, kennt als allgemeinen Umriß des von der Natur vorzugsweise begünstigten und mit parteiischer Vorliebe ausgemalten Bildes von Byzantium Jedermann. Daß aber durch ein wundervolles Spiel der Natur der Archipelagus mittelst der zwölf Stunden langen „fluthenden" Dardanellenstraße mit dem Marmorabecken, dieses aber durch den buchtenvollen rauschenden Bosporus wieder mit dem Pontus zusammenhänge, und der große byzantinische Blumenstrauß mit der beglückten Stadt des Konstantin, mit der saftigen aus dem Goldhorn hervorstrotzenden Hesperidenfrucht den Saum zweier Welttheile berühre, die Brücke zwischen Europa und Asien bilde, und für Austausch der Gedanken wie der Naturproducte, der geistigen wie der materiellen Lebensgüter, allen vier Himmelsgegenden Mittelpunct und Marktplatz sei, wird jetzt auch Niemand mehr als etwas neues und noch ungesagtes dem lesenden Publicum credenzen wollen. Selbst dem Kurzwellenschlag des Euxinus, seiner Sommerfrische wie seinem unheimlich dröhnenden Boreasbrausen und seinem scythischen Geflocke im Wintersturm, möchte der weiche Sinn des Occidents, aus Widerwillen gegen die drängenden Russen, Ohr und Sinn lieber ganz verschließen, wenn nur nicht die fast ununterbrochen neun Monate des Jahres von der Krim und dem Tanais in reißender Strömung südwärts rollende Pontusfluth durch ihre Sirenenmelodie die Czarenschiffe aus Nikolajew und Sebastopol lockte, und — wider die ausdrückliche Absicht ihres hochherzigen, von aller Stambul-

*) Konstantinije mahruse derc Saadet.

Gier und von allen ungerechten Uebergriffen, wie man in Petersburg ſagt und wir alle glauben, weit entfernten Gebieters — nach der „Kaiſerſtadt" (Tſarigrad) am Goldhorn triebe.

Das muſikaliſche Rauſchen der vom Nordoſtwinde ſommerlich heiter durch das Bosporusthor getriebenen Pontuswelle iſt aber kein leeres Wort; es iſt eine Wirklichkeit, und wir haben die zaubervolle Melancholie dieſes großartigen Harfenſpiels, im Glanze der Mittagsſonne einſam durch die buſchigen Labyrinthe der anatoliſchen Uferberge ſtreichend und träumeriſch von den Waldhöhen niederblickend, gewiß inniger und tiefer als das ſorgenvolle Gemüth manches occidentaliſchen Diplomaten empfunden.

Die Liebe der Slaven für Muſik iſt aller Welt bekannt, und wir fragen nicht umſonſt, ob die Ruſſen in ihrer ſelbſtgeprieſenen Tugendfülle dem geheimnißvollen Zuge nach dem Aeolusklange des Bosporus noch länger zu widerſtehen vermögend ſind?

torva leaena lupum sequitur, lupus ipse capellam;
florentem cytisum sequitur lasciva capella;
te Corydon, o Alexi. trahit sua quemque voluptas.

Die Alten aber meinten, „es ſei nicht Jedermanns Sache nach Korinth zu gehen." In den neueſten Zeiten hat man geſehen, daß ſelbſt in die verhältnißmäßig ärmlichen Pfahlwerke von Braila, Varna und Siliſtria hineinzugehen, wenn Osmanli mit Feuerwaffen dahinterſtehen, auch nicht Jedermanns Sache iſt.

Konſtantinopel mit ſeinen Außenwerken von den ſüdlichſten Dardanellenſchlöſſern und ihren koloſſalen Feuerſchlünden bis zu den verwüſtungſpeienden Kunſtvulcanen, die den Eingang in den Bosporus am Pontus Euxinus hüten, iſt die großartigſte und unbezwingbarſte Naturfeſtung des Erdbodens, wenn manhafter Sinn innerhalb der Schutzwehren und eine wohlbemannte Seemacht, zu Vertheidigung und Angriff gleich gerüſtet, außerhalb die Wache halten.

Zu zweifeln oder gar zu leugnen, daß die Türken, um die letzte Schanze, und so zu sagen das Heiligthum ihrer Herrschaft gegen den nordischen Erbfeind zu vertheidigen, zu Wasser und zu Land noch ausreichende Kraft besitzen, wäre nur politischen Romantikern erlaubt. Den mannhaften Sinn aber und den guten Willen der Osmanli, meinen wir, haben die einzelnen, hier und da aus dem vulcanischen Boden hervorsprühenden Funken türkischer Nationalität und Liebe zum Islam auch dem Verblendetsten deutlich kund gethan. Die gegenwärtigen Herren von Stambul sind keine Hindu; sie sind aber auch nicht die Byzantiner von 1453, welche dem letzten Paläologen ihren Arm und ihr Gold wider das belagernde Türkenheer verweigerten, und auf hülfreiche Intervention des Erzengels Gabriel hofften. So gläubigfromm und gottvertrauend der Türke in der gewöhnlichen Umgangsphrase auch immer sei, so wird bei heftigerem Andrange zuletzt doch immer das stolze Wort: kudretlerime isnad ederim, „ich stütze mich auf meine eigenen Kräfte," zum Vorschein kommen.

Waren Babel und Ninive, auch nach Verlust sämmtlicher Provinzen und nur auf den Umfang ihrer Stadtmauern beschränkt, noch gefürchtete Reiche, so kann auch Konstantinopel mit seinem sechzig deutsche Meilen langen und mit allen Bedingungen stattlichen Daseins vollauf gesegneten Festungsrayon zwischen dem ägeischen und dem schwarzen Meere in der europäischen Politik seine Bedeutung nicht verlieren, wenn sich auch die Länder am Nil, am Euphrat, am Orontes mit ganz Anatolien östlich vom Taurus von der Centralgewalt am Bosporus trennen, und selbst in Europa alles, was hinter dem Hämus und der Rhodope liegt, aus dem Verband der Hörigkeit treten und zu eigenem Leben erwachen sollte. Die Sicherheitsquelle, der Stolz und die Wonne des byzantinischen Chalifats — das

Goldhorn und das Bosporusparadies im Mittelpuncte — blieben selbst bei dieser Schmälerung der Reichsgrenze noch unberührt.

Wären die Ufer dieses riesigen Mäanders zwar auf beiden Seiten der Strömung grün und waldgeschmückt, trügen sie aber, flach und geradlinig, wie der künstlich gegrabene Kaisercanal von Nanking, die Pontusfluth an einem ebenfalls flach eingerandeten Goldhorn vorüber in die Propontis von Marmora herein, so könnten sie der eindringenden Seemacht des Feindes zwar dieselbe Wehrkraft entgegenstellen, und dem inwärts liegenden Stambul den nämlichen Grad von Sicherheit wie jetzt gewähren; aber das byzantinische Tempe wären sie nicht, und statt des wonnigen, ewig neuen Entzückens aus wechselvollem Bilderspiel sänke bei seinem Anblick die Melancholie des still und monoton vorüberschleichenden Nils in das Gemüth des Wanderers herab.

Der geheimnißvolle Reiz von Stambul liegt nicht in der Architektur der Stadt oder überhaupt in den künstlichen Zuthaten, durch welche der gesittete Mensch seinen Wohnplatz zu verschönern sucht. Der Reiz liegt in der wundervollen Gestaltung der Höhenzüge, die zu beiden Seiten des Stromes der Glückseligkeit in lieblich-harmonischem Wellengekreisel anschwellend und fächerartig auseinanderfallend, die Landschaft zwischen dem Pontus Euxinus und dem goldenen Horn füllen.

Hier hat die Natur alles allein gethan, und wir halten es für doppelt schwer, wo nicht gar für unmöglich, zum Lob ihrer Schöpfungen in Wort und Farbenton, besonders jenen Lesern gegenüber, welche das zauberhafte Bild nicht selbst gesehen haben, das correcte Maß zu finden.

Das große, einerseits tief in die anatolische Waldzone, andererseits weit in das thracische Hügelland hineingreifende Panorama im ganzen Umfang zu erfassen ist nicht das Ziel. Auch

die Namen aller kleinen und großen Ortschaften, aller Lustschlösser, Baumparadiese und Schattenhalden im lebenvollen Riesentempe von Byzanz einregistrirt zu lesen, wird man nicht erwarten. Wer klug ist und Geschmack besitzt, soll hier nur wenig, und auch das Wenige nur in kurzen Sätzen sagen. Duft und Blumenflor der Terrassengärten, die dunkeln Fruchtbaumgruppen und ihr Frühlingsblüthenmeer, die langen Zeilen hochwipfliger Cypressen, das Rasengrün und die luftige Pracht der Pinien und aus helllaubigem Geschlinge von den Höhen herabwinkenden Riesenplatanen, die wonnige Abendkühle, das Vollmondlicht, wie es in mildem Widerschein vom Wasserspiegel aufhüpfend durch die Fenster aloeduftender Divanssäle reicher Byzantiner fällt, und dicht unterhalb in sanft einschlummerndem Gemurmel die Bosporusfluth vorüberrauscht, mag sich die warme Phantasie des Lesers selber malen.

Genug, wenn man ihm sagt, am besten aber, wenn er aus dem Pontus beim hohen Felsenthor hereinschiffend, das entzückende Naturgezimmer der Mäanderhöhen mit seinem Blick verfolgt, wie sie bald rundkuppig, bald in langer Schwingung, bald lieblich eingemuldet und sanft anschwellend, bald straff und kühn — jedoch ohne Maß und Harmonie zu stören in die Höhe strebend und durch herbstlich fahl aus Immergrün hervorleuchtendes Gestein das Auge labend die launigen Windungen des ungleich breiten, aber allzeit voll und tief rauschenden Silberstroms bis in den Hintergrund des Horizonts begleiten, und nach einer raschen Uferkrümmung plötzlich in der Ferne, nicht auf einmal und in der ganzen Fülle, sondern langsam und wie aus leise zurückweichenden Coulissen hervortretend, in weichem Morgendunst die stolze Chalifenstadt erscheint. Zuerst hebt sich vor dem trunkenen Blick des im Morgendunkel des anatolischen Waldrandes dahinsegelnden Fremdlings, gleichsam zwischen dem

Bosporusspiegel und dem blauen Luftmeer schwebend, das Serai des Großherrn mit den schlanken Spitzthürmen der Moscheen Hagia Sophia und Sultan Ahmed am Hippodrom hervor; nach wenigen Minuten rückt links ein Streifen vom asiatischen Skutari und rechts auf der europäischen Seite das über rasch auffahrende Höhen hingegossene und vom Gold der Morgensonne schimmernd angeblitzte Pera in die Scene herein, ersteres durch einen breiten Wasserarm, letzteres scheinbar durch ein Segment des hellen Luftstromes vom Mittelbilde abgetrennt — drei Nebelbilder, deren Züge mit jeder Fadenlänge des fortrollenden Dampfers lebendiger werden und sich in schönerem Ebenmaß gestalten.

Der Wanderer erschrickt beinahe vor Freude und Ueberraschung, wenn sich rechts zwischen dem sanft anschwellenden Seraipromontorium und den steilen Perahöhen plötzlich eine weite Mündung aufthut, und neben der reißenden Bosporusströmung, von einem unermeßlichen, amphitheatralisch aufsteigenden und hoch herabblickenden Häusergewoge umgeben, ein dicht gedrängter Mastenwald mit einem leicht hinfliegenden Gondelheer die tief in das Land hineindringende stille Wasserfläche deckt. Das ist das „Goldhorn" der Alten, der Seehafen von Stambul, der Marktplatz dreier Welttheile, der Sitz des Reichthums, der Ueppigkeit, des Neides und der eifersüchtigsten Begehrlichkeit aller Völker, welchen ohne Unterschied des Bekenntnisses Macht und Genuß als die höchsten Güter und als letztes Ziel irdischer Bestrebungen im Sinne liegen. Als Ankerplatz ist es nach Jedermanns Geständniß einer der schönsten, größten und gesichertsten der ganzen Welt, und zugleich von solcher Tiefe, daß sich die schwersten Kriegsschiffe überall dicht an das Ufer legen und ihr Fallbrett gleichsam auf die Thürschwellen der Hafenhäuser werfen können.

Eigentlich ist das goldene Horn kein Seehafen im gewöhnlichen Sinn des Worts, es ist vielmehr ein schlanker Meerbusen, ein Golf der niedlichsten Gestaltung, ein stummes Nachbild des in ewiger Aufregung tosenden Bosporus. An seiner Mündung zwischen dem Serai-Horn und dem Felsenvorsprung von Topchana ist er fünfhundert Klafter breit. In der Mitte wie das Urbild selbst launenhaft gewunden und ungleich ausgeweidet, bis zur innersten stark gekrümmten Spitze aber, wo zwei unversiegbare Süßwasserbäche einströmen, nach gewöhnlichen Angaben über viertausend Klafter, d. i. nicht viel weniger als zwei volle Wegstunden lang, und von der Natur so wohlthätig eingerichtet, daß sich kein Flußschlamm an den Grund legt, und selbst der Gesammtschmutz aller Einwohner der Altstadt wie der riesigen Vorstädte der reinigenden Strömung weichen muß, die bei der Seraispitze hereindringt, den Golf umkreist und bei Topchana wieder mit dem Bosporus zusammenrinnt.

Das Riesige in Anlage, Bau und Umriß von Konstantinopel tritt erst von diesem Standpunct aus in voller Majestät hervor. Es sind drei wesentlich verschiedene, von einander abgetrennte und — wenn der Ausdruck gestattet ist — alle drei ihr eigenes Leben athmende Stadt-Persönlichkeiten, die aber doch wieder ein nothwendiges, sich gegenseitig ausbauendes und wie von einer einzigen, allen gemeinschaftlichen Seele belebtes Ganze bilden, wie kein zweites in der Welt gefunden wird. Es ist die politische Trinität von Byzanz, und ihr Anblick für sich allein schon Lohnes genug für die weite Fahrt aus dem Abendlande.

Von keiner andern Seite angesehen, bietet Konstantinopel dem aus der Ferne herankommenden Wanderer einen solchen Reiz.

Denke man sich in der Mitte des Bildes das eigentliche Stambul, d. i. das alte durch die Imperatoren Konstantin I. und Theodosius II. bis zum gegenwärtigen Umfang vergrößerte

Byzantium, wellig und wie in versteinerten Meereswogen über einen tief und rippig eingebrochenen, vom europäischen Continent nordostwärts in den Bosporus hinausspringenden und vorn stumpf gebogenen Riesentriangel hingegossen. Von den drei Seiten dieses Riesentriangels spiegelt sich die nordöstliche in der wimpelvollen stillen Fluth des bis 150 Fuß tiefen goldenen Horns; die südöstliche wird von der nie ruhenden Brandung des hier zur Propontis sich erweiternden Bosporus bespült; die dritte oder Landseite aber durch einen tiefen Graben mit dreifacher, von der Propontis über Schwellungen und Mulden wie ein riesiges Ungethüm bis zum goldenen Horn hinüberstreichenden Festungsmauer dahinter vom thracischen Continent abgeschlossen. Geradlinig ist von den Dreieckseiten keine; jede — am meisten die Hafenseite — ist mehr oder weniger schlängelnd eingekrümmt; doch die Länge wird in nicht gar zu accurater Rechnung für alle drei als ungefähr gleich angenommen, weil sich jede derselben in etwa einer Glockenstunde zu Fuß durcheilen läßt*). Selbst vom mittlern Land- oder dem Adrianopler Thor geht man auf einer Art gepflasterter und mit Trottoirs versehener Hochstraße der vollen Länge nach mitten durch die Stadt bis zum Serai des Sultans in derselben Frist.

Von dieser ebengenannten, wie ein Rückgrat mitten durch Stambul streichenden Hochstraße senkt sich das Terrain schluchtig eingefurcht auf der einen Seite zum Goldhorn, auf der andern zur Propontis hinab. Ein wundersames Labyrinth von Riffen, Flachmulden, Schwellungen, Rundkuppen, Steilseiten, Thal-

*) Wollte man die Längenmaße, wie Andreossy, mit mathematischer Genauigkeit bestimmen, so kämen auf die westliche nach dem Land zu liegende Grundlinie des Triangels 3000, auf die nordöstliche oder Hafenseite 2400 und auf die südöstliche oder Propontisseite 3600 Toisen (zu 6 Fuß), so daß der ganze Umfang des eigentlich alten festummauerten Stambuls auf 9100 Toisen oder 54,600 Fuß, d. i. 2¼ deutsche Meilen zu berechnen wäre.

engen und fettleibigen wohlgenährten Spitzhügeln würde innerhalb des großen Stambul-Dreiecks zum Vorschein kommen, wenn man sämmtliche Baulichkeiten wie mit einem Wink vom Boden wegheben könnte. Von diesen Hügeln und „Bergen" werden, wie in Alt-Rom, hauptsächlich sieben ausgezeichnet, und die islamitischen Prachttempel mit ihren stolzen Domen und schlank aufstrebenden Säulenthürmen, die auffallendsten Höhen krönend, regen im Gemüth des vom tief unten ruhenden Wasserspiegel des Goldhorns hinaufblickenden Fremdlings Gefühle, die er lange nicht zu bemeistern vermag. Zarte Gemüther die in Idealen schwelgen, Menschen und Dinge, so wie sie sind, zu sehen keinen Muth besitzen und, von der rauhen Wirklichkeit überall scheu zurückweichend, auch ihre Byzanz-Idylle ungetrübt zurück in den Occident tragen möchten, sollen ihre Neugierde am Bosporus überhaupt nicht weiter als zum Ankerplatz im goldenen Horn und seinem überwältigenden Panorama treiben. Warum soll einer der nur empfinden, nicht aber lernen will, die Unvollkommenheiten und Mängel des Osmanenvolkes im Innern ihres großen Dreiecks sehen? Warum vorwitzig zum monotonen, von dem anatolischen Steil-Ufer in die hellgrüne Bosporuswelle herabschauenden Holzhäusergewirre auf der anatolischen Seite des Bosporus hinüberschiffen? Ist es nicht genug, wenn er aus dem goldenen Horn über die breite Wasserfläche zum Leanderthurm blickt, und das gemeine Chrysopolis (Skutari), seinen riesigen Grab-Cypressenwald, seine Weinberge, seine buschigen Nachtigallenthäler (Bülbüldere) und seine schönen Höhenzüge im Hintergrunde mit dem Auge mißt? Bis zur innersten Hafenspitze hineingondeln und — vom lauen Zephyr angefächelt — bei den Süßwasserbächen Lilium Convallium und duftende Hyacinthen pflücken mag er allerdings; und selbst eine Tour um Alt-Stambul, die mehr als einstündige Wanderung vom gol-

denen Horn an der Landfestungsmauer zur Propontis hinüber, und dann der Barkenstrich von der Ecke, wo die sieben Thürme stehen, an der Seemauer hin und bei den Cypressenschatten des Serai vorüber wieder zum Ausgangspunct zurück, würde, ohne den Träumenden wach zu rütteln, den Farben des Phantasiegebildes nur noch neue Frische geben. Oder wann hätten hohe Mauerzinnen, verlassene Festungsthürme, fahle vom Immergrün umrankte Trümmer und vor allem das einsame Gemurmel in regelmäßigen Pausen wiederkehrender Wellenbrandung ihre Wirkung auf das romantische Gemüth eines Abendländers je verfehlt?

Das größte Aergerniß aber und der unversöhnlichste Mißklang müßte in einer harmlosen Seele entstehen, wenn sie auf der andern Seite des goldenen Hornes dem großen Konstantinopeler Dreieck gegenüber den Schmutz, die Reichthümer und die Schlüpfrigkeiten der Galata-Halde, die brutalen Praktiken von Topchana und oben auf der Höhe die frostige Glätte der christlichen Peroten neben dem russischen Palast-Koloß und den feingewobenen Netzen der abendländischen Diplomaten in der Nähe sehen sollte.

Doch was sagen wir da? Wer möchte aber auch jetzt von krankhaften Empfindlichkeiten europäischer Wanderschwärmer reden? Wer hätte auch nur Zeit an Armida's Zaubergärten in Tschiragan, an das Himmelsthal (Gökdere) und seine Bülbül-Töne, an die langnadeligen Pinien von Dschamlidscha, wer an die milden Tinten und das in langen Wellen hinfließende Hellgrün des Belgrader Kastaniendickichts, an seine Epheuranken und an seine Einsamkeit zu denken, da eine dunkle Wetterwolke von Norden her stündlich über Byzanz hereinzubrechen droht?

Auch vom fluthenden Hellespont und seinen Marmorbatterien, von der Sestos- und Abydos-Enge, vom antiken und modernen Leander und auch von den Hellenen am Ilissus will Nie-

mand etwas hören. Von Mittag her droht ja keine Gefahr, von Mittag her kommt ja die schirmende Freundeshand und selbst der „Morea-Kral", des hochherzigsten und friedeliebendsten Sinnes voll, will durch Zorn und Begehrlichkeit die Bedrängnisse der hohen Pforte nicht auch noch seinerseits vermehren.

Aller Augen blicken nach dem Pontus hin, ob nicht mit weit ausgebauchten Wimpeln und vom sausenden Boreas dahergetrieben die Czarenschiffe kommen, und die am Borysthenes aufgehäuften Donnerkeile endlich auf das goldene Horn niederfahren.

Nur Ein Gedanke belebt jetzt aller Brust, nur Eine Frage tritt uns überall entgegen: wenn die Russen, des ewigen Minirens, Intriguirens, Unterhandelns und Tergiversirens nach tausendjähriger Geduld und Byzantiumsbrunst endlich müde, den gordischen Knoten mit dem Schwerte zerhauen, und nach altvaterländischer Slavo-Normanen-Sitte in der Glut der Leidenschaft nach Konstantinopel selber greifen, welche Hindernisse sind auf ihrem Wege zu besiegen, und welche Aussichten haben sie diesmal glücklicher als ihre Vorgänger Oleg, Igor und Swätoslaw zu sein?

Daß ein Angriff auf Konstantinopel, im Fall die Bewohner eines Sinnes sind und sich vertheidigen wollen, keine Aussicht auf Erfolg biete, wenn der Feind nicht zugleich mit einer gewaltigen Seemacht den Bosporus und das goldene Horn beherrscht, wäre schon aus dem oben gezeichneten Schattenrisse klar, wenn es auch die Erfahrung aller Zeiten und besonders das Exempel des größten Kriegsfürsten und Staatsmanns des fünfzehnten Jahrhunderts nicht unwiderleglich bewiesen hätte. Die Türken, als sie unter Mohammed II. von der Residenz Adrianopel her zum letzten Kampf vor Istambul erschienen, waren schon seit mehr als neunzig Jahren Gebieter aller Länder zu beiden Seiten des Bosporus wie des Hellesponts; und nicht bloß diese beiden

Meerengen und Stambulthore, auch die untern Donauländer waren ihnen unterhan, und selbst aus dem schwarzen Meere begannen die streitbaren Galeeren von Genua vor den frischgezimmerten Kriegsschiffen des Padischahs allmählich zu verschwinden, während sein Gegner, der letzte, von aller Welt verlassene und von seinen eigenen Großen verrathene Paläologe Konstantin im vollen Sinn des Worts nichts mehr als das große, von unkriegerischen, selbst in der äußersten Noth ihre Mitwirkung verweigernden Byzantinerchristen bewohnte Dreieck mit dem goldenen Horn besaß. Eine schwere Eisenkette, von einem Hafenvorsprung zum andern reichend, verschloß zwar, wie man sagt, die Mündung, aber im Hafen selbst war die gegenüberliegende Innenseite, wo Galata und Pera, bereits der kaiserlichen Macht entschlüpft und der engverbündeten Republik Genua als Eigenthum überlassen. Vor den Mauern aber lag der Sultan mit 15,000 disciplinirten Janitscharen, mit dem großen türkischen Landsturm von mehr als 230,000 Mann, mit einer furchtbaren Belagerungsartillerie und überdies mit einer zwar noch ungeübten, aber zahlreichen und wohlbemannten*) Flotte im Bosporus. Und doch hätte der Sultan, nach seinem eigenen Geständniß, die Bestürmung der Stadt unterbrochen und sogar die Belagerung ganz aufgehoben, wenn dem Paläologen statt der fünf ärmlichen Genueserschiffe eine hinlänglich kräftige Seemacht, um das Eindringen der türkischen Fahrzeuge in das Goldhorn zu verwehren, aus dem Occident zu Hülfe gekommen wäre. Nach solchen Vorgängen wird man es begreiflich finden, daß die Eroberungsversuche, welche die russischen Großfürsten des zehnten Jahrhunderts mit ihren tapfern, aber barbarisch-wilden Streitkräften auf das seekundige und wohlvertheidigte Konstantinopel

*) Es waren im Ganzen 420 Fahrzeuge, darunter 66 große Schiffe.

machten, immer fruchtlos bleiben mußten, ob sie gleich in damaliger Kriegsweise ebenso ungehindert, wie früher die gewaltigen Chalifenflotten vom Hellespont her, mit ihren zweitausend Plattschiffen aus dem Pontus in den Bosporus einlaufen und vor dem goldenen Horn erscheinen konnten.

Die Vertheidigungswerke des großen Triangels sowohl auf der Land- als auf der Wasserseite sind in der Hauptsache heute freilich noch, was sie vor vierhundert Jahren gewesen sind. „Während wir auf unsern Lorbeeren schliefen", sagt der Mufti von Thessalien (1842), „habt ihr Franken rüstig gearbeitet, und Dinge gelernt, die wir, aus dem Schlummer endlich aufgerüttelt, nicht verstehen können."

Kein osmanischer Louis Philipp hat an detaschirte Forts gedacht, und doch hätte diese Art kriegerischer Vorwerke dem großen Stambul sammt seinen sechzehn europäischen Vorstädten einen Charakter von Unüberwindlichkeit aufgedrückt, wie ihn gewiß keine zweite Stadt des Erdbodens je erringen kann.

Dafür ist der einzige Weg zum goldenen Horn die zur Zeit der Großfürsten von Kiew offen stehende und vertheidigungslose Wasserstraße des Bosporus, heute zu beiden Seiten des Eingangs vom schwarzen Meere her, dann auf der engsten Stelle zwischen Europa und Asien und endlich auf zwei anderen strategisch geeigneten Puncten zwischen der Pontusmündung und Bujukdere nach den neuesten Regeln der Kriegsbaukunst verlegt und bewahrt. Geht nur hinaus nach Anadoli- und Rumili-Kawak, seht die durch „Trandabul'sche" Genie-Officiere kunstvoll angelegten Schanzen, die Stückbetten aus Granit, die lange Zeile verderbendrohender Feuerschlünde, und urtheilt selbst, ob unter den sich kreuzenden, von einem Ufer zum andern hinüberspielenden Wurfgeschossen mit Gewalt durchzubrechen nicht selbst eine stärkere und

geübtere Seemacht als die Pontusflotte des modernen Swätoslaw verzagen müßte!

Wie man weiß, gebührt in den Streitfragen der neuesten Zeit das letzte und entscheidende Wort, allen Strafmahnungen Elihu Burritts zum Trotz, noch immer den Feuerschlünden. Daß aber die Feuerwerker Abdul-Medschids mit den ersten und besten des Abendlandes den Vergleich nicht zu scheuen brauchen, ist eine ganz neue, höchst ungern gesehene und manchen Orts noch unlieber eingestandene Entdeckung.

Hinter den Strandbatterien von Granit und den Bosporusschlössern sind zum Schirm des Herrscherſitzes erst noch die Dreidecker der Osmanli aufgestellt, und ob die türkische Seetaktik hinter der russischen wirklich so weit zurückstehe, wie die christlichen Romantiker glauben, könnte erst ein vorausgehender Versuch entscheiden. Und etwas weiter zurück am Thore des Hellespont steht mit der brennenden Lunte in der Hand noch Jemand, der solche Streitfragen zu lösen zwar anerkannte Geschicklichkeit besitzt, der aber ohne Aussicht auf gründlichen Saldo sich nicht gern in fremde Händel mischt.

Ist es aber für die Russen wegen der seegünstigen Lage Konstantinopels noch nicht räthlich, viel an ihre alten Tscheschme-Triumphe zu denken, so weiß in Rußland doch Jedermann was „Sabalkanski" heißt, und wie weit die czarischen Heersäulen im letzten Türkenkrieg von der Donau her gegen Konstantinopel vorgedrungen sind.

Dieser Umstand macht es uns zur doppelten Pflicht, das lesende Publicum in einem dritten Artikel mit einigen weiteren Bemerkungen über Konstantinopel und seine Umgebungen, besonders über die Vertheidigungsmittel heimzusuchen, die es jederzeit einem zu Lande nahenden Feind entgegenstellen kann. An Zusätzen über Natur, Sitte, politisch-kirchliche Ansichten und

Eigenthümlichkeiten der Bevölkerung, welche innerhalb des großen Triangels von Stambul und in den Vorstädten außerhalb des alten Mauerumfangs wohnt, darf es natürlich auch nicht fehlen. Und wenn wir zum Schluß des Ganzen noch ein Wort über die Ländlichkeit von Bujukdere und seine feenhafte Nachbarschaft beizufügen nicht vergessen, so wird hoffentlich Jedermann zufrieden und gesättigt den hastigen Schritten und Begehrlichkeiten des Fürsten Menschikoff entgegensehen.

III.

Wie die Sachen heute stehen, wäre selbst eine wiederholte Versicherung, daß unser Schattenriß der Stadt Konstantinopel und seiner Umgebung nicht etwa für jene Leser hingeworfen sei, die das Urbild selber kennen oder gar es täglich vor Augen haben, noch lange nicht überflüssig, weil die schöpferische Kraft und die geistige Empfänglichkeit der vormärzlichen Periode überall in Europa, am meisten im deutschen Lande, einer solchen Ermattung, unfruchtbaren Oede und eisigen Apathie gewichen ist, daß bei dem allgemein und gleichmäßig vertheilten Reichthum an politischer Einsicht und Erfahrung alle weiteren Versuche dieser Art, wenn sie mit der Prätension hervortreten, Jedermann zu belehren und Jedermann zu unterhalten, wo nicht als thöricht und geschmacklos, so doch sicher als schwätzhaft, frostig und ungenügend erscheinen müssen.

Nicht bloß das Wissen, auch das Regieren ist gleichsam säcularisirt; und ein Gut, das Alle besitzen, hat mehr als die Hälfte des Werths verloren.

Wer aber in dieser Zeit der Brache, des halben Stillschweigens und des hyperklugen Naserümpfens doch reden will, der richte mit Vermeidung aller Belästigung sein Wort an jenen Theil des Publicums, von dem er glaubt, daß er ihn noch hören mag.

Oft dachte ich an das liebliche St. Gallen, an sein stilles bürgerliches Glück, an seine Sitteneinfachheit und sein weises

Regiment, gestehe aber doch, daß es bei der vorliegenden Arbeit hauptsächlich auf meine theuern Landsleute, die biederen Bewohner des Norischen Alpenlandes abgesehen war. Man weiß ja allgemein, daß die Tiroler von häuslicher Sorge niedergehalten und nebenher von der Furcht geplagt, durch zu profundes Forschen in Politicis unvermerkt ihren frommen Abscheu gegen Lord Palmerston und das häretische Groß-Britannien einzubüßen, von der weltlichen Presse außer der Allgemeinen Zeitung soviel als nichts mehr lesen, bei dem standhaften Drängen des Czaren nach der Herrschaft über Konstantinopel aber aus mehrfachen Gründen sich der lebhaftesten Unruhe doch nicht erwehren können.

Um die Störung des politischen Gleichgewichts und den Heranzug einer neuen, von aller traditionellen Praxis abweichenden Staatsordnung Europa's — kümmert man sich in Tirol freilich ebenso wenig als anderwärts; aber trotz aller Geduld und Gleichgültigkeit hält doch die russische Dogmatik und insbesondere der Gedanke: daß der Czar nicht bloß für seine Person nicht an den Pontifex in Rom glaube, sondern selber als Oberhaupt der christlichen Kirche gelten wolle und das Seelenheil seiner orthodoxen Schäflein, statt durch die Cardinal-Eminenzen Antonelli und Lambruschini, durch die Infanterie-Generale Protosoff und Kobu-Blokoff besorgen lasse, neben der peinlichsten Gemüthsbewegung selbst in Tirol die politische Neugierde wach, und sie fragen dort wie bei uns, ob der Czar gegen den Willen Abdul-Medschid Chan's und seiner Gönner Konstantinopel dem moskowitischen Cäsaropapismus zu unterwerfen wirklich Schlauheit und Macht genug besitze.

Schlau dürfen die Russen allenfalls noch sein, aber stark und heldenmüthig hört man sie im Niemetzlande nicht gerne nennen, wie jüngst bei Erwähnung einer kriegerischen Russenthat aus dem europäischen Befreiungskriege deutlich genug zu

sehen war*). Um vor russischer Uebermacht sicher zu sein, glauben Viele, sei es schon genug, das Dasein dieser Uebermacht zu ignoriren und großartiges Moskowiterthum einfach zu verschweigen, wenn man es nicht leugnen kann.

Um in diesem Puncte allem Verdacht der Parteilichkeit zu entgehen und selbst einem verderblichen Nationalvorurtheil nach Kräften gerecht zu sein, haben wir letzthin die Lage von Konstantinopel zwar als zaubervoll und reizend, nebenher aber doch als so widerstandsfähig und naturfest zu schildern begonnen, daß im Falle ehrlicher Gegenwehr selbst die Preobraschenskischen Leibgarden dagegen nichts auszurichten vermöchten.

Wären aber die Türken, wie die Perser des Darius Codomanus oder wie dem Bonaparte gegenüber die kriegerischen Maltesermönche, so schwach und zerfallen, daß sie die angebornen Vorzüge ihres Herrscherſitzes gegen den eindringenden Erbfeind geltend zu machen unterließen, so müßte allerdings unsere Meinung über die soldatischen Tugenden der Osmanli, nicht aber die Thesis über die wonnevollen Reize des Bosporus und über natürliche Unbezwingbarkeit von Byzanz als irrthümlich zu Boden fallen. Deleri potuit exercitus, si quis ausus esset vincere, sagt Quintus Curtius beim Tigris-Uebergang des Macedonischen Heeres.

Paradiesisch schön ist auch die Baum-Oase von Damaskus; aber sie ist wehrlos wie das Weib, und wenn sie auch durch unwiderstehlichen Zauber die Sinne überwältigt, so fliegt der Rausch doch schnell vorüber, weil nach Xenophons Urtheil die Schönheit nur im Bunde mit der Kraft dauernd fesselt und vollen Genuß verleiht. Byzanz besitzt die Doppelgabe wie

*) Die Schlacht bei Kulm. Oder vier Tage aus dem Leben des Grafen Ostermann-Tolstoï. (Dieser Aufsatz wird im 2. Band seine Stelle finden. A. d. H.)

(im Geschmacke seiner Zeitgenossen) der gepriesene Sohn des Klinias.

Auf dem weiten Ocean, auf der unübersehbaren Sandebene am Euphrat tritt der Sonnenball unangemeldet und plötzlich hinter dem dunkeln Erdrande herauf, blendet, betäubt und ermüdet den Wanderer durch sein Uebermaß an Licht. Im Alpenlande dagegen, am Athos, an der Eisak, wie der Eingeborne nie vergessen kann, vergolden sich am Morgen zuerst die obersten Spitzen und steigt der milde Glanz, langsam auseinander rinnend gleich den Bildern im Kaleidoskop, in das thauige Thal herab, bis endlich das Auge die volle Pracht erfaßt. Der Sonnenaufgang des Alpenlandes, nicht der Lichtschwall des Ocean-Morgens soll einem Bosporusgemälde als Vorbild dienen.

Wer in Tirol gefallen will, der hüte sich zuviel oder gar Alles auf einmal zu sagen. Scharfgezeichnete Umrisse, aber nur die unerläßlichsten, will man bei uns vor allem; einzelnes mag in Pausen später folgen, vieles aber der Phantasie zu eigenem Ausbau überlassen sein.

Flüchtig hat man das Feste und wesentlich Trianguläre der türkischen Hauptstadt zwar schon oben angedeutet; es tritt aber das Charakteristische dieser Gestaltung noch weit schärfer in das Auge, wenn man weiß, daß sich auf der einen Dreieckseite das Goldhorn vom Puncte, wo es von der großen Landmauer rechtwinkelig berührt wird, noch eine volle Glockenstunde tiefer in das Hügelland hineinwindet, auf der andern Seite aber die wellige Propontis bis über Siliwri hinaus mehr als zwölf Stunden, wo nicht zurückweichend, so doch in gleicher Richtung fortläuft und diesen Theil des großen Triangels besonders deutlich in die Luft hinein zeichnet.

Eigenthümlich ist übrigens das Spiel, welches Natur und Kunst unter diesem Himmelsstrich mit der Triangelform trieben.

Vier Dreiecke, eines über das andere in steigender Proportion hinausrückend und das letzte in kolossalem Maße das ganze europäische Türkenland umspannend, geben Verschiedenes zu bedenken. Ein erstes und kleinstes dieser Dreiecke bildet für sich allein die Akropolis von Alt-Byzantium, heute das vom Goldhorn zur Propontis hinüber für sich allein, wie das Ganze, ebenfalls durch Mauer und Streitthürme verwahrte und von der großen Türkenstadt abgeschlossene Serai des Großherrn mit Gärten und Zubehör.

Ein zweites und größeres — der eigentliche Triangel von Konstantinopolis — besteht aus Serai und Türkenstadt zusammen mit der großen Landquermauer als Grundfläche. Ein drittes und noch größeres hat Kaiser Anastasius (512 n. Chr.) durch das sogenannte lange Steinwehr geschaffen, welches einst von Silivri an der Propontis über Hügel und Flachfeld bis nach Derkos am Schwarzen Meer hinüberlief und die Awaro-Slawinen von der Kaiserstadt ferne halten sollte, seine Bestimmung aber — im Vorbeigehen gesagt — ebenso unvollkommen wie die große Mauer in China oder der Pfahlgraben des Imperators Hadrianus in Alt-Germanien erfüllen konnte. Erdschwellungen und streckenweise mit Gras und Buschwerk überwachsene Trümmer zeigen noch heute deutlich die Richtung dieses von Meer zu Meer sechzehn Stunden langen, zwanzig Fuß breiten und verhältnißmäßig hohen Festungswerkes, das mit seinen beiden je zwölf Stunden langen Wasserseiten ein wenigstens für anderthalb Millionen Menschen Raum und Sicherheit gewährendes Segment vom thracischen Festlande abschnitt. Das vierte — zugleich ganz eine Schöpfung der Natur — ist das große wohlbekannte „Illyrische Dreieck" selbst, welchem das adriatisch-jonische Meer und der Archipelagus als Seiten, Donaustrom und Balkan aber als Basis dienen.

Wie der Keil zum Angriff, so ist zur Abwehr das Dreieck die kräftigste Form, und der große Werkmeister der Natur hat diesen wundervollen Bau ohne Zweifel für die Weisheit der Sterblichen als Probierstein hingestellt. Verstehen sie es nun nicht — wie sie es denn auch selbst heute nicht zu verstehen scheinen — unter solchen Bedingungen die flüchtige Welle der Herrschaft und des Glückes festzubannen, so haben sie weniger das gemeinsame Loos aller menschlichen Einrichtungen als das Uebermaß ihrer eigenen Thorheit und Schwäche anzuklagen.

Den breiten und tiefen Donaustrom, die Balkan-Alpenwand, das Wehr des Anastasius und endlich die große Doppelmauer von Konstantinopel selbst mußte der Feind nacheinander durchbrechen, bis er zum innersten Heiligthum, zum Adyton kaiserlich byzantinischer Majestät gelangen konnte.

Von diesen vier Barrièren bestehen die beiden ersten als unzerstörbare Gebilde der Natur zwar noch in ihrer alten Kraft, aber der Glaube an ihre Unüberwindlichkeit ist wiederholt — am wenigsten unrühmlich jedoch Anno 1829 — erschüttert worden. Der griechische Aufstand, wie wir noch alle wissen, hatte in jahrelanger Anstrengung Streitmacht und Finanzen der Hohen Pforte erschöpft; die islamitische Gesammtflotte ward in einem Anfall hellenischer Schwärmerei kurz vorher durch die eigenen Bundesgenossen des Sultans bei Navarino vernichtet, und die alte Infanterie, welche durch ihre Kriegskunst und ihren Heldenmuth in mehrhundertjährigen Siegen das türkische Reich gegründet hatte, aber die neue Zeit nicht mehr verstehen konnte, mußte der Großherr selbst mit Gewalt auseinander sprengen, und zu einem neuen Heere waren unter Haß, Widerspruch, Abneigung und Verachtung nicht etwa bloß der Christenheit, sondern des gesammten Türkenvolkes selbst, kaum die ersten Rahmen aufgestellt. Diesen schlimmen Augenblick erlauschte der Czar

und ließ das volle Gewicht seiner Stärke in Europa und Asien, vom Kaukasus wie von der Donau her, zu gleicher Zeit auf das türkische Chaos niederfallen. Sultan Mahmud mit dem kleinen Häuflein seiner Reformfreunde stand mitten im Sturm allein; das Volk war noch Janitschar; Gleichgültigkeit, Noth, Muthlosigkeit und selbst Verrath waren überall, und „wenn der Moskoff kommt," pochten türkische Stambuliden laut, „hängen wir zuerst den Sultan selber auf."

An der Einnahme Konstantinopels durch die Moskowiter und an der nahen Auflösung des Osmanenreiches zweifelte bei Eröffnung des Feldzugs (1828) in ganz Europa, besonders im „heiligen Rußlande" selbst, kein Mensch. Der Czar, im Vorgefühl des süßen Triumphs, war mit seinen Prätorianern und seiner vollen nordischen Kaiserpracht vom Polarkreis herabgekommen, um nach vermeintlich schnellem Siege wie ein neuer Konstantin durch das goldene Thor in Stambul einzurücken.

Und doch welche Täuschung!

Das große, stolz gerüstete, vom Czar in Person geführte Russenheer, selbst diesem jammervollen Zustande seiner Gegner noch nicht gewachsen, ward am Schlusse des ersten Feldzugs (1828) mit großem Verluste und mit noch größerer Schmach wieder über die Donau zurückgetrieben. Ob der Czar die zu Wasser und zu Lande vor dem schlechtbefestigten ärmlichen Varna erlittene Demüthigung, seine Niederlage und seine Flucht schon vergessen habe, wissen wir nicht. Die Russenfürsten haben ja schon am Hofe der Goldenen Horde bei guter Zeit Verstellung und Geduld gelernt, und die unbequeme verrätherische Schamröthe, sagt man, habe dem Geschlechte der Mongolen die Natur versagt.

Daß sich aber die ätzende, mauerbrechende Kraft des goldgelben Uralschlamms im Feldzuge des nächsten Jahres noch weit

vortrefflicher als der Feuerregen des russischen Geschützes erwiesen, und Sabalkanski, bei der Unmöglichkeit mit der ganzen verfügbaren Macht des Czarenreiches das verschanzte Osmanlilager in Schumla zu überwältigen, eine verzweiflungsvolle Pointe über den Balkan nach Adrianopel gewagt und seine Renner bis zum öden Anastasiuswehr bei Siliwri vorgeschoben habe, weiß dagegen alle Welt*). Weniger bekannt, aber nicht weniger wahr mag es sein, daß General Diebitsch von der großen russischen Armee nicht weniger als 18,000 invalide Krieger nach Adrianopel brachte, daß er des Scheines halber und um die spähenden Bewohner zu täuschen, die Regimenter zwei- und dreimal, jedesmal mit verändertem Ueberwurf, in verschiedenen Richtungen durch die Stadt defiliren ließ und von dem Angriff auf Konstantinopel nicht durch weise Mäßigung und christliche Friedensliebe, sondern durch Ohnmacht und Unzulänglichkeit seiner halbverhungerten Heeresträmmer abgehalten wurde.

Von Adrianopel bis Konstantinopel beträgt die Entfernung im Ganzen nur noch sechs und dreißig Wegstunden; und zwar vier und zwanzig bis zur mehrbenannten kleinen, aber starken Seefestung Siliwri, wo die große Kaiserstraße des thracischen Binnenlandes das Meer berührt. Und hätte der russische Heerführer diese Strecke sowohl, als die noch übrigen zwölf Wegstunden bis zum Sitz des Padischah, aller Terrainhindernisse ungeachtet auch ohne allen Verlust und Widerstand zurückgelegt, was wäre ihm nach Abzug der in Adrianopel und vor Siliwri nöthigen Besatzungen von seiner kleinen Streitmacht zum Sturm auf Stambul noch übrig geblieben?

Die hinterste und dickste der dreifachen Landmauer des großen Stadttriangels von Byzanz wird zwar nur zu zwanzig Fuß

*) Die Uebergabe der Festung Varna hat der Czar vom Verräther Jusuf-Pascha um Gold erkauft.

Höhe angenommen, aber die zahlreichen Streitthürme und ein fünf und zwanzig Fuß breiter, nach allen Seiten zierlich ausgemauerter, tief eingerissener Graben, an dessen Rande die Mauer auf Hügelschwellungen vorüberstreicht, setzen an Höhe und Furchtbarkeit so viel hinzu, daß dem „Balkanübersteiger" mit seinem Häuflein von höchstens 10,000, zum Mauerkampf ohnehin wenig befähigten Russen — und hätte sie auch ein Suwaroff geführt — selbst bei schwacher Gegenwehr keine Aussicht auf Erfolg geblieben wäre. So viele Freunde und Vertheidiger, wie der mit seinem Volke noch mehr entzweite letzte Paläologe, hätte in der äußersten Noth Mahmud II. doch auch gefunden!

Aber wie? Hat etwa nicht zu gleicher Zeit mit dem kühnen Balkanübergang die vielgerühmte Flotte des schwarzen Meeres, unter Admiral Greigh die Ueberbleibsel der „unkundig und muthlos geführten" Osmanlifahrzeuge im ersten Anlauf durch Entern weggenommen, die Bosporusbatterien zum Schweigen gebracht und ihre eigenen Feuerschlünde dem großherrlichen Palast gegenüber aufgepflanzt?

Alle Welt, und am meisten die Türken selbst, hatten solche nautische Erfolge der Russen erwartet. „Wir segeln aus um nicht wieder zu kommen," rief der Kapudan-Pascha und steuerte gegen Wind und Welle in den Euxinus hinein.

Grausamer ward aber niemals eine Erwartung betrogen! Der Kapudan-Pascha ist nicht nur ohne Verlust wieder zurückgekommen, er hat sogar die russische Fregatte „Rafael" als Prise heimgebracht.

Der Czar, durch seinen Pyrrhussieg erschrocken und vor ganz Europa beschämt, bedurfte des Friedens nicht weniger als der überwundene Padischah. Und hätte der Sultan neben dem in Schumla aufgestellten activen Heere schon damals, wie heute, über eine schlagfertige Reserve in Stambul selbst zu verfügen

gehabt, so wäre Sabalkanski's Heerhaufen dem Schicksal seines heldenmüthigen Vorgängers Swätoslaw nicht entronnen.

Für die unermeßlichen Opfer an Menschen, Geld und Credit haben die Russen verhältnißmäßig nur unbedeutenden Ersatz genommen, sind aber mit der melancholischen Ueberzeugung, daß bei nicht ganz vernachlässigtem Widerstande der Osmanli nur mit Aufopferung eines ganzen Heeres von der Donau bis unter die Mauern von Stambul vorzudringen sei, wieder hinter den Pruth zurückgegangen,

„froh der bestandnen Gefahr, doch ohne die lieben Gefährten *)."

Die Annahme, daß die Russen am Schlusse des ersten Feldzugs (1828) schon mehr als 80,000 Mann verloren hatten, wird nicht zu widerlegen sein. Sind ja bei der fruchtlosen Bestürmung des halböden Varna von den Leibgarden des Imperators allein über 3000 der auserlesensten Krieger mit einer unverhältnißmäßig großen Zahl hoher Officiere gefallen. Das Geheimniß aber, wieviel in beiden Feldzügen der glühende Boden Romaniens vom Troß des gemeinen Fuß- und Reitervolkes verschlungen habe, ist wahrscheinlich mit Diebitsch-Sabalkanski zu Grabe gegangen.

Was nützt den Russen ihre Disciplin, ihre Todesverachtung und ihre Tapferkeit? Daß im Kriege bei allen Armeen, am meisten aber bei den Russen in ihren Feldzügen gegen die Türken, mehr als zwei Drittel des erlittenen Verlustes auf Seuchen, auf mangelhafte Verpflegung, auf Noth, Unverstand und nutzlose Plackereien aller Art zu stellen seien, ist eine traurige, aber nicht zu bestreitende Wahrheit. Nicht das Schlachtfeld, sondern das Lazareth und der Hunger fressen die Heere auf, und bei den Russen ist es in Führung und Verpflegung heute (1853)

*) Ἄσμενοι ἐκ θανάτοιο, φίλους ὀλέσαντες ἑταίρους.

nicht besser bestellt, als es vor fünf und zwanzig Jahren war. Fortschritte, wo nicht in beiden, so doch wenigstens in der innern Ausbildung und Lenkung ihrer Streitkräfte, haben in der Zwischenzeit nur die Türken gemacht, und selbst die öffentliche Meinung des Occidents beginnt die russische Sache zu verlassen und zu Gunsten der Moslimen umzuschlagen, weil Europa den Frieden will und das wühlerische, herausfordernde, hinterlistige, störrische und habgierige Wesen der moskowitischen Byzantiumspolitik endlich selbst dem deutschen Phlegma lästig wird. Oder wie würde etwa der neue Paladin des Conservatismus — der talentvolle und gelehrte Doctor Z . . l in H . . . g — ein politisches System nennen, welches überall die Ruhe und das friedliche Gedeihen stört, und welches in der Absicht, die wohlgemeinten aber bisher erfolglosen Beglückungsanstrebungen eines unabhängigen fremden Potentaten zu lähmen und seine Unterthanen zu überreden, daß sie eigentlich Ursache hätten unzufrieden zu sein und sich gegen ihre gesetzliche Obrigkeit aufzulehnen, weder Geld noch Worte, noch Verführungs- und Gaukelkünste jeglicher Gattung spart?

Einen Czar durch Ermahnungen oder gar à la Times durch blindes Vertrauen auf seine Hochherzigkeit von schlimmen Wegen abzulenken, wäre ein ebenso nutzloses Unternehmen, als wenn irgend ein frommer Strumpfweber des Basler Missionsvereins den Dalai-Lama bekehren wollte. Daß man sich im Occident bisher über die Russen nicht zu beklagen habe, ja ihnen sogar viel Liebes und Treues schuldig sei, will man gern eingestehen. Aber wer bürgt uns dafür, daß der Autokrat, wenn es mit der Türkei vollständig gelingen sollte, seine liebenswürdige Praxis nicht auch anderswo versuche, und vom anatolisch-geistlichen Hochmuthe und von der leidenschaftlichen Hartnäckigkeit eines Photius und Michael Cärularius entflammt, das abendländische Katholikenthum befehde? — was den Leuten in Tirol allerlei zu bedenken gibt.

Aegypten und Syrien.

Gross-Kairo und die Mission des Islam.

(1851.)

Ebenso leicht und ebenso willkommen wie auf Groß-Kairo am Nil könnte sich der flüchtige Blick auf die Wald-Oase von Damaskus, ebenso leicht auf die vergilbten Trümmer von Balbek, oder auf die Pistacienhaine des schöngepflasterten Haleb mit der kurzrauschenden Silberfluth seines Kobeïk niederlassen.

Labsal wäre es vielleicht für viele Seelen im Occident, vom Immergrün und von der unverwüstlichen Majestät der Cedernwälder des Libanon zu reden oder auf den stolzen Schwung des Azad-Diracht des syrischen Küstenrandes hinzudeuten.*) Das melancholische Tyrus mit der massig aus der Erde heraufquellenden und nutzlos verrinnenden Wasserfülle der Salomonsbrunnen, die Terebinthen von Sidon, das Smaragdgrün der Karmelwiesen und der buntfarbige Anemonenteppich auf Saron buhlen ebenfalls um die Gunst eines Pinselstriches.

Dieses Mal jedoch soll Groß-Kairo den Vorzug haben.

Das militärische Hauptquartier und der Imperatorensitz der streitenden Kirche des Islam ist freilich am Bosporus, und die abgeschmackte Behauptung der Turco-Byzantiner: Konstantinopel sei die Hauptstadt des Erdbodens, und die jedi kral, d. i.

*) „Azad-Diracht" ist aus der persischen Botanik entlehnt und bedeutet: Freiheits-Baum.

die sieben Könige der Christenheit, gehen insgesammt beim Padischah zu Lehre, kennt bei uns Jedermann. Geistige Metropole dagegen und lebenswarmer Sitz, ja gewissermaßen geheimnißvolle Werkstätte des islamitischen Gedankens ist für die Gesammtlande am Mittelmeer und am atlantischen Ocean anerkannter Weise Groß-Kairo in Aegypten, wie es Bochara in El-Soghd für das weitentlegene Turan ist.

Mekka ist nur das Heilig-Grab, und im Orient macht das Dogma, nicht die Sprache oder irgend eine andere Zufälligkeit, die Nationalität. Und so lange das Dogma in einem Volke lebendig ist, widersteht es jeder wesentlichen Veränderung seiner politischen und geistigen Zustände mit unbesiegbarer Hartnäckigkeit. Eine Revolution im vollen und furchtbaren Sinn des Wortes hat von jeher nur die Kirche als Hinterlage des geistigen Lebens der Nationen hervorzubringen die Kraft gehabt. Weil nun aber die politischen und sittlichen Bestände Groß-Kairo's und seiner Bevölkerung für alles was in Aegypten, in Arabien, in Palästina, in Syrien, in Mesopotamien und in Afrika zum Koran schwört, maßgebend und Muster sind, wird ein näheres Eingehen in diese Dinge nicht überflüssig sein. Die Europäer in ihrem classischen Schwindel möchten den Angelpunct der morgenländischen Dinge noch immer in ihrem Hellas finden. Der Ilissus ist aber schon längst ausgetrocknet, und matt und trübe schleicht ein dünner Wasserfaden durch den knorrigen Cephisuswald in den Golf von Salamis hinab, während der Nil, die Heimat der großen Ungethüme und des religiös-philosophischen Gedankens, seine lebensprühende, ewig reiche Fluth aus geheimnißvollem Born, durch Wüsten und Felsenrisse brechend, in wunderbarer Majestät und Fülle dem brandenden Binnenmeer entgegenwälzt. Seit länger als 6000 Jahren kämpfen dort die Elemente und ringt mit wechselndem Erfolge das Trockene

mit dem Flüssigen, das Bestehende mit dem Wandelbaren in endlosem Streit, ein Bild der menschlichen Dinge, wie sie in Kampf und Mißgeschick doch langsam vorwärts schreiten und dem Bessern zum Sieg verhelfen.

Aegypten in seiner Vergangenheit und in seiner Gegenwart ist ein noch ungelöstes Räthsel, und wie das Land am Nil einst die Gigantomachie der alten Götterwelt getragen hat, so soll es auch heute, wie es scheint, die Walstatt liefern, auf welcher die neuen Erdengötter den lang verschobenen und doch unausweichlichen Kampf um Sein und Geltung auszufechten haben. So wollen es die Erinnyen und ihr Diener Palmerston.

Aegypten, das fetteste Marschland des Erdbodens, am Kreuzwege dreier Welttheile gelegen und die Urwiege aller Gottesgelehrtheit, aller Künste und aller menschlichen Bildung, wäre allerdings ein großartigeres Entscheidungsfeld für die morgenländische Frage als der Archipelagus und das trockene Griechenland.

In den riesigen Königshallen zu Theben ist es freilich schon lange öde und stumm, und auf der Stelle, wo einst das große Memphis stand, rauscht heute der Dattelwald. Das alte Alexandria aber, der kolossale Gedanke des macedonischen Genius, ist unter dem Widerschlag des altägyptischen Elementes völlig verschwunden und steigt erst jetzt als Unterpfand des wieder angebahnten Verkehrs mit dem Occident aus dem Schutt empor. Das echte Mark Neu-Aegyptens dagegen, seine Herrlichkeit und Pracht zeigt eine Stadt, die der Eingeborne, wie das Nilland selbst „Masr", der Europäer aber Alt-Kairo oder Kairo schlechtweg nennt.*)

*) Der alte arabische Name für Aegypten ist „Misr". Im Hebräischen braucht man den Dual Misraim, „die beiden Aegypten", d. i. das Oberland und das Unterland, welche häufig abgesonderte Staaten mit eigenen

Groß-Kairo, eine Schöpfung der gegen Bagdad rebellirenden Fatimiten und kaum 200 Jahre älter als Neu-Athen am Isarstrom, ist vielleicht das glanzvollste Denkmal des, unter seiner eigenen Größe erliegenden Chalifats. Die Citadelle mit der reizenden Fernsicht wurde von Saladin beinahe zu gleicher Zeit mit Derwischabad (1176) angelegt. Den Vergleich der beiden Städte weiter auszuspinnen und die traurige Fläche des Bojerlandes mit ihrem wilden Strom an die üppige Gartenfülle des Nilthales hinzustellen, wäre ein gar zu gewagtes Spiel. Wo wären unsere Pyramiden? Wo fände der Wanderer das Rosenparadies der Schatten-Insel Raudha? Wo die Hyacinthenpracht von Schubra? Wo den Balsamhauch und die schwellenden Lüfte einer Kairo-Nacht? Die Stadt selbst liegt etwa eine Stunde vom Strom entfernt, wo das Pflanzenleben und sein grüner Teppich an die Oede streift und der Boden sich langsam zur kahlen Hügelreihe des rothgelben Mokattam erhebt. Oben auf der Plattform des Mokattam ist die Burg mit Mohammed Ali's, nach Art der Pharaonen, noch bei Lebzeiten begonnenem und halbvollendetem Mausoleum, mit Kasernen, Wohnhäusern, Baumgruppen und Buschwerk aller Art. Den Labetrunk für Menschen, Thiere und Pflanzen gibt der uralte, von Jusuf Selacheddin wieder hergestellte, 250 Fuß tief durch den Felsen bis zum Nil-Niveau hinabreichende sogenannte Josefsbrunnen — ein riesiges Quadrat mit sanft absteigenden Wendel-Gallerien und gewaltigem Räderwerk das Wasser heraufzuziehen. Wer empfinden will, was Kairo und sein Landschaftsbild zum Gemüthe spricht, der sende nur zur rechten Tageszeit von der großen Burgterrasse den Blick abendwärts gegen den libyschen

Regentenhäusern bildeten. Das Alt-Kairo der Europäer ist nur corrumpirte Aussprache des Arabischen El-Kâhirâ, die Siegreiche, wie die Stadt in den ersten Zeiten nach ihrer Gründung hieß.

Thalrand hin. Die Pyramiden mit ihrer steinernen Grabesruhe am Saum der noch weit hinaus sichtbaren Wüste schließen den Horizont.

Im Zwischenraume bis zum Fuße der Riesenmonumente wälzt sich in breiten Rinnen die überströmende Wogenfluth und das Auge schweift langsam über helles Grün, über dunkle Palmenschatten und über das breite Silberband des Nil-Mäanders zum Häusermeer der Stadt zurück. Die Trümmer von Heliopolis und der Memphiswald begrenzen links und rechts das Bild, und es wird sich Niemand wundern, wenn sich beim Anblick dieser zaubervollen Landschaft das frostigste Gemüth bewegt, wenn der Weise meditirt, der Künstler in Feuer geräth und selbst der für Natureindrücke unempfindlichste Mensch für einige Momente nachdenkend und träumerisch wird.

Kairo gehört unter die großen Hauptstädte der Welt und steht mit Einschluß der beiden Hafenorte Bulak und Alt-Kahira dem Flächeninhalte nach nur um ein Weniges hinter der großen Metropole an der Seine zurück. Und doch wohnt nach gewöhnlicher Annahme in den 26,000 Häusern dieser ungeheueren Stadt nur eine aus den drei Welttheilen zusammengewürfelte Bevölkerung von nicht mehr als etwa dritthalbmal hunderttausend Menschen aller Farben, aller Gemüthsarten und aller religiösen Bekenntnisse.

Dreihundert bis vierhundert Moschee-Thürme und Kuppeln, von denen viele bleigedeckt und vergoldet in der Morgensonne funkeln, verkünden Kairo's Pracht. Selbst höher noch als die Burgterrasse ragen die beiden gigantischen stolzen Minarete der Sultan-Hasans Moschee in die Luft, und vom ewig wirbelnden Marktgedränge des großen Platzes unterhalb der Burg steigt nicht selten der dumpfe Schall deutlich hörbar zur Schloßterrasse herauf. Von der architektonischen Regelmäßigkeit euro-

päischer Städte ist im Innern von Kairo keine Spur; es ist ein unentwirrbares, von röthlichem Duft überlagertes Häuserconglomerat mit kurzen Sackgassen und mit Abschließungsthoren für einzelne Stadtviertel plan- und ordnungslos ineinander fließend, ohne Numerirung und Aufschrift hingelegt. Selbst die Hauptstraßen, die von Nord nach Süd und von West nach Ost das Labyrinth durchschneiden, vermeiden die gerade Linie und ändern streckenweise den Namen, so daß, um im Innern Kairo's sich zurechtzufinden und eine bestimmte Wohnung aufzusuchen, lange Uebung und besonderer Tact erfordert wird. Um die Sonnenglut zu mildern und die lästige Helle abzuhalten, sind die Wohngebäude mit ihren flachen Dächern meistens, die einzelnen Gelasse aber allzeit hoch, weit, luftig und halbdunkel, was man um so leichter erzielt, als das erste Stockwerk über das Erdgeschoß, und das zweite über das erste und so fort in die oft so enge Gasse hereinragt, daß sich die Bewohner gegenüberstehender Häuser vom Balkon aus die Hände reichen können. Strohmatten von einem Dache zum andern quer über die Basarstraßen gelegt, vermehren noch die Dunkelheit und die Schattenkühle. Feuerbrand und Aufruhr in einer solchen Stadt sind doppelt fürchterlich. Ein Canal, breit und tief und mit vielen Brücken verbunden, führt von der Nil-Insel Raudha das Wasser mitten durch die Stadt, und Hunderte von Lastthieren und Schlauchträgern füllen die Lücken aus, welche Canal und Brunnen im täglichen Bedarf noch offen lassen. Ueberhaupt sorgen mehr als 20,000 gesattelte graue Vierfüßer für raschen Verkehr und schnelle Bewegung in der Stadt. Als Richtungspuncte und gleichsam als Feldzugsplan gegen die architektonische Kairo-Anarchie dienen freie leere Räume inmitten des Häusermeeres, von welchen leeren Räumen die dem Sande abgerungene, laubumschattete und von luftigen Palästen umgebene Esbekieh allein den Luxor-Platz in

Paris um mehr als das Dreifache an Ausdehnung übertrifft. Die Häuser selbst, aus ungebrannten, nur in der Sonne getrockneten Nilschlammziegeln aufgebaut, bieten meistens einen gelbgrauen, melancholisch-düstern Anblick dar. Nur die Paläste der Vornehmen haben ein Erdgeschoß aus behauenem Gestein mit buntem Farbenspiel an jeder Schicht. Balkone und Fenster ohne Glas, aber mit Gitterwerk und kunstreich verschlungenem Schnitzwerk aus Holz treten oberhalb als Decoration hervor. Der echt saracenische Spitzbogenstyl der Palastthore Kairo's ist in der ganzen Welt bekannt und angerühmt.

Unter den Moscheen sind die Tulun, el-Hakim, el-Azhar und Sultan-Hasan genannten die schönsten, letztgenannte aber vor allen merkwürdig durch die Größe und Höhe ihrer Kuppel und der beiden Minarete. Dieser wundervolle Bau ist der Glanzpunct von Kairo wegen der verschwenderischen Mannigfaltigkeit der Marmorzier und des Arabeskenschmuckes aus hartem Stein und Bronze, geschmückt mit riesigen Aufschriften in Goldbuchstaben, roth, gelb, blau und grün. Das Ganze ist von zaubervoller Wirkung, wenn die Abendsonne von den Pyramiden herüberscheint. Im Vorhof bietet dem müden Beter ein gewaltiges, mit vergoldeten Stäben eingeschlossenes Marmorbecken den Labetrunk, und im kahlen Innern fällt das Licht von der hohen Kuppel auf den grüngelb geblümten Teppich des Estrichs herab.

Wundere sich Niemand über die architektonischen Reize und über die verschwenderische Pracht der großen Fatimitenstadt. Aus Eifersucht gegen das alte Rom hat Konstantin sein Byzanz verherrlicht, und ebenso hat im Gegensatz zur neugegründeten Chalifen-Residenz Bagdad der von der Centralgewalt am Tigris emancipirte Sultan von Masr die Stadt El-Kahira angelegt und zu ihrem Schmucke alles aufgeboten, was der saracenische

Orient in der Blüthenzeit der Kunst an Reichthum und Glanz vermochte.

Kleine Baumgruppen aus Palmen und Sykomoren und größere Gartenanlagen außerhalb des Mauerumfangs fehlen, wie in keiner Stadt des Morgenlandes, so auch in Kairo nicht. Aber es sind nicht unsere Gärten mit symmetrischen Baumalleen, mit schnurgeraden Wanderpfaden und mit zierlich gekämmten Rasenbeeten nach den Vorschriften eines Le-Nôtre oder im brittischen Geschmacke angelegt. Die Kairogärten sind nach Art der Paradiese des Orients überhaupt schattige Baumdickichte, wo hochwüchsige Pomeranzen- und Citronenstämme mit ihrer goldenen Frucht, traubenbehangene Weinranken, hellgelbe Acacien mit Sykomoren und schlanken Dattelpalmen, dunkle Maulbeer- und Granatbäume in purpurrother Blüthe neben undurchdringlichem Buschwerk von Myrten, Hibiscus und dem Riesenblatte des prachtvollen Bananenstrauches plan- und regellos Schatten und Blumenduft in einander gießen. Enge, krumme, durch das Laubdickicht hinschleichende Pfade, Teiche, die der Sonnenstrahl nicht erwärmt, rinnendes Wasser, Feiertagsstille und der aromatische Hauch balsamgeschwängerter Lüfte vollenden das Zauberbild. Wie oft saß ich in diesen irdischen Paradiesen auf der Nil-Insel Raudha, bei Kasr el-Ain, im magischen Schubra während der Mittagsglut allein und in seliger Vergessenheit europäischer Bedrängniß und Bücherqual, den Frieden in der Seele, das Glück im Augenglanz und die Brust geschwellt von süßer Schwärmerei und künftigem Lebensglück!

Wie man in Groß-Kairo die Stadtviertel nennt, wie man die Marktpolizei handhabt, den täglichen Lebensnöthen begegnet, Steuern hebt, die Bastonade gibt, Handel treibt, lange Karawanenzüge aus Inner-Afrika durch die engen Straßen führt, Schlangen in Stöcke verwandelt, das Ebenbild Abwesender oder

längst Verstorbener scharf und treu im Tintenklecks einer hohlen Hand sehen läßt, wie man Pilav röstet und die süße Banane schmort, bleibt hier füglich unberührt und wird auch leicht vermißt. Höheren Reiz böte freilich das große, schwarze, mandelförmige, sanfte Auge der Kairotöchter, wenn es unter langen Wimpern dem fremden Gast entgegenblitzt. Schönere Augen und bethörendere Blicke als in der großen Fatimitenstadt sieht man nirgends in der Welt. Hat aber das alles nicht schon längst der Britte Lane genau und zierlich ausgelegt?

Ob aber die gütige Natur irgend einem andern Volke klangvolleres Metall in die Männerbrust eingeschmolzen als bei den „Söhnen von Masr", muß Jedermann bezweifeln, der längere Zeit in Kairo lebt, und außer dem in nächtlicher Stille melodisch über das Häusermeer hinschallenden Ruf der Müezzin nur die Stimmen almosenheischender Gassenjungen und das „Lebben! Lebben!" der Sauermilchverkäufer in der thauigen Morgenstunde hört.

Bedeutungsvoller und merkwürdiger als Augenschmelz und als Glockenklang der Stimme ist das Gewicht, welches das große Kairo durch seine wissenschaftlichen Institute in die Wagschale der Kulturverbreitung im Sinne des Islam legt. Groß-Kairo ist das Rom der Lehre Mohammeds, Groß-Kairo nährt in seinem Schooße, wenn auch nicht eine ebenso reich als glanzvoll ausgestattete, doch eine ebenso standhafte, eine ebenso glaubenseifrige, eine ebenso zähe, und, was am meisten zu bedeuten hat, eine ebenso erfolg- und siegreiche Propaganda, wie in ihrer Art die Tiberstadt. Asien ward bekanntlich durch das Chalifenschwert und durch den Ekel vor der kaiserlichen Dogmatik von Byzanz dem Islam zugeführt. Die ungezählten Hunderttausende schwarzer Moslimen im Innern Afrika's dagegen sind die wohlgepflegte, unbemerkt und friedlich erzielte Frucht des Apostolats

in Groß-Kairo. Ohne daß man es in Europa beachten wollte, ist der Islam bis südwärts über den Aequator, ja zum Theil bis an die Gestade des atlantischen Oceans ins Herz von Afrika vorgedrungen. Der Welttheil Afrika scheint zum wahren gelobten Lande und zur Vorzugserbschaft des Propheten von Mekka bestimmt zu sein. Jetzt ist die Christenheit allerdings zur Kenntniß der Triumphe ihrer Nebenbuhler gekommen und schickt von der einen Seite den Katholiken Knoblecher mit einer Apostelcolonie zur Abwehr von Chartum den weißen Nil hinauf, während von der Goldküste und vom Kap ausgehend das Methodistenthum der Islamspropaganda mit gleichem Eifer, aber dem Anschein nach mit ungleichem Erfolg entgegentritt.

Glaubenspropaganda setzt überall Schulen, Unterricht, gährende Kraft und einen lebendigfrischen Kern theologischer Wissenschaft voraus. Findet man aber solche Dinge in Groß-Kairo, und wer hätte je davon gehört? El-Azhar, eine der größten und schönsten Moscheen in Kairo, ist noch heute die erste und vornehmste Universität des islamitischen Orients. Die Summe aller mohammedanischen Gelehrsamkeit und Bildung ist im akademisch gegliederten Lehrkörper dieser Hochschule dargestellt, und wer immer in diesen Ländern nach höherer Erkenntniß strebt und die letzten Gründe seines Glaubens erforschen möchte, eilt zu diesem bis heute noch ungetrübten Born der Wissenschaft.

Zwölf Oberälteste (Scheiche), ausgezeichnet durch orthodoxe Strenge und gelehrte Tüchtigkeit, stehen an der Spitze der Anstalt und bilden gleichsam das höchste Tribunal und die letzte Instanz in allen Fragen über Wissen und Glauben der Kinder Mohammeds.

Bei den blinden und beinahe unausrottbaren Vorurtheilen der Christen gegen den Islam und sein Wesen überhaupt könnten die Ausdrücke: Hochschule, Akademie, Lehrkörper, Studium,

Bildung, Wissenschaft in manchem Gemüthe Aergerniß erregen und die Frage hervorrufen: ob man in den mohammedanischen Ländern außer dem Koran und seiner Exegese noch irgend etwas von Kunst, Wissenschaft und Geistesbildung kenne? Die gründlichste Antwort auf Bedenken und Zweifel dieser Art haben neben Hammer-Purgstall Dr. Weil und Abt Haneberg gegeben, und über die gewöhnlichen Lehrgegenstände der El-Azhar-Universität haben wir seiner Zeit in Kairo selbst das Nöthige erfragt und aufgeschrieben. Mancher deutsche Hochschüler blickt vielleicht mit Geringschätzung auf seine Commilitonen von Kairo herab, wenn er Decliniren und Wortfügen, d. i. Grammatik und Syntax der arabischen Volkssprache auf dem Verzeichniß der Universitätslehrgegenstände liest. Rhetorik, Versekunst und Algebra wird er schon eher gelten lassen; als vollkommen ebenbürtig und auf gleicher Höhe mit ihm selbst stehend wird er aber nur die Scholaren der Logik, der Philosophie, der Theologie, der Astronomie, der Medicin, der Koranauslegung und der Jurisprudenz im weitesten Sinne des Wortes anerkennen. Daß auf den islamitischen Hochschulen geistliche und weltliche Gesetzeskunde noch unausgeschieden sind, und derselbe Lehrer über Religionsphilosophie, über Moral, über bürgerliches und peinliches Recht Vorträge halte, ist im allgemeinen schon bekannt. Den neuen europäischen Gedanken, die Schule von der Staatskirche und das Wissen von der Controle des Klerus zu emancipiren, kann bei den mohammedanischgläubigen Völkern Niemand begreifen.

Am schlimmsten war es im mohammedanischen Unterrichtswesen seit dem Erlöschen der berühmten arabischen Hochschulen von Cordova und Bagdad, wenigstens bisher, mit den naturgeschichtlichen und medicinischen Studien bestellt. Und der Preis, um welchen in Kairo und Konstantinopel der unbeugsame Widerwille der Mohammedaner gegen die christliche Wissenschaft, beson-

ders im Puncte der Medicin, endlich gebrochen werden konnte, ist Jedermann bekannt.

Um in Kairo als Hochschüler einzutreten, wird nichts weiter gefordert, als daß der Candidat lesen, zur Noth schreiben und auch etwas Koran recitiren könne. Das Universitätsgebäude selbst ist in regelmäßigem Viereck um einen großen Platz im Mittelpuncte der Stadt angelegt. Eine Seite des eingeschlossenen Hofraums ist für den Gottesdienst bestimmt, die drei anderen aber bestehen aus kleineren Säulengängen mit Gemächern für das landschaftsweise abgetheilte und klösterlich eingepferchte Gesammtstudentencorps. Das freie Universitätsleben des Occidents ist in Kairo nicht erlaubt. Jede Abtheilung der Studenten hat ihre besondere Bücherſammlung, die neben den öffentlichen Vorträgen der Lehrer den jungen Leuten auf dem Pfade der Wissenschaft vorwärts helfen soll. Kein Student bezahlt Collegiengelder, der Unterricht ist völlig frei, und selbst die Lehrer beziehen vom Staate keinerlei Gehalt, wenn man nicht etwa den hölzernen Schöpflöffel voll gesottener Saubohnen, welche nach uraltem Brauch die Mitglieder der Akademie der Wissenschaften in Kairo als Präsenzgeld erhalten, in die Kategorien der Staatsbesoldungen stellen will. Früher wurden durch reiches Kirchengut, durch stiftungsmäßige Haus- und Ackerrenten für die Lebensnothdurft der Lehrer wie der Schüler die nöthigen Mittel aufgebracht. Mohammed-Ali aber, welcher Aegypten ohne Beistand der Gelehrten und ohne Sorge für Kunst und Wissenschaft beherrschen und glücklich machen wollte, hat Gut und Rente größtentheils eingezogen, als frommer Moslim aber zugleich Befehl ertheilt vom frühern Segen zur Stärkung der armen Gelehrten während des Buß- und Fastenmonats noch einen Pfennig übrig zu lassen. Bei dieser allgemeinen Confiscation des Eigenthums sind außer den nöthigen Geldern für

Baulichkeiten und für Bezahlung der vornehmsten Moscheebeamten nur die Stiftungen für auswärtige Schüler verschont geblieben, während die einheimischen Studenten sammt ihren Lehrmeistern durch Privaterwerb für sich selbst zu sorgen haben. Man gibt bezahlte Nebenstunden bei reichen Leuten, copirt Bücher, speculirt auf vacante Stellen, betet salbungsvoll in Familienkreisen oder bei Grabmonumenten alter Herrscher vor, lehrt den Turban nach Rang und Würden gehörig umzubinden oder leitet in besonderen Innungen orthodoxer Moslimen Privatandacht und Katechese kundig und geschickt. Hin und wieder gibt es auch noch reiche und dankbare Schüler, die dem alten Lehrer Geschenke bringen an Lebensmitteln oder Geld. Vor der Confiscation des Schul- und Kirchenguts zählte die Azhar-Universität für sich allein eine ebenso große Zahl Schüler wie jetzt München und Berlin zusammengenommen. Seit jenem Act der Spoliation aber soll die Zahl der Hochschüler auf etwa 1500 zurückgegangen sein. Unter diesen findet man jeder Zeit verschiedene Schwarze aus Inner-Afrika, die einst als Sklaven nach Aegypten kamen, nach vollendeten Studien aber als feurige Verkünder des Islam wieder in die Heimat entlassen werden.

Der Islam ist weder todt noch sterbend, noch auch unerrettbarem Verfall entgegeneilend, wie man in Europa gern glauben möchte. Der Islam hat frische Kraft, und Afrika ist das Feld, auf dem sich Blüthentrieb und Glaubensmuth der Einheitsbekenner erproben, stärken und entfalten kann. Alle Sorge und alles Streben von Seiten der Christenheit, den Islam abzuschwächen und aufzusaugen, wird und muß in der Hauptsache vergeblich sein. Der Islam ist der Repräsentant der Vernunft, deren Rechte ebenso unverjährbar wie die Rechte des Glaubens sind. Hätte die christliche Kirche des vierten, fünften und sechsten Jahrhunderts neben dem Spiritualismus des Athanasius auch die

rationaliſtiſche Weltanſicht des Areios ertragen, und ſein Homoiuſion als freie Kirche neben ſich dulden können, wäre der Islam wahrſcheinlich niemals hervorgetreten. Erſt wie das eine der beiden gleich berechtigten und gleich nothwendigen Elemente jeder religiöſen Glaubensgeſellſchaft auf der conſtituirenden Verſammlung zu Nicäa feierlich proſcribirt und nach dreihundertjährigem Kampfe zwar nicht in den Gemüthern der Gläubigen, aber doch in ſtaatsrechtlich organiſirtem Beſtande endlich erdrückt war, hat ſich der Prophet von Mekka als Rächer und Vertheidiger der religiöſen Freiheit erhoben.

Nicht früher als bis die Chriſtenheit das alte Unrecht wieder gut macht und den athanaſiſchen Excluſivismus fallen läßt, wird an eine Annäherung und an ein ausgleichendes Ineinanderfließen der beiden weltbeherrſchenden Glaubenskreiſe zu denken ſein.

Semilasso und die ägyptischen Fellahs.

(1839.)

Will man auf Semilasso hören, so wären alle Schilderungen, die seit einer Reihe von Jahren über die jammervolle Lage des ägyptischen Bauernvolks nach Europa gedrungen sind, im Lichte rhetorischer Floskeln und als bloße Fictionen halbunterrichteter und boshafter Demokraten zu betrachten. Weit entfernt, unter Arbeit, Hunger und Geiselhieben, wie man es sagt, ihr armseliges Leben hinzuschleppen, werde die Bauernschaft in Aegypten mit allumfassender väterlicher Sorgfalt gepflegt, sei besser genährt und begütert, folglich viel glücklicher als ihre Brüder und Standesgenossen in den meisten Staaten der Christenheit. Gott bewahre! Semilasso will nicht die Unwahrheit sagen; er glaubt es endlich selbst, ja er ist innig von der Wahrheit seiner Aussagen, sowie von der verleumderischen Bosheit eines Cadalvène und Consorten überzeugt. Hat es ihm nicht Mehemed Ali selbst in höchst eigener Person nach fettem Mittagessen auf golddurchwirktem Kanapee erzählt? Und wer könnte es denn besser wissen, als eben Mehemed Ali, der allgewaltige Satrap, wie viel Geld er aus den Taschen seiner Bauern nehme und welche Lasten er auf ihre Schultern bürde? Sollte man etwa an den Worten eines so großen Gebieters, eines so gnädigen Gönners Zweifel hegen, oder wohl gar in die Hütten der Bauern hineintreten und an

den Feldarbeitern ſelbſt den Grad ihrer ökonomiſchen Glückſeligkeit bemeſſen? O nein, ſo unritterlich iſt Semilaſſo nicht. Semilaſſo iſt vor allem Grand Seigneur und ſieht die Welt mit ihren Mühen aus der Cavalier-Perſpective, wie Neugebaur ſagen würde. Ein Wort aus Satrapenmunde iſt ihm ein untrügliches Orakel. Mögen unruhige und turbulente Köpfe, die überall nur Schlimmes ſehen, durch die Dörfer wandern und die keuchenden Knechte Mehemed Ali's beklagen, Semilaſſo reitet und ſegelt mit dem prunkenden Palaſtgefolge und kennt nur eine Thorheit, nur einen Irrthum, vorwitziglich an einem von oben herabkommenden Spruch zu klügeln. „In Aegypten kann man leben, ſagt Mehemed Ali, bei mir geht es den Leuten gut, ja beſſer, als weiland unter meinen Vorgängern, den Mameluken.“ Das iſt für Semilaſſo genug, ja ſchon zu viel; er wundert ſich und iſt tief gerührt, daß ein ſo großer Fürſt, der „einem ſchlichten preußiſchen Edelmann“ aromatiſchen Mokka zu trinken und aus einem mit Diamanten beſetzten Ambrarohr zu rauchen gibt, ſo genügſam iſt und von den Leuten nicht noch mehr verlangt. Seht nur, ihr Demagogen und Kritiker, den grünen Saatenteppich Aegyptens in unabſehbarer Breite zwiſchen Fluß und Wüſte ausgeſtreckt; ſeht das üppig aufwuchernde Verſymgewächs, die Palme, die Sykomore und den nackten, breitſchultrigen Fellah, wie er rüſtig Waſſer ſchöpft und Lieder ſingt, ohne Zweifel im Gefühl überſchwenglicher Glückſeligkeit. Grüne Felder, Klee, Palmen und Muſik beim Waſſerſchöpfen, meint Semilaſſo, welch ein Land iſt dies Aegypten, welch ein Fürſt Mehemed Ali! Semilaſſo — voll Geiſt, Styl und Witz — nimmt noch ſelbſt die Laute und ſingt wie der mediatiſirte Emir am Tigris:

Schwarz ſind des Palaſts Ruinen,
Weil die Feinde ſie verſchwärzt;
Doch die Wüſten werden grünen,
Wenn ſie Mehmed Ali herzt.

Viel fehlt nicht, und Semilasso endet noch mit Vorwürfen an das liebe deutsche Volk, daß es seine Auswanderer in das traurige Moscovien, in das barbarische Numidien, in das unruhige Land der Yankees sende, statt sie als wohlbestallte Fellahs am Nilstrom anzupflanzen.

Wem soll man nun glauben, wenn die Einen Mehemed Ali als Ungeheuer, als eisernen Dränger und Würger, als blutsaugenden Vampyr des Nilthales schildern, Andere aber, wie Semilasso und der Eremit von Gauting, in demselben Manne den Helden des Jahrhunderts, den Trajan moslemitischer Herrscher, den großen Restaurator und Friedensfürsten des Orients erblicken? Oder soll man zuletzt gar noch auf die Stimme des frommen Dulders Schubert horchen, wenn er im Nil-Satrapen einen strengen Gärtner sieht, der den Baum, worüber ihn Gott zum Hüter bestellt, auf höhere Zulassung hin etwas scharf beschneidet!

Selbst in Aegypten gewesen zu sein, ist also in diesen Dingen, wie man sieht, noch keine Bürgschaft für gleichmäßiges und unparteiisches Erkennen. Oder haben die widersprechenden Beurtheiler desselben Mannes nicht in gleicher Weise dies Land vom Mittelmeer bis an die Kataraften durchzogen und die Pinselstriche zu ihrem Gemälde an Ort und Stelle in der Wärme des ersten Eindrucks gesammelt? Bei uns möchte man einmal mit dem Mann ins Reine kommen und wissen, ob er wirklich ein zweiter Salaheddin, ob er Czar Peter oder nur ein glücklicher Abenteurer sei, ein vorübergehendes, glänzendes Meteor, wie sie der Unbestand morgenländischen Staatslebens so oft auf die Bühne bringt, um der Welt Zeugniß zu geben, wie weit es im Orient der Gewaltige in Begierde und Genuß, die Völker aber im Gedulden und Entbehren bringen.

Begnügte sich Semilasso, uns seinen Patron als außerordent-

lichen Mann anzupreiſen, ſeine Menſchenkenntniß, Verſtandesſchärfe und Charakterfeſtigkeit, ſeine unglaubliche Geſchäftsthätigkeit, ſo wie ſeine Mahlzeiten, ſeinen Kaffee und ſeine Pfeifenröhre zu bewundern, ihn als Wohlthäter und Beſchützer der fremden Wanderer, als polirten und vorurtheilsfreien Türken, als Ordner der Mameluken-Anarchie, als Bändiger des ſtupiden Moslimenſtolzes und Chriſtenhaſſes der Verehrung und Dankbarkeit Europa's zu empfehlen, ſo hätte man gegen ſein Urtheil nichts einzuwenden. Denn wer leugnete Mehemed Ali's Bildungsverſuche, ſeine Siege und ſein Glück? Auch darf ihn noch kein billiger Mann der Grauſamkeit beſchuldigen, wenn er die aller Vernunft häufig unzugängliche Verſtocktheit des ägyptiſchen Bauernvolks hie und da mit dem Stock bekehrt und vorwärts getrieben hat. Dummheit und halsſtarriges Feſthalten am Schlendrian iſt im Nillande eigentlich endemiſch, und der Stock ſeit uralter Zeit daſelbſt ein unerläßliches Argument der Staatsgewalt. Erzählt ja ſchon Diodorus Siculus, daß kein Aegyptier ohne Prügel die geſetzliche Contribution bezahle. Viel arbeiten und viel geben bei ſtrenger Zucht iſt in Aegypten noch kein Beleg für tyranniſches Regiment, und wenn dem Fellah die Möglichkeit belaſſen iſt, nach Tilgung aller fiscaliſchen Begehr auch noch für ſich und die Seinigen an Wohnung, Kleidung, Nahrung und Liturgie menſchlich und landesüblich zu ſorgen, ſo hat Semilaſſo zwar noch nicht in allen Theilen Recht, iſt aber doch vorläufig alles Geſchrei über Unerträglichkeit des Druckes auf Rechnung kränkelnder Philanthropie zu ſetzen.

Bei dem diametralen Widerſpruche der Augenzeugen gibt es nur ein Mittel, die Wahrheit zu finden: man vergleiche das Koloſſale in den Unternehmungen und Erfolgen des Satrapen mit dem unbedeutenden Menſchencapital, das allen ſeinen Operationen ſeit länger als einem Menſchenalter zu Grunde liegt.

Nicht mehr als drittehalb Millionen Menschen wohnten im Nilthal, als dieser Mann vor dreißig Jahren mit Entwürfen auf die Bühne trat, wie sie etwa Czar Peter mit seinen fünfzehn Millionen, oder die Lagiden im dreimal dichter bewohnten und durch den Gang des Welthandels mit überströmender Fülle gesegneten Aegypten fassen durften. Man weiß aber in Europa pünctlich auszurechnen, wie viel aus einem gegebenen Menschenfond jährlich an junger Mannschaft, an Geld und Handarbeit zu ziehen sei, ohne den sittlich vernünftigen Staatszweck zu zerstören. Besäße nun Jemand die Kunst, aus einer so schwachen Bevölkerung, wie die ägyptische, ein volles Menschenalter hindurch große Heere zu rekrutiren, die furchtbaren Lücken, welche endlose Kriege, Seuchen und Ungemach aller Art unter dem glühenden Himmel Arabiens und Libyens in den Reihen machen, schnell wieder auszufüllen; dann in einem Lande ohne Bauholz mächtige Flotten zu zimmern, deren Material aus fremden Welttheilen, wie Waaren-Colli, zu Schiffe herbeizuschaffen und fast mit Gold aufzuwiegen war, den Dienern öffentlicher Gewalt mehr als königlichen Lohn zu zahlen, nebenher noch den Divan in Konstantinopel zu bestechen, den Geist der Widersetzlichkeit in Kurdistan, im Taurusgebirge, in Bosnien und Albanien durch Geldspenden zu nähren und die durch Mißlingen riesenhafter Handelsunternehmungen verursachten Finanzabgründe immerfort mit Gold auszufüllen, ohne der arbeitenden Klasse übermäßig weh zu thun und die Hülfsquellen für eine lange Zukunft vorauszuverzehren: so wäre dieser Mann ein Zauberer, und müßten unsere Staatskünstler, die doch auch im Fache keine Idioten sind, voll Beschämung vor dem neuen Pharao zurücktreten und, wie einst die Häuptlinge der kleinen Staaten in Hellas, wieder nach Memphis in die Schule der Weisheit wandern. Von seinem Standpuncte aus hat Semilasso ohne Zweifel Recht. Semilasso

will ja nicht die Bestände des ägyptischen Bauernvolkes nach Maß und Zahl correct und philanthropisch untersuchen; er hat nur in einem reizenden Wanderbilde zeigen wollen, wie ein Europamüder, ein blasirter Seigneur, mit Eleganz, Pracht und neuen Genüssen durch den Orient pilgern soll. Und in Lösung dieser Aufgabe existirt für Semilasso kein Rival.

Hauptregierungsmaxime aller türkischen Fürsten, Mehemed Ali's aber vorzugsweise, bleibt ewig:

rustica gens est optima flens et pessima ridens.

Geld, sagte der Satrap in Siut ja selbst zu Semilasso, Geld macht den Menschen stolz und ungouvernementabel. — In diesem Worte liegt das ganze Geheimniß seiner Staatswirthschaft. Semilasso aber sieht die Allgemeinheit der Thesis nicht und glaubt, der Spruch gehe nur das behäbige und derbe Bauernvolk der Britten an. Die Vorstellung: man müsse das Volk durch Plünderung und Armuth niederhalten, ist türkischen Fürsten so unaustilgbar eingeprägt, daß selbst Mehemed Ali, so klug und gewandt er ist, mit allen seinen Regierungskünsten verzagen würde und das Spiel verloren gäbe, wenn das Volk in seinem Lande wie bei uns in Europa um Mittag eine sättige Mahlzeit, ein ordentliches Kleid am Leib und in der Tasche einen Thaler hätte. Er weiß aber auch, wie sauer es einem Regenten wird, die Besitzer eines reich gesegneten Bodens, wie das Nilthal, zum Niveau türkischer Regierungsarmuth herabzudrücken und sie gleichmäßig darin festzuhalten. Ihm scheint das ägyptische Bauernvolk mit der jährlich erneuten fetten Nilschlammerde so innig verwachsen, so unerschöpflich productiv, daß die leiseste Minderung im Nehmen und Pressen augenblicklich schädliche Exuberanz und geiles Aufschießen des saftgedrängten Stammes erzeugen müßte. Den Aegyptier vollständig auszuplündern, glaubt Mehemed Ali, sei auch der raffinirteste Fiscus unvermögend. Und er hat bis auf

einen gewissen Punct wirklich Recht. Der nackte Fellah, wenn er vor Hunger und Peitschenhieben auf fruchtgefülltem Acker verschmachtet, sagt auch noch mit einem Rest von Hoffnung und Selbstgefühl: „Lasset uns nur drei Jahre hintereinander Herren unseres Bodens sein, um die Erzeugnisse nach unserer Einsicht zu verwerthen, und wir zahlen den Miri und werden wieder alle reich."

Ein zweites Hinderniß absoluter und vollständiger Ausleerung Aegyptens liegt in der vor-Mehemed Ali'schen Zeitperiode, der sogenannten Mamelukengebieterschaft, wo das Bauernvolk, bei aller Zudringlichkeit und tyrannischen Bizarrerie seiner vierundzwanzig Landesherren, dennoch Mittel fand, bedeutende Summen zurückzulegen, die, nach altem Brauch im Boden verscharrt, erblich fortliefen, bei Sterbfällen getheilt und abgesondert wieder vergraben wurden, oft aber auch beim Eintritt plötzlicher Katastrophen in Vergessenheit geriethen. Die Auffindung dieser versteckten, bekannten und unbekannten Goldtöpfe ist eine der vorzüglichsten Regierungssorgen des alten Mehemed Ali. In jedem Dorfe sind Vertraute aufgestellt, um zu spähen, zu horchen, und bei der leisesten Spur über das Dasein solcher alten Familienersparnisse amtliche Anzeige zu machen. Oft gibt auch ein Fellah den andern, der geplünderte und durchgeprügelte Nachbar den glücklichen aus Neid, aus Rachsucht an. Der Thatbestand wird dann jederzeit mit Hülfe der Bastonade hergestellt und alles Vorgefundene — wie billig — zum Vortheil des Fiscus und seiner Diener eingezogen.

Wenige Jahre vor Semilasso's Nilfahrt haben wir in derselben Stadt Siut, wo der schlaue Wesir der deutschen Durchlaucht die merkwürdige Vorlesung über Unschuld und Milde ägyptischer Verwaltung hielt und ernsthaft versicherte, bei ihm habe Niemand für sein wohlerworbenes Eigenthum zu fürchten,

ein Beiſpiel geſehen, wie dieſe Theorie in der Praxis angewendet wird. Von einem benachbarten Dorfe ward (irrige) Anzeige erſtattet, zwei Fellahs hätten auf ihrem Acker einen ſolchen Krug mit Gold aufgegraben und den Inhalt unter ſich getheilt. Die Angeklagten verneinten das Factum und erhielten im Hofraum des Regierungspalaſtes mit einander tauſend Stockprügel auf die Fußſohlen, daß die Nägel von den Zehen wegſprangen, Zehen und Fleiſch in Fetzen herunterhingen. Die Execution war zu ekelhaft, als daß ein europäiſches Auge den Anblick ertragen konnte. Zuletzt trug man die armen Schelme zu der geiſtlichen Obrigkeit, vor der ſie nach ihrem Ritus ſchwören mußten, kein Geld auf ihrem Acker gefunden zu haben.

Semilaſſo hat die Gutmüthigkeit, Mehemed Ali's Erzählung von den ſechzigtauſend Goldſtücken des Dorfſchulzen für baare Münze hinzunehmen und ſie als ein Exempel ſeltener Mäßigung des orientaliſchen Despoten in Europa anzurühmen. Daß der Dorfſchulze ſechzigtauſend Goldſtücke in einem Topf unter der Erde hatte, und ſeine Erben ſich über die Theilung veruneinigten und dadurch ans Tribunal geriethen, iſt ohne Zweifel wahr. Daß ſie aber der Satrap zur Eintracht ermahnt, und, wie ein zweiter Nerva, zu friedlichem Genuſſe des Gutes eingeladen habe, iſt ſo wenig ernſtlich gemeint, als der in Semilaſſo's Gegenwart ertheilte Befehl den Tempel von Denderah auf öffentliche Koſten, dem pittoresken Fremdling zu Gefallen, vom Sande zu ſäubern. Und während der Satrap dem durchlauchtigen Fürſten aus Germanien ſeine eigene Mäßigung anrühmte, hatte er die ſechzigtauſend Ghaſi ebenſo gewiß ſchon in der Taſche und die Schulzenbrut ihre Baſtonade wohlgezählt auf der Sohle, als Semilaſſo ſechs Monate nachher den Sand im Denderah-Tempel trotz ertheilter Befehle noch auf der alten Stelle fand. Mehemed Ali wäre ſogar Komödiant genug, oſtenſibel den Genuß

des Fundes zu gewähren, unter der Hand aber dem Kadi aufzutragen, gegen mäßige Procente die Erbschaft an den landesherrlichen Fiscus abzuliefern und den dummen Dorfjungen ihre Quittung mit dem Stocke auszuzahlen. Das Geld bekam er in jedem Fall. Das ist eben Mehemed Ali's große Kunst, die execrabelste Tyrannei der Wirklichkeit unter der Maske glatter Worte und einer billigen Finanztheorie zu verhüllen. Hört man ihn, so ist er der besorgteste Vater des ägyptischen Volkes und der treueste Diener des Großherrn von Stambul. Nur thue es ihm leid, daß ihm der Drang der Umstände noch immer nicht gestatten wollte, die Lasten seiner Unterthanen nach Wunsch zu erleichtern ꝛc. Aber seht nur einmal, wie er seit zehn Jahren dem Sultan die Treue bewiesen, und seit mehr als dreißig Jahren das materielle Wohl der Bauern zu Herzen genommen! Das türkische Sultanat geht hauptsächlich durch sein Zuthun in Trümmer, und im Nilthale ist unter Vater Mehemed Ali's Regiment die Bevölkerung um mehr als eine Million gesunken.

Nur einen Vortheil versteht Mehemed Ali nicht: es so einzurichten, daß auch in seinem Lande, wie in Europa, Alle geben und nur Einer nehme. Jenes moralische Wesen, das die Europäer „Staat" nennen, und welches nach jährlichem Ueberschlag christlich in die Taschen des Steuerpflichtigen greift und in möglichst wohlfeiler Weise den Bedarf herauszieht, kennt man in Aegypten nicht. Mehemed Ali muß mit zu Vielen theilen und braucht zu theure Werkzeuge, um den Saft des Landes auszupressen, als daß für das arme Volk auch noch etwas übrig bliebe. Einer, wenn er auch Mehemed Ali heißt, wäre vielleicht doch zu sättigen, aber eine Gesellschaft von drei- bis viermalhunderttausend Egeln, mit Mehemed Ali an der Spitze, ersticken zuletzt selbst eine ägyptische Lebensfülle.

Man hat ausgerechnet, daß, wenn in Frankreich je der dreißigste

Menſch vom Budget lebt, in Aegypten ſchon jeder ſechste als Verwaltungsinſtrument vom Schweiße des Volkes zehrt. Bei dieſer ehrenwerthen Compagnie wird dann nicht gefragt, wie viel man billiger- oder ſtrengerweiſe vom Land nehmen könne, ſondern wie es anzufangen ſei, um die Ertragbarkeit des Bodens am ſchnellſten zur üppigſten Fülle zu treiben, die Kraftanſtrengung der Bauern aber bis zum acuteſten Paroxysmus zu ſteigern, und am wohlfeilſten und längſten zu gemeinſamem Frommen der Geſellſchaft ſchwebend zu erhalten. Der Boden, der ſich jährlich erneuert, iſt freilich nicht zu ermüden; aber der ohne Raſt galvaniſirte und angezapfte Volkskörper verſieget und erliſcht aus Mangel an Ruhe und Nahrungsſaft. Dieſe Abweſenheit aller Barmherzigkeit, alles menſchlichen Gefühls, jedes vernünftigen Bandes zwiſchen Obrigkeit und Unterthan iſt das eigentliche Merkmal des ſtocktürkiſchen Syſtems in Aegypten. „Mir Alles, dir nichts“ wäre der beſte Sinnſpruch für Mehemed Ali's Siegelring. Dieſes iſt ſtrict und buchſtäblich zu nehmen. Oder ſah man nicht in Luxor, deſſen Ruinen bei uns ſo glühende Empfindungen erregen, einem Fellah die Baſtonade geben, weil er heimlich ein Ei ſeiner Fiscus-Henne geſchlürft hatte?

Wie theuer Mehemed Ali die Mitwirkung ſeiner Genoſſen bezahlen muß, läßt ſich an einem einzigen Beiſpiel erſehen. Sherif Paſcha, deſſen Bekanntſchaft Semilaſſo in Damascus machte, war zu unſerer Zeit Miniſter des Innern und zugleich Gouverneur von Ober-Aegypten. In erſter Eigenſchaft bezog er, gleich allen ſeinen Collegen, aus dem Schatze jährlich hunderttauſend Colonnati, das iſt mehr als eine halbe Million Franken. Für ſeine Statthalterſchaft hatte er weitere dreißigtauſend Colonnati, oder über hundertfünfzigtauſend Franken, in Summa ungefähr ſechsmalhundertfünfundſechzigtauſend Franken Standes- und Functionsgehalt. Mehr als noch einmal ſo viel erhob er aber nebenher

per fas et nefas in seiner Provinz, so daß Leute seines Palastes, die alle Erträgnisse genau kannten, sein jährliches Einkommen im Durchschnitt auf anderthalb Millionen Franken berechneten. Sherif Pascha galt aber im Vergleich mit seinem Vorgänger und andern hohen Beamten noch für einen billigen Mann. Seine Hofhaltung in Siut war fürstlich, das weibliche und männliche Harem mit ausgesuchten Exemplaren weißer und schwarzer Farbe besetzt, der Mahlzeiten und Feste kein Ende, Diener und Sclaven ohne Zahl. Die ganze Provinz mit Leben und Eigenthum sämmtlicher Bewohner war im absolutesten Sinne seiner Gewalt überlassen. Die Beamten-Hierarchie unter ihm mit allen Helfern und Helfershelfern hatte er allein zu bestellen und über sein Thun und Treiben Niemand Rede zu stehen, wenn nur an Rekruten, Geld und Producten ohne Verzug nach Kairo geliefert wurde, so oft und so viel man dort begehrte. In gleicher Weise und mit gleicher Willkür treiben es dann ihrerseits die Untergouverneure, Districtsvorstände, Dorfbefehlshaber, Lagercommandanten, Steuerbeamten und Justizpfleger bis zum Dorfschreiber, Zwangsboten, Arbeitsaufseher und gemeinen kurdischen Söldner herab; Alles nimmt, preßt, saugt, quält, prügelt und plündert das schutzlose Bauernvolk, um nach Maßgabe der Begierde und Macht mit Lotterbuben und Sclavinnen in Saus und Braus zu schwelgen und nebenher noch Geld zum Vorwärtsrücken anzuhäufen. Diese Feste, diese Pracht bestechen einen vornehmen Herrn, wie Semilasso; allenthalben trifft er Musik, Tanz und Hetären, die den wohlgekleideten und gemästeten Türken und andern Mitessern am Fett des Landes bis an den Rand der Wüste nachziehen und wie ein disciplinirtes Heer ihre Werkstätte und Zelte dicht an den Ortschaften errichten. Nach Verhältniß hat jeder etwas bedeutende Flecken des Nilthales eine Art Hofhaltung mit allem Luxus, allen Lockungen und Genüssen roher

Sinnlichkeit, ſo daß ein Mann von der hohen ſocialen Stellung und raffinirten Lebens-Eleganz Semilaſſo's, von Mahlzeit zu Mahlzeit eilend und zwiſchen goldſchimmernden Mameluken und citherſpielenden Bayaderen forttaumelnd, in Aegypten ein Eldorado und am Vicekönig den weiſeſten Fürſten und Beglücker des Volkes ſehen muß. Für das Elend der unteren Klaſſen hat dieſer geiſtvolle und eminente Mann ſo wenig einen Sinn als irgend ein hochadeliger witzſprühender Marquis von Verſailles in den Tagen der Pompadour.

Aber wie? Erträgt der große Haufe einen ſolchen Zuſtand ohne Murren, mit immer gleicher Geduld? Man weiß noch ganz gut, daß in den erſten zwölf Jahren von Mehemed Ali's Herrſchaft ein Aufſtand dem andern folgte, planlos, ſporadiſch, wie eben der Druck das thörichte Volk bald da, bald dort zur Wuth entflammte. Die arnautiſchen Söldner, die Kurden, die Turkomanen, mit welchen der Weſir die Mameluken beſiegt hatte, waren im Lande zurückgeblieben, um es von den Eingebornen für Rechnung des neuen Herrn gleichſam von neuem zu erobern. Nilaufwärts trifft man häufig auf dieſe fliegenden Kriegshaufen, die das ganze Jahr unter Zelten wohnen, mit abtheilungsweiſe geſattelten Pferden, bereit augenblicklich aufzuſitzen und jeden Verſuch der Widerſetzlichkeit niederzuſchlagen. Wer kennt die Zahl der ſeit dreißig Jahren in partiellen Aufſtänden erſchlagenen Fellahs? Sind auch die im Lande umlaufenden Angaben ohne Zweifel übertrieben, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß die Bevölkerung ganzer Gemeinden ausgerottet wurde, und heute in den Nildörfern Niemand mehr eine Waffe beſitzt, und ſelbſt die Möglichkeit, ſich gegen irgend einen Act der Tyrannei aufzulehnen, vollſtändig verſchwunden iſt. Hat denn Semilaſſo die lange Zeile menſchenleerer Dörfer im ſchönen Dattelwald oberhalb Antinoë nicht bemerkt? Aegypten iſt wie ein

vom Feinde militärisch besetztes Land, und jedes einzelne Dorf gleichsam in permanentem Belagerungsstand. Die Flucht allein bleibt den Armseligen noch als letztes Mittel übrig.

Aber wohin fliehen vor Mehemed Ali's Macht? Aegypten selbst ist ja nur eine lange Oase im unabsehbaren Sandmeer der großen afrikanischen Wüste. So lange Palästina frei war, hatten wenigstens die Delta-Bauern, wie einst die Kinder Israel, Aussicht zum Entrinnen, und in wenig Jahren waren bei zehntausend Flüchtlinge aus Aegypten durch Abdallah Pascha im alten Galiläa colonisirt. Man weiß auch, daß diese Fellahs-Desertion die erste Veranlassung zu den politischen, für die hohe Pforte so verhängnißvollen Zerwürfnissen mit dem Vicekönig herbeiführte.

Heute ist durch die Eroberung Syriens das Nilthal vollständig geschlossen wie die Höhle des Polyphem, und das Schicksal selbst hat mit dem harten Dränger einen Bund geschlossen zu langsamer Aufzehrung der eingepferchten Fellah-Race, wenn nicht die gegenwärtige Krisis des Orients Erleichterung bringt. „Wann kommen denn die Ingilis?" „Wann kommen denn die Firingi, um unseren unerträglichen Leiden ein Ende zu machen?" ruft man reisenden Europäern oft genug zwischen Kairo und Wadi-Halfa zu. Man weiß in Aegypten, daß die Christen, obwohl Ungläubige, doch auch dem Bauer Kleid und Brod vergönnen. Der liebenswürdige Semilasso hatte freilich keine Zeit, solche Fragen zu hören; er mußte ja mit seinem fürstlichen Patron, auf gleichem Stuhl sitzend, aus gleichem Rohr Tabak rauchen und succulente Speisen essen.

Gerade in Monfalut, wo Semilasso in Anbetung und Rührung bis zu gänzlicher Verflüchtigung auseinander floß, weil sich der Wesir „umbog und ihn beim Arm nahm, graciös, verführerisch, unwiderstehlich," hat Schreiber dieses wenige Jahre

früher eine Scene geſehen, die ein ganz anderes Gefühl hervorrief, als des Satrapen Armdruck. Von ſieben Dörfern in der Nachbarſchaft hatten alle Einwohner Nachts ihre Hütten verlaſſen und waren in die libyſche Wüſte entflohen, weil ſie der Arbeit, dem Hunger, den Peitſchenhieben, den Erpreſſungen und der Verzweiflung nicht mehr widerſtehen konnten. Man hatte ihnen bereits das Zugvieh, den Pflug und die übrigen Ackerwerkzeuge weggenommen, um den Anſprüchen der Steuereinnehmer zu genügen. Kleider, Hausrath und Lebensmittel hatten ſie ohnehin keine, und doch ſollten ſie beim Mangel aller Dinge die Grundſtücke bearbeiten und immer neue Summen für den Fiscus ſchaffen. Obwohl die ägyptiſchen Bauern wiſſen, daß die großen und bekannten Oaſen abendwärts ebenfalls in der Gewalt Mehemed Ali's ſind, glauben ſie dennoch irgend ein undurchforſchtes Eiland mit Waſſer und Palmbäumen im Sandmeer zu finden und ſich vor ihren Peinigern zu verbergen. Es dauerte aber nicht lange und ein Reitertrupp aus dem nächſten Turkmanenlager hatte die Fliehenden eingeholt, von denen mehrere Abtheilungen unter unſern Augen in den Hofraum des Naſir von Monſalut hereingetrieben wurden. Barfuß waren alle, nur die Weiber hatten Fetzen um die Lenden, Kinder und Männer aber gingen ganz nackt; hie und da hatte einer noch ein platt anliegendes Leinwandkäppchen auf dem Kopf. Aber welcher Ausdruck lag auf den Geſichtern dieſer Elenden! Mit Brod gefüttert und über Nacht, wie eine Heerde Vieh, im Hof eingeſperrt, wurden ſie Tags darauf durch daſſelbe Reiterpiquet in die verlaſſenen Hütten hinausgepeitſcht, um das Tagwerk von Neuem und mit erſchwerter Laſt zu beginnen. Der Statthalter hatte ihnen Geld vorgeſchoſſen, um Samen, Karſt und Pflug zu kaufen, mit deren Hülfe ſie die alten und neuen Schulden abverdienen ſollten.

Solche Scenen, sagte man uns, seien im Lande etwas alltägliches und auf die Frage, ob man gar kein Mitleiden mit diesen armseligen Leuten habe, hieß es, daß sie allerdings ein hartes Loos hätten und viel arbeiten und viel zahlen müßten, aber im Grunde seien es doch nur Fellahs und von einer weit weniger edlen und weit weniger feinen Race als ihre Herren, die Osmanli.

Hat Semilasso niemals zugesehen, wie man in Aegypten Canäle gräbt oder nach Verschlammung reinigt? Nach Umständen treibt man Männer, Weiber und Kinder der nächsten Dörfer oder des ganzen Districts zusammen, und läßt sie ohne Werkzeug, ohne Brod und Lohn unter Streichen mit der Hippopotamus-Peitsche, oft ohne Rast von Morgens bis Abends das Werk verrichten. Da geht es aber nicht, wie im Abendlande, langsam und abgemessen; es geht im Geschwindschritt und im Sechsachtel-Tact. In Palmkörbchen oder Zeugfetzen wird die aufgewühlte Erde im Laufe weggetragen, unter beständigem Spiel der Fuchtel; denn der Türke glaubt, es könnte doch noch schneller und besser gehen, als es geht, und ein Fellah müsse immer Schläge haben. Schweigend keuchen Weiber und bis achtjährige Kinder mit dem Palmgeflecht auf Schulter oder Kopf unter der Geisel weg, welche die von Punct zu Punct aufgestellten Treiber mechanisch und mit immer gleicher Miene auf die Vorüberlaufenden niederschlagen. So weit geht oft, besonders im fernen Ober-Aegypten, bei dieser Arbeit die Unmenschlichkeit der einen und die Geduld der andern, daß man die nicht selbst mit Brod versehenen Fellahs, unter Anstrengung und Schlägen, an der Mauer reichgefüllter Vorrathskammern verschmachten und Hungers sterben sieht. Dem wohlgenährten Türken fällt es nicht ein, daß ein Fellah auch der Nahrung bedürfe. Wir glauben gern, daß der Pascha diese Greuel nicht befiehlt; er hindert sie

aber auch nicht, was für das arme Volk eines und daſſelbe iſt. Mehemed Ali kennt das alles, weiß aber auch, daß er nur um dieſen Preis blinde Vollzieher ſeines Willens findet. Unter dieſen Umſtänden iſt an der Wahrheit einer in Aegypten umlaufenden Berechnung nicht zu zweifeln, wenn ſie von den jährlichen Todesfällen im Nilthal zwei Drittel auf Hunger und Peitſche ſetzt.

Gehe man hinaus in die Dörfer und rede dieſen Leuten vom „arabiſchen Element", von der neuen Civiliſation und von Mehemed Ali's Glückſeligkeitstheorie, und ihre Antworten bilden den beſten Commentar zu Semilaſſo's ſüß duftenden Nil-Berichten. Wer die Sache näher kennt, wird lachen; aber mehr noch als wir lacht ohne Zweifel der Vicekönig ſelbſt über den liebenswürdigen Enthuſiasmus und über die wahrhaft „pittoreske" Leichtgläubigkeit des hochgebornen Gaſtes aus Firingiſtan, der alle Künſte ſeiner glänzenden Rhetorik aufbietet, um die Europäer von dem Segen einer Verwaltung zu überzeugen, deren Härte, Verderblichkeit, Ungerechtigkeit und Unerträglichkeit nicht ſelten von ihren Werkzeugen ſelbſt im Vertrauen eingeſtanden wird.

Urtheile man nun, ob in der ägyptiſchen Bauernhütte von den ſüßen Gefühlen der Heimat, des ſtillen Herdes, des Familienbandes je etwas empfunden werden könne. Muß ſich das Blut dieſer ausgehungerten, ſchwarzgelben, ſtruppigen Geſchöpfe beim Anblick ihrer wohlgenährten Peiniger in goldgeſticktem Seidengewand nicht in hölliſche Lymphe verwandeln und ſtatt menſchlicher Weſen zuletzt eine Saat von Dämonen erzeugen, die eines ſolchen Regiments würdig ſind? Wer glaubt denn ernſtlich, daß mit ſolchen Elementen in unſeren Tagen noch eine bleibende Herrſchaft zu gründen ſei? Das Weltalter duldet kein Reich mehr, deſſen Grundlage Ein Menſch mit der Geiſel in der Hand. Selbſt die Morgenländer ſind müde, und das Fatum vermag

sie nicht länger zu beschwichtigen. Man will auch unter jenem Himmelsstriche einmal genug essen und in stiller Behaglichkeit das süße Leben schlürfen. Was Sem, was Japhet? Ruhe wollen die Islambekenner mit gesetzlichem Besitz, denn ihre Zeit ist unwiederbringlich vorüber, und sie fühlen selbst, daß sie der glühende Lebensstrom Europa's versengt.

Das Schlimmste, was man dem Orient wünschen kann, ist unabhängiger Fortbestand seiner Gebieter, und namentlich Mehemed Ali's, des giftigen Windhauches der Wüste Afrika's.

Noch ein Wort über die ägyptischen Fellahs, über den „Verstorbenen“ und über deutsche Colonien im Orient.

(1845.)

„Ein Wort über den „„Verstorbenen““ wollen wir uns noch gefallen lassen, wegen der großen Schätzung, die man Leuten von Geist und chevalereſker Sitte in Deutschland nie versagt. Noch lieber wäre uns etwas Neues und Erkleckliches über deutsche Siedelung, weil überseeische Colonien die herrschende Idee des Tages sind. Aber was will man denn wieder mit diesem ägyptischen Bauernvolk? Was gehen uns die Fellahs und ihre Nöthen an? Ist es der eigenen Sorgen und der inländischen Bedrängnisse der Schneidemühl, der Emme, der Ochsenbein, der Weitling nicht genug? Sollen wir auch fremde Leiden tragen helfen, und überall und allezeit nur Klagen über Mißgeschick der Unterthanen, über Ungerechtigkeit und tyrannischen Druck der Gewaltigen vernehmen? Wir wissen voraus schon was man uns sagen will! Ja, eingestanden, man findet ohne allen Zweifel in Aegypten viel Arbeit, viel Steuernoth, viel Hunger, viel Schläge, viel Ausreißer und unzufriedene Murrköpfe. Aber du mein Gott, wo wäre das nicht der Fall? Arbeiten und steuern muß der Mensch überall, Stöcke wachsen auch in andern Ländern, und verlassen die Leute nicht auch in Europa haufenweise, und bloß in Deutschland jährlich an vierzigtausend bedrängte Plebejer

den einheimischen Boden? Und sterben nicht sogar im reichen, intelligenten, gottselig und gerecht regierten England jährlich menschliche Wesen in Menge aus Hunger, während nebenher Ueberglückliche aus lauter Ekel an Reichthum und Ueberfluß freiwillig der Last des Daseins entrinnen? Es handelt sich nur um das Mehr oder Weniger, und ohne alle Unvollkommenheit ist kein menschliches Institut. Gemeines Volk hat ja nirgends ein Genügen, und sieht man nicht auch in Aegypten zur Seite nackter gepeinigter Jammergestalten Leute, die schön gekleidet, fett angegessen und wohl bei Kasse sind? Allgemeines Glück kennt nur der Schwärmer und der Metaphysiker. Jemand muß im Staate gedrückt und belastet sein, und am Ende ist der viel verschrieene Türke Mehemed Ali, der die Fellahs schnellendend an der Kehle hängt, noch weit menschlicher als der christliche Domdechant in Brandenburg, der seine Bauern, wie einst Nero den St. Peter, bei den Füßen an das Querholz knüpft."

So ungefähr werden die meisten Leser bei Ansicht der Artikelaufschrift übelgelaunt mit sich selbst verkehren, und die Lesung auf sechs Monate verschieben, worüber man sie nur loben kann. Denn ich selbst klage mich der Sünde und der Uebereilung an, und gestehe unendlich gern, daß ich dem „Verstorbenen", wenn auch nicht eigentlich in Worten, doch wenigstens in Gedanken vielfach Unrecht gethan und das Tiefgedachte seiner Theorien nicht allezeit begriffen habe. Mancher, der die ägyptische Wirthschaft von der Nilmündung bis an die Katarakten und darüber hinaus Jahr und Tag gesehen hat und jetzt noch liest, was wiederholt aus Kairo und Siut gemeldet wird, mochte glauben, er dürfe heimlich lachen, wenn der „Verstorbene" die Zustände ägyptischer Bauerschaft auch im neuesten Werke: „Aus Mehemed Ali's Reich" den unzufriedenen Völkern des Abendlandes als beneidenswerthes Loos, und des alten Wesires

„großartigen Sinn und edle Menschlichkeit" als Musterbild allen christlichen Regenten gepriesen und anempfohlen hat. Freilich hat in Widerspruch mit dem „Verstorbenen" neuerlich eine aristokratische „Reisendinn" unter der gemeinen Volksclasse am Nil einiges Elend bemerkt, und sogar darüber scheinbare Anfänge quälender Eindrücke empfunden; sie hat aber diese unwillkürlichen Regungen „gemeiner Empfindsamkeit" ungesäumt in der Idee erstickt, daß „in Aegypten auch das Gegentheil möglich und denkbar sei." Unter allen deutschen Originalgedanken der Jetztzeit hat uns dieser bei weitem am besten gefallen, weil er in seiner fruchtbaren Dehnbarkeit und leichten Oekonomie allein uns Unbeholfene über die neuesten Vorkommnisse in Aegypten beruhigen kann — wir meinen das massenhafte Ausreißen der ägyptischen Bauern und die furchtbar schnelle Abnahme der Bevölkerung in einem Lande, wo sich das animalische Leben heute noch, wie in Ovids erstem Weltalter, in wundervoller Schnelle, Leichtigkeit und Fülle, gleichsam zusehends aus dem Wasserschlamm entwickelt. In Aegypten das Wachsen und Gedeihen der Bevölkerung zu hindern, hat man — so lange der Nil seine jährliche Schuldigkeit thut — bisher für ein unlösbares Problem gehalten. Welche Demüthigung für uns europäische Rechenmeister! Mehemed Ali hat das Problem gelöst, und dazu auch noch die Probe hergestellt: denn vierzig Jahre lang hat er als „Gärtner Gottes" am Glück des Landes gearbeitet, hat das ganze Füllhorn europäischer Kunst und Staatsweisheit über die Niloasen ausgeschüttet, und siehe da! heute ist von der Menschenzahl, die das Land unter der verrufenen Herrschaft der circassischen Mamelukenbege nährte, kaum noch die Hälfte da, und wenn der Segen nicht bald eine andere Richtung nimmt, wird in nicht schwer zu bestimmender Zeit in Aegypten Niemand mehr übrig sein, der an die wallenden Weizenfelder um Antinoë die Sichel

legt und die süßlabende Frucht im Palmwald zu Heliopolis vom hohen Stamm pflückt.

Wie erklärt ihr das? Hätte sich der „Verstorbene" am Ende doch getäuscht? Oder zeigen sich etwa, von der „Cavalierperspective" betrachtet, die Dinge wirklich in einer andern Gestalt als sie das unprivilegirte Auge plebejischer Berichterstatter sieht? Die Frage ist nicht gleichgültig in einer Zeit, die sich Hebung und Glück der arbeitenden Volksclassen mit Recht als stehendes Thema unterlegt. Denn heute erblicken häufig die Gewaltigen selbst in Befriedigung billiger Ansprüche der Massen die beste Garantie für öffentliche Ruhe und Sicherheit. Dieser weisen und klugen Staatsmaxime, sagt der „Verstorbene" auch im neuesten Werke noch, huldigt Mehemed Ali unbedingt und mit glänzendstem Erfolg, zu nicht geringer Beschämung der Christenheit. Unglückliche Bedenklichkeiten, die sich im Gemüth nach Lesung eines vor Jahren in den Beilagen zu Ihrem Blatte*) erschienenen Artikels über die Gründlichkeit der „Semilassotheseu" erhoben, haben mich bis jetzt gequält und in der Schwebe gehalten, sind aber plötzlich einem lichtvollen Strahl gewichen, und ich schreibe mich als neubekehrter Fanatiker in die Zahl der Semilassoritter ein, gleich hinter dem Dr. T. Wundern Sie sich etwa dieser plötzlichen Verwandlung? Ist nicht auch der weise L'Herminier über Nacht auf den politischen Gegensatz umgesprungen, und hat der jetzt so fromme *** zu seiner Verwandlung etwa länger als 24 Stunden Zeit gebraucht? Mich hat — warum soll ich mich des Geständnisses schämen? — mich hat Dr. Tischendorf durch seinen „Besuch bei Mehemed Ali" bekehrt. Hr. T., ein sehr achtbarer und tüchtiger Gelehrter, ist, wie wir Alle wissen, für Bibelalterthümer in den Orient

*) Allgem. Zeitung. A. d. H.

gereist, und auf dem Nil von Alexandria nach Kairo gekommen, wo er die Stadt angesehen und im Zaubergarten von Schubra eine zweistündige Unterredung mit Mehemed Ali gehalten hat. Der alte Wesir war bei dieser Unterredung so freundlich, und sprach „so gern und so gut", daß sich der deutsche Reisende, nach so gründlichen Forschungen und so ernsthaften Erfahrungen über ägyptische Zustände und Mehemed Ali's Seelengröße und Regententugenden, der Ueberzeugung nicht mehr erwehren konnte, „daß der Verfasser der Briefe eines Verstorbenen in seiner Schilderung des Vicekönigs und der ägyptischen Zustände bei weitem mehr Recht habe, als die Gegner seiner Ansicht." Wundervolle Schärfe des Blickes! Was Andere in Jahr und Tag und in sorglicher Bereisung der Niloasen nicht begreifen und ergründen konnten, ward der mira ingenii celeritas eines deutschen Literaten, inmitten des Schubrahyacinthenduftes schon nach zwei Stunden klar. Vor solcher Ueberlegenheit schwindet jeder Zweifel, verstummt selbst der erbosteste Widerspruch; und statt Broschüren zu schreiben, statt Conferenzen und lange Parlaments- und Kammerdiatriben darüber abzuhalten, wie den Bedrängnissen des Ackerbaues und der Noth der Proletarier zu begegnen sei, schicket eure Solone nach Monfalut in Oberägypten, um Mehemed Ali's Mudiren den Talisman abzulocken, wie man, ohne Odilon-Barrot zu hören, die Länder blühend und die Völker glücklich machen könne.

Daß der alte Pascha manches Vorurtheil der Islambekenner abgestreift, — daß er vielen Europäern zu essen gegeben, auch mehrere angestellt, — daß er die Reisenden für ihr Geld im Allgemeinen gut behandelt und — wenigstens früher — für innere Sicherheit und Ordnung Sorge getragen, zu Bulak sogar einige Bücher habe drucken lassen, ward niemals angestritten. Ist aber das schon hinreichend, um das unbedingte

Lob von Seite des „Verstorbenen“ und seines jüngsten Ritters zu rechtfertigen, hinreichend, um ägyptische Verwaltung und Finanztheorie den Fürsten und Sentenzenkrämern der Christenheit als probates Mittel für Gründung öffentlicher Wohlfahrt anzupreisen? Nein, einer solchen Leichtfertigkeit klagt die Benannten Niemand an, und wenn die Verödungsscenen am Nil, wie leider nicht zu zweifeln, Wahrheit und keine Erdichtung sind, so muß man die Ursache nicht nach Vorgang turbulenter Plebspatrone in der unerträglichen Tyrannei des neuen Pharao, sondern in der wunderlichen Verkehrtheit und Schwäche der menschlichen Natur erkennen, die nach dem Spruche alter Weisen das Uebermaß selbst des Glückes nicht ertragen kann. Die „Fleischtöpfe Aegyptens“ und der Bananenschmelz von Damiat ekeln selbst den Gaumen übersatter Fellahs an, und zweifelsohne hat nur sträfliche Ueppigkeit und zügelloses Verlangen neuer Genüsse zur Wanderung in fremdes Land verlockt,

non vulgo nota placebant
gaudia, non usu plebejo trita voluptas.

Wir bitten den Leser in einer so ernsthaften Sache nicht an muthwillige Laune und übel angebrachten Scherz zu denken.

Wenn der „Verstorbene“ in seinem Buche vom beneidenswerthen Loos der ägyptischen Bauern redet, so glaubt man es ihm auf sein ritterliches Wort, gesteht sich aber doch, daß die innere Beruhigung noch kräftiger und die Ueberzeugung noch vollständiger wäre, wenn außer Dr. T. auch einheimische, d. i. Fellahstimmen dem Sermon des „Verstorbenen“ bestätigend zu Hülfe kämen. Ich bin so glücklich diesem billigen Wunsch des lesenden Publicums durch ein Schreiben zu begegnen, das ich unlängst durch Vermittelung europäischer Consulate von einem alten ägyptischen Bekannten aus Schirin in Palästina erhalten habe. Idris-el-Abawi war der Sohn des Dorfschulzen

(Scheich-el-Beled) zu Selemije, oberhalb Mansura am östlichen Delta-Arm, wo wir einst, durch Nordwinde zurückgehalten, nicht bloß gastliche Unterkunft gefunden, sondern auch kluge und verständige Reden vernommen haben. Der alte Scheich lebte damals (1832) in behaglichem Wohlstande und war auch im Uebrigen nicht so beschränkt und stupid-fanatisch, wie man sich seine islamitischen Landsleute gewöhnlich denkt. Weil ich ihm aus der Christenheit allerlei Neues und Unbekanntes erzählte, und zugleich einige Theilnahme für sein und seines Sohnes Loos verrieth, versprach letzterer seiner Zeit Bericht zu geben, sobald etwas Wesentliches zu melden wäre. Namen, Mittel und Wege wurden genau festgesetzt und im „Dschusdan" eingeschrieben*). Inzwischen sind fast dreizehn Jahre verflossen und der neue Wohnort des Briefschreibers sagt dem Leser deutlich genug, daß über die alte Dorfschulzenfamilie von Selemije seit jener Zeit allerlei ergangen und daher etwas Wesentliches zu melden sei. Mit Beiseitelassung aller stereotypen Andächtelei und Weitschweifigkeit des morgenländischen Briefstyles mag nur das zur Sache Gehörige und für europäische Leser Genießbare auszugsweise einen Platz in diesem Berichte finden. Bei der Unmöglichkeit den maßlosen Forderungen des „Gärtners Gottes" und seiner Steuerbehörden zu entsprechen, machte der alte Scheich von Selemije dem berüchtigten Renegaten Abd-er-Rahman-Beg von Mansura Vorstellungen und drohte mit Klagen beim Vicekönig wegen Schmälerung des Aerars und völliger Verödung der Bauerndörfer im Steuerdistrict. Statt der Antwort ließ Abd-er-Rahman den lästigen Beschwerdeführer unmittelbar vor dem Hause, Anderen zum abschreckenden Exempel, mit einer Kanone erschießen, und nöthigte den Jungen die Stelle des er-

*) Dschusdan, Schreibtafel, Portefeuille.

schossenen Vaters zu übernehmen. Idris machte zwar keine Vorstellungen über Verödung der Bauerndörfer, konnte aber die ihm auferlegten Summen ebenso wenig erschwingen als sein Schwager Mustafa und drei andere Fellahs, seine weitläuftigen Anverwandten. Die Behörde nahm ihnen die Grundstücke weg, confiscirte Ackergeräthe, Haus, Vieh und Fahrniß, und wollte sie selbst als Zwangsarbeiter auf einen Maierhof (Tschiftlik) des alten Pascha schicken, nachdem vorläufig jedes männliche Individuum fünfhundert Stockprügel als Einstandslohn, die Weiber aber ihre bestimmte Zahl Ruthenhiebe erhalten hatten. So viel Segen, so viel Glück konnten Idris und seine Anverwandten nicht ertragen, und sie entflohen — ohne Zweifel unter Eingebung ihres Fellahübermuthes — in Gesellschaft mehrerer Schicksalsgenossen und aller Angehörigen glücklich in die Wüste, und von dort in das fremde Land, das ihnen, wie Idris schreibt, Nahrung, Ruhe und Sicherheit für Glieder, Leben und Eigenthum in noch viel höherm Grade gewähre, als das von Andächtigen, von Rittern und Philosophen der Christenheit mit so viel Wahrheit, Grund und Recht gepriesene Regiment des Nilsatrapen. Idris, dessen Haus ich in bessern Umständen gesehen, glaubt, er müsse sich beim Gastfreunde vor aller weitern Erzählung über die ungünstige Wendung seines Looses entschuldigen und zugleich die Gründe angeben, warum in Aegypten die arbeitende Bevölkerung nicht mehr bestehen könne, und der Bauer entweder sterben oder fliehen müsse. Neues sagt er für Kundige nicht viel; er bestätigt nur im Einzelnen was man bei uns im Allgemeinen schon lange wußte, aber aus Pietät, aus feinem Ton und ritterlichem Anstand nicht allemal bemerken wollte, oder wohl gar aus Rücksicht für das gemeine Beste zu verdecken und wegzuleugnen suchte. Nicht ohne Tact unterscheidet der verständige Idris den theoretischen Steueransatz von der practischen Vollziehung durch

die Agenten der Gewalt und fragt, wie bei der extremsten Spannung des ersteren menschliche Wesen die verzweiflungsvollen Excesse der letztern noch überstehen könnten? Im Ganzen ist die Epistel weniger an den Empfänger als an die deutschen Bauern im Allgemeinen und an die „Fellah" des Emirs „Sultan Muskof" insbesondere gerichtet; sie ist gewissermaßen die erste Frucht des erleichterten Verkehrs zwischen Europa und Aegypten. Es wäre traurig genug, wenn die ganze Schaar Thiere- und Menschen-beobachtender Philosophen, Staatsleute und Dilettanten, die seit fünfundzwanzig Jahren am Nil aufwärts und niederwärts gondeln, im Sinn der Eingebornen unbemerkt und ohne allen Ideentausch vorübergezogen wäre. Die Frage: wie lebt man bei euch? welche Plagen und welche Freuden hat das gemeine Volk in eurem Lande? — ist so natürlich, daß sie unter obligatem Jammer über eigenes Mißgeschick gewöhnlich schon beim ersten Dialog fast unwillkürlich von den Lippen fließt. Daß der „Verstorbene" dieses Thema mit dem lechzenden Hungervolk am Nil verhandelt und besprochen habe, findet man im Buch „Aus Mehemed Ali's Reich" zwar nicht so gerade ausgedrückt, es muß aber häufiger und umständlicher geschehen sein, als durch irgend einen andern Touristen oder Caballero andante der Christenheit, weil die Reden des „Sultan Muskof" (so nennt man in Aegypten den „Verstorbenen") bis in die untern Volksclassen gedrungen sind, wo man sie von den Leidenden häufig als Trost, von den türkischen Plagegeistern gern als Autorität, von den Skeptikern aber zuweilen als Controverse heute noch citiren hört. „Eure Mühseligkeiten", sagte der Emir zu den klagenden Fellahs, „sind nichts im Vergleich mit den Leiden, welche die Bauern meines Landes, und selbst die unter der milden und gerechten österreichischen Regierung lebenden zu ertragen haben."

Dieses Sultan Muskof'sche Dictum hat in Aegypten einen

tiefen und bleibenden Eindruck hervorgebracht, und nicht wenig beigetragen, den alten Pascha im bisherigen System „weiser Milde" festzuhalten, ja, auf indirectes Anrathen des „Verstorbenen", eher noch weiter zu gehen und es hie und da etwas genauer zu nehmen und begehrlicher zu sein, wäre es auch nur, um nicht durch zu große Schlaffheit im Zügelhalten andern Regierungen das Spiel zu verderben. Mehemed Ali und seine Türken meinten zwar selbst, man thue in diesem Puncte bereits das Mögliche, und sie beriefen sich mit türkischer Naivheit auf das Verfahren der Engländer in Hind und im benachbarten Arabistan, wo Christ und Moslim gleiches Recht genössen und im Grunde doch kleinere Lasten als die ägyptischen Fellahs trügen. Wie ich aus Idris' Schreiben ersehe, war die Sage dieses glücklichen Looses der Ingilisunterthanen sogar in den Bereich der gemeinen Classe am Nil gedrungen, und erregte natürlich das Verlangen nach ähnlichem Glück, selbst um den Preis giaurischer Unterthan zu sein. Man muß es dem „Verstorbenen" zur Ehre nachsagen, er that sein Aeußerstes, um Pascha und Volk vom Ungrund dieser englischen Behaglichkeit zu überzeugen: „der Gewerbsmann darbe bei den weisen Inkilis, der Bauer verhungere elendiglich, und mit diesem verglichen sei der Fellah noch ein glücklicher Sterblicher." Christliche Leser fühlen ohne Mahnung das ganze Gewicht, die ganze Tragweite dieser Semilasso-Katechese. Einerseits stillte sie die Gewissensbisse des für Volkswohl ungemein empfindsamen alten Pascha und seiner nicht weniger zartfühlenden Mudire; andererseits wurden die communistischen Chimären, demokratische Unzufriedenheit und agrarisch revolutionäre Tendenzen des Volks durch die ebenso wahre als humane Zwischenrede im Keim erstickt, was der öffentlichen Glückseligkeit nicht geringern Vorschub leistet, als die Beschwichtigung ägyptischer Regierungsbedenklichkeiten. Nur Eines blieb

dem verständigen Idris räthselhaft: wie die deutschen Bauern ein Schicksal unbeschadet ertragen können, welchem die für unverwüstlich geltende Fellahrace endlich doch erlegen ist. Idris will von mir geradezu wissen, wie die Leute bei uns in gleichen Umständen noch so viel zu ersparen vermögen, um wohlgenährt, anständig gekleidet und sogar mit Geld und Fahrniß versehen im Frieden nach Jeni-Dunia (Neue Welt) auszuwandern und dort eine noch bessere Heimat zu gründen, was die Fellahs von den in Aegypten lebenden Methodistenpredigern vernommen haben. „Wir", schreibt Idris, „sind bei aller Arbeitsamkeit dem Hungertode nahe und zu Krüppeln geschlagen, kaum mit dem nackten Leben hieher entronnen." — Was soll ich ihm antworten? Soll ich die Thesen des wandernden Emirs unbedingt bestätigen, und die deutschen Zustände in Mühsal und Härte noch hinter die ägyptischen zurückstellen? Ist Mehemed Ali wirklich gütiger und gerechter als Ferdinand I.? väterlicher und genügsamer als Wilhelm I.? sorgsamer und weiser als Friedrich Wilhelm IV.? Machen sie es in Deutschland wirklich noch ärger als in Aegypten, wo man das Bauernvolk, Männer und Weiber, an den Pflug spannt und mit Kurbatschhieben auf den Feldern des Pascha zu ackern zwingt, bis sie vor Entkräftung zusammenstürzen? Alle diese Fragen hat der „Verstorbene" implicite bejaht und ungestüme Zweifler sogar mit Stolz und Härte zurückgewiesen. Idris fragt (S. 6), ob der Emir das auch ernstlich meine, oder ob er die Leute absichtlich irre leiten und täuschen wolle?

Mit Verstorbenen kann man nicht rechten, sie messen die Dinge mit anderm Maße, und ihre Lage als Todte schützt sie vor dem Zorn wie vor den Syllogismen der Lebendigen. Dessenungeachtet sträubt sich der bessere Sinn, wenn ich z. B. die stattliche Bauerschaft in Tirol, wenn ich das schöne Blut, die

schmucken Dörfer, das üppige Gartenland, die lachenden Mienen und die Sonntagskost der Leute „ob der Enns“, wenn ich das baumreiche Württemberg, das üppige Sachsen, die knochigen und wohlgenährten Gestalten des friesischen Marschlandes mit Aussehen und Scenerie der Nildörfer zusammenstelle. Schon hatte ich einige Phrasen aufgesetzt, und wollte dem Idris unter der Hand zu verstehen geben, Sultan Muskof habe sich — freilich nicht absichtlich, sondern bloß wegen der Höhe seines Standpunctes — wo nicht in der Hauptsache, doch sicherlich in sehr vielen Nebendingen ein wenig getäuscht, und man wolle dem Mehemed Ali als Volksbeglücker selbst im geduldigen Deutschland nicht gern und nicht ohne Widerspruch den ersten Preis zuerkennen lassen. Ich hätte dem Idris noch mehr geschrieben und am Ende gar noch das Gegentheil der Sultan Muskof'schen Nil-Eudämonie aufgestellt, aber Dr. Tischendorf's entscheidendes und wie er natürlich selbst glaubt, wohlbegründetes Wort hat mich zurückgeschreckt. Besserer Einsicht die eigene Meinung unterordnen und absonderlich den Großen in keinem Puncte widersprechen, war von jeher mein System. Erst in Folge dieser Selbstverleugnung bin ich zur Erkenntniß gekommen, daß die Gegner des „Verstorbenen“ in ihren leidenschaftlichen Befehdungen meistens völlig Unrecht haben und aus Mangel an Freiheit des Ausdrucks und Schärfe des Urtheils den Gegenstand des Haders durchweg in falsche Beleuchtung stellen. Hat man sich in maßloser Unbesonnenheit nicht so weit vergessen, das mit wundervoller Leichtigkeit und Eleganz geschriebene Buch „Aus Mehemed Ali's Reich“ geradezu für das „aristokratisch-glatte und corruptgeschniegelte Product eines vollendeten Bonvivant und selbstsüchtigen Schmeichlers zu Gunsten eines gold- und güterreichen Scheusales“ zu erklären! Wozu solche Uebertreibungen? Schwere Worte verfehlen bei dem bessern Geschmack und bei der feinern

Sitte unserer Tage gewöhnlich ihres Zieles, besonders wenn sie auch noch irrthümlich, falsch und tadelnswerth in Wesen und Form wie die genannten sind. Etwas Unfug und Mißbrauch der Gewalt von Seite der ägyptischen Executivbehörden gesteht der „Verstorbene" mit löblichem Freimuth in verschiedenen Stellen des Buches unverhohlen ein, ist aber billig genug die Schuld dem Volksmißgeschicke, nicht dem Satrapen aufzubürden. Die moralische Zurechnung — lehrt das Buch — muß man niemals nach dem materiellen Erfolge der Handlungen, sondern nach der zu Grunde liegenden Absicht ihres Urhebers bemessen, wie es auch der strengste Philosoph nicht anders sagen könnte. Niemand wird aber glauben wollen, Mehemed Ali habe, wie ein zweiter Polyphem, die Absicht seine Unterthanen selbst aufzuzehren und sein Gartenland in eine ertragloſe Wüste zu verwandeln. Ebensowenig will er sämmtliche Fellahschaft Aegyptens planmäßig durch Schläge, Mühsal und Hunger vertilgen; geschieht es aber dennoch, so ist der „Verstorbene" nicht so ungerecht und parteiisch den „Gärtner Gottes" der Volkstödtung anzuklagen. Könnten die Fellahs jeglichem Begehr, jeglicher Laune, jeglichem Bedarf, jeglicher noch so regellosen und ausschweifenden Phantasie ihres Gebieters und seiner Helfershelfer überall vollmaßig und ungesäumt entsprechen, und nebenher dennoch Leben, Gesundheit und Kraft genug erübrigen, um ihrer Aufgabe fortwährend gewachsen zu sein, so hätte Mehemed Ali wider Glück und Wohlergehen seiner Bauern vielleicht nichts einzuwenden; er würde sie zu wohlverdientem Lohn sogar wiederholt seiner Gnade und Huld versichern.

Ohne Zweifel will der „Verstorbene" in dieser Weise beurtheilt und verstanden sein. Statt den Deutschen durch seine ägyptischen Thesen zu schaden, hat der „Verstorbene" eigentlich nur den Ruhm unseres Volks dem Auslande gegenüber vergrößert und vermehrt.

Daß wir Deutschen, in Europa wenigstens, alle Nationen an Langmuth und Leidenskraft übertreffen, war bisher den Fremden gegenüber unser Hauptcredittitel, unser schönstes unbestrittenstes Lob. Wie wird man uns erst jetzo bewundern, nachdem der „Verstorbene" klar vor aller Welt bewiesen hat, daß im Weltkampfe mit deutscher Hingebung und Zähigkeit selbst afrikanische Geduld den Preis verliere? Mögen sich andere Völker ihrer reizbaren Empfindlichkeit und ihres weltlichen Ehrgefühls brüsten und berühmen, wie viel sie wollen, wir Deutschen streben nach höherm, nach christlicherm Ruhm, weil am Ende doch den Friedfertigen und den Geduldigen das Himmelreich versprochen ist. Was redet man uns noch länger von Texas und von der Moskitoküste, von Kleinasien und von den Donauländern? Zieht nach Aegypten! Aegypten ist das wahre Land für deutsche Colonien! Aegypten wie es ist mit seinen fetten Schollen, mit seinen leeren Dörfern, seinem „weisen und gerechten Regiment", bietet allein das richtige Maß für Thätigkeit und Glück, wie es der Deutsche liebt. Warum hat Ihr kluger und levantekundiger Correspondent, statt seine Wärme und seine Beredsamkeit an Bulgarien zu verschwenden, nicht lieber an die Nilgestade und ihre Seligkeiten gedacht? Idris-el-Abawi, der Selamije-Scheich, hat die Sache richtiger erfaßt und das Zeitgemäße deutscher Niederlassungen am öden „Zuckerstrom" zuerst erkannt. Das Räsonnement des ungelehrten Arabers ist völlig schulgerecht. „Können die deutschen Bauern", so schreibt er im mehrbenannten Briefe, „bei einer selbst die ägyptische Verwaltung an Geiz, Härte und Grausamkeit überbietenden Behandlung seitens ihrer Herrscher doch noch physisch und ökonomisch gedeihen, und nicht nur Kleider und Geld, sondern auch Kraft und gesunde Glieder in entfernte Zonen tragen, so muß sich dieses Volk nothwendig bei geringerm Drucke, wie nach Sultan Muskof's

Versicherung der ägyptische ist, in kurzer Frist zu herrlicher Blüthe entfalten und zu beneidenswerthem Wohlstande erschwingen." An der Wahrhaftigkeit des deutschen Emirs zu zweifeln fällt ihm so wenig ein als uns und Dr. Tischendorf. Nur möchte Idris gern wissen, ob sich die Deutschen im Kampfe mit ihrem Loos wirklich nur durch ein Uebermaß von Seelenstärke und Geduld aufrecht erhalten, oder ob ihnen nicht vielmehr ein geheimes Zaubermittel, ein unbekannter Talisman zu Gebote stehe, um Alles zu ertragen und Allem zu genügen? Dieses Zaubermittel soll ich dem Idris nennen als Xenium für den guten Rath. Idris will aber nicht, daß sich die Deutschen blind in das Unternehmen stürzen, und er legt deßwegen ein Verzeichniß der gesetzlichen sowohl als der willkürlichen Lasten, sowie eine Schilderung der Mißbräuche und der Behandlung bei, welche der Fiscus und seine Agenten über die Feldarbeiter am Nil verhängen. Wir begnügen uns aber in weiser Oekonomie vorerst nur die Idee: deutsche Niederlassungen unter Mehemed Ali's „mildem Scepter" zu gründen, in das Publicum zu schleudern. Wird der Gedanke lebendig, und erkennen die Deutschen das wahre, ihnen so nahe liegende Heil auch praktisch an, so ist es immer noch Zeit in einem zweiten Artikel das Gemälde zu vollenden und den Rahmen auszufüllen, wozu hier nur die Schattenrisse gezogen sind.

Aleppo.

(1839, vor der Schlacht bei Nifib.)

Sonderbare Fügung des Schickſals! Eben ſind es 322 Jahre und das Loos Aſiens wurde zwiſchen den nebenbuhleriſchen Gewalthabern von Groß-Kairo und Konſtantinopel vor derſelben Stadt entſchieden, in deren Nähe ſich heute die Heere des Weſirs von Aegypten und des Padiſchahs der Osmanli, wie zwei gewitterſchwere Wolken, niederlaſſen. Unter perſönlicher Führung Selims I. ſtritten im Jahre 1517 nördlich von Haleb (Aleppo) auf der Wieſe Dabik*) die osmaniſchen Türken gegen die arabiſch redenden Mameluken vom Nil, an deren Spitze der mehr als ſiebzigjährige Sultan Kanßu Gawri von Kairo ausgezogen war. Das Geſtirn der Osmanli war im Aufſchwung, Arabeſtan aber hatte ſeine Rolle ausgeſpielt, und der greiſe Kanßu mußte vor Selim, dem Blutvergießer, dem Dichter, dem Opiumeſſer, dem Myſtiker, dem Tyrannen, im Streit erliegen. Sieg und Leben ſammt der Herrſchaft über Syrien ging an Einem Tage verloren, wie Aegypten ſelbſt als Kampfpreis eines zweiten Tages fiel.

Wie aber der Nil überſtrömend das Land befruchtet, ſo hat der von Corſica ausfahrende Wetterſtrahl (Bunabarde jildirim) die Geiſter in Aegypten aufgeregt, und der Arnaut Mehemed Ali fühlt ſich kraftvoll genug, mit der Erbſchaft auch die Rolle des

*) Merdſch Dabik.

Siegers der Pyramiden aufzunehmen. Nicht ohne Sorge blickt heute ganz Europa auf das alte Schlachtfeld von Dabik, weil Jedermann fühlt, welcher Einsatz beiderseits auf dem Spiele steht.

Zwar redet man immer noch von einem türkischen und einem arabischen Element, die sich im Namen ihrer Repräsentanten gegenüberstehen, und von einer neuen, aus Mehemed Ali's Genie zu erkeimenden Gesittung oder geistigen Wiedergeburt des Morgenlandes. Wir aber erkennen auf beiden Seiten nur Taglöhner, die in der eilften Stunde noch zum Karste greifen und mit ungeübter Hand eine Arbeit beginnen, der sie nicht gewachsen sind. Europa drängt, und die Fluth des lebendig gewordenen Christenthums schlägt an die verfaulte Grundlage der islamitischen Throne. Duldsamer als in den Zeiten Saladins wollen die Bekenner des Evangeliums heute nirgends mehr den Gottesdienst des Korans unterdrücken. Allein soweit die Lebensluft Europa's weht, muß die den Boden selbst verpestende Herrschaft moslimischer Gewalthaber erlöschen. Denn es ist jetzt entschieden, daß sittlich vernünftige Staatszwecke durch islamitische Obrigkeiten nicht zu erreichen sind. Arabisch und türkisch redende Allah-Anbeter mögen immer bestehen, aber Gerechtigkeitspflege und Bodencultur soll hinfür überall nach den Grundlagen christlicher Billigkeit geregelt werden. Es scheint gerade, als sollte die Kraft christlicher Lehre eine Zeit lang mehr auf Wiederbelebung öder Landstrecken als auf Erweckung glaubenslauer Gemüther wirken.

Mögen die Staatskünstler immerhin Stützen aus Holzwerk zimmern, der Bau sinkt unter ihren Händen zusammen und Sultan Mahmud und der Satrap in Aegypten sind nur die ersten Handlanger im großen Zerstörungsgeschäft, aus welchem das frische Leben des lange schlafenden Orients erwachen soll. Die, welche an den fetten Tafeln des Occidents sitzen, haben zwar Stille geboten, um in ihrer Behaglichkeit nicht gestört zu sein;

aber ihr Wort verschmähend zieht der Sturm am östlichen Himmel herauf und das erste Sausen ist schon nach Europa vorgedrungen. Möglich wäre es, daß die Reihe blutiger, in die Länge unvermeidlicher und einen großen Theil der alten Welt in den Strudel hineinziehender Verwicklungen vor Haleb begönne, und diese Stadt für die kommenden Geschlechter eine Art welthistorischer Bedeutung erhielte. Vielleicht sagt man einst wie jener spartanische Friedensbote: dieser Tag und dieser Ort ist für Europa und Asien der Anfang großer Uebel gewesen.

Aus Haleb, dem urakten einheimischen Stadtnamen, machen die Abendländer Aleppo, wie sie die seit Josua's Zeiten bis heute in Asien üblichen Benennungen Sur und Akke in Tyrus und Jean d'Acre verwandelt haben. Haleb bedeutet in der Landessprache „Melken" und soll aus einer wohlthätigen Nomadenwirthschaft Abrahams entstanden sein. Nach einer an Ort und Stelle noch fortlebenden Sage verweilte der Erzvater auf seiner Wanderung über den Euphrat nach Kanaan mit den Heerden längere Zeit auf der Stelle dieser Stadt, wo er täglich zu festgesetzter Stunde eine wunderschöne scheckige Kuh molk und die Milch unter die Bedürftigen der umliegenden Gegend vertheilte. Bei dem Rufe: „Haleb el-Schahbah", d. i. die Scheckige ist gemolken, soll sich die Menge jedesmal zur Empfangnahme ihres Antheils versammelt haben. Daher die Benennung Haleb el-Schahbah, d. i. Haleb die Scheckige, dem Orte bis auf den heutigen Tag geblieben sei. So wenigstens erzählt das Volk in Aleppo.

Die Gelehrten dagegen leiten den Beinamen el-Schahbah (sprich esch-Schahbah) vom bunten Gestein der Mauern und der nächsten Umgebung her. Der Grieche macht aus Haleb ganz correct sein Chalybon; Beröa dagegen, wie es bei Strabo heißt, ist ein nach Alexanders Feldzügen entstandener Name, weil die

Eroberer an Stadt und Umgegend von Haleb einige Aehnlichkeit mit Berŏa in Macedonien finden wollten.

Aleppo auf der Stelle, wo es heute steht, ist nicht älter als etwa 740 Jahre. Früher lag es drei Stunden südöstlich an einem See, wo noch jetzt die Ruinen der alten Stadt zu sehen sind. Fünfzig Jahre lang durch Erdbeben geplagt, sei der alte Ort völlig eingefallen und für unbewohnbar und für unwiederherstellbar erklärt worden. Die übrig gebliebenen Einwohner wanderten fort und legten Neu-Haleb, größer und schöner als die verlassene Heimat an*).

Was Schönheit betrifft, kann sich keine Stadt des Orients mit Aleppo messen. An Umfang steht sie im türkischen Reiche nur Konstantinopel und Kairo nach. Brusa, Adrianopel und Damascus mögen vielleicht ebenso viel, oder auch mehr Häuser zählen, einen größern Flächenraum decken sie aber nicht. Der Boden auf anderthalb Stunden in der Runde ist steinig und uneben, mit einer Menge wellenartiger Schwellungen, deren Aleppo mit seinen Vorstädten etwa acht umschließt. Der bedeutendste dieser Hügel, ohne Zweifel durch Menschenhand künstlich zugerichtet, ragt abgesondert im Mittelpunct der Stadt weit über die höchsten Gebäude empor, ein schön gerundeter, konisch zulaufender, oben kraterartig abgestumpfter Erdkegel von ungeheurer Dimension. Hoch auf der Plattform ist Raum für 250 Wohngebäude, jetzt großentheils durch Erdbeben eingefallen; am Rande herum eine Mauer mit Thürmen, sämmtlich aus gehauenem Stein. Zwei tiefe Brunnen, der eine mit süßem, der andere mit salzigem Wasser, sorgen, wie Saladins Schöpfung auf der Citadelle von Kairo, für das Bedürfniß der Burg. Man zeigt noch eine Rüstkammer mit eingestürzten Kuppeln, eisenbeschlagenen

*) Circa 1290 nach Christus.

Thoren und Vorhöfen, aus gewaltigen Quadern aufgebaut, darin Harnische, Beinschienen, Helme und anderes Waffenzeug aus Saladins Zeiten, wie der Hüter versichert. Um den Fuß des Bergkegels zieht sich ein breiter, tiefer, trockener, zu beiden Seiten schön ausgemauerter Graben mit Gebüsch, Pappeln und Platanen wohl besetzt. Die Oberfläche des Rundberges selbst, vom Graben bis hinauf zur Burgmauer, ist schachbrettförmig mit behauenem Gestein ausgelegt, und ein einziger Pfad durch drei Thore, am Fuß, in der Mitte und oben verwahrt, führt in die Festung. Eine geräumige, am Rand des Grabens sich im Kreis herumziehende Straße trennt die Häuser vom Burghügel, dient als Promenade, ist mit Brunnen und einzelnen Bäumen geschmückt, aber auch durch den Schutt eingefallener Wohngebäude und Basare entstellt.

Von der Burg herab sieht man am besten, wie sich das steinerne Häusermeer Aleppo's weit und breit nach allen Seiten ausdehnt, wellenförmig, ein Gewirr von Thürmen, bleigedeckten Kuppeln, Terrassen und Höfen mit hohen, ewig grünen Bäumen, in der Ferne nicht unähnlich den schwebenden Gärten der Semiramis. Der Eindruck ist um so magischer, da Haleb, wie eine verzauberte Stadt, seine Herrlichkeit mitten in einer Steinwüste und einer wenigstens auf zehn Wegstunden in der Runde, wenn auch nicht unfruchtbaren, doch vollkommen baumlosen Steppe entfaltet. Gegen mohammedanische Sitte ist der Thurm an der Hauptmoschee nicht schlank und rund, sondern wohl genährt und viereckig mit Zimmer und Gallerie für die Gebetausrufer, wie man es außer Haleb nur noch im nahen Sarmin und zu Tripolis in Phönicien sieht. Ostwärts über die Stadt hinaus schweift der Blick unabsehbar, trostlos, einförmig gegen die Euphrat-Wüste. Auf der Seite des Mittelmeers dagegen sieht man auf fünfzehn Stunden Entfernung die lange Bergwand

des Libanon in scheinbar gerader Richtung, wie eine Mauer von Nord nach Süd streichen. Nördlich gegen Bir und Aintab entdeckt das Auge nur wie im Nebelflor den Höhenzug des Amanischen Gebirgs, von welchem letzthin das türkische Heer auf die große Verbindungslinie von Edessa nach Haleb herabgestiegen ist.

In der Stadt selbst sind die Straßen, wie es morgenländische Architektur erheischt, der Mehrzahl nach enge, aber meistens gerade und ohne Ausnahme mit gleichförmig behauenen Steinwürfeln kunstreich gepflastert, reinlich gehalten und häufig sogar mit Hochpfaden für Fußgeher versehen, mit einer Sorgfalt und Eleganz, die man gewiß in keiner andern Stadt des türkischen Reichs, selbst Stambul nicht ausgenommen, finden wird. Die Gebäude, sowohl private, als öffentliche, sind ohne Ausnahme aus Quadern erbaut und mit Plattdächern versehen, nicht von Holz und gedörrten Sandkuchen zusammengeklebt, wie in dem paradiesischen Damascus, auch nicht enge, nicht schmutzig und regellos wie gewöhnlich im Orient, sondern geräumig, mit hohen Gemächern, oft leicht, oft mit gesprengten Bogen dauerhaft hergestellt und sorglich unterhalten*). Fast jedes Haus hat einen zierlich gepflasterten, mit Wasserbecken, Springbrunn und einigen Cypressen oder Citronenbäumen gezierten Hof, theilweise mit Mosaik buntfarbig ausgelegt, einen Bogen-Divan dem Brunnen gegenüber, und eine weite helldunkle, mit Kuppeldach und Marmorbrünnlein versehene Halle als Zuflucht in der heißen Jahreszeit. Das Ganze ist vorsichtig mit Mauer und doppeltem Thore gegen die Gasse hin verschlossen.

Ein weißer Sandstein, in unerschöpflichen Lagerungen zunächst an der Stadt, weich bei der Arbeit und in der Luft nach und nach sich verhärtend, liefert den Aleppinern das Baumaterial.

*) Z. B. das der englischen Familie Barker gehörige, ebenso geschmackvolle als solide Wohnhaus auf einer Höhe unweit des Schloßberges.

Für Thore, Pfeiler und Pflaster der bessern Gebäude dient ein gleichfalls in der Nachbarschaft gebrochener gelber Marmor, der gute Politur annimmt, und des Schmuckes wegen künstliche Färbung erhält.

Um die Stadt und alle ihre Vorstädte herumzugehen, braucht man in gewöhnlichem Schritte nicht weniger als drei Stunden. Die Zahl der Gebäude, verfallene und unversehrte zusammengerechnet, schätzt man auf ungefähr 14,000, in welchem vor sechzig Jahren noch an dritthalbhunderttausend Menschen wohnten, lauter gewerbfleißige, ehrbare und wohlhabende Leute, nach dem Ausdrucke des mehr als fünfundsiebenzigjährigen Aleppiners Nasri, der die gute alte Zeit des Flores noch gesehen hat. Durch schlechtes Regiment, durch verlornen Handel, durch Pest, Erdbeben und Cholera sei die Einwohnerzahl jetzt unter 100,000 herabgesunken. Nicht weniger als 15,000 Menschen wurden beim großen Erdbeben im Jahre 1822 unter den zusammenstürzenden Gebäuden erschlagen; 8000 raffte etliche Jahre nachher die Pest und 10,000 im Sommer von 1832 die Cholera weg. Wie allezeit und überall trugen auch in Aleppo die Handelsrevolutionen am meisten zur Verarmung und Entvölkerung der Stadt bei. Besonders schwer wird der Verlust des Shawlhandels empfunden, dessen Hauptniederlage zwischen Persien und dem ganzen Occident früher Aleppo war. Der neue Handelsweg über Trapezunt, behaupten sie, habe die meiste Schuld an ihrem Ruin. Man kann leicht denken, daß das englische Project, den indischen Handel mittelst Dampfschiffen auf dem Euphrat aus dem persischen Golf über Aleppo in das Mittelmeer zu lenken, in keiner andern Stadt des Orients wärmere Vertheidiger findet als hier.

Aleppo, wie es heute ist, kann einem feindlichen Angriff mit Artillerie nicht mehr widerstehen. Die Citadelle auf dem Kegelplateau ist eine Ruine, die Ringmauer um die Stadt sammt den

runden, fünfzig Schritte von einander abstehenden Thürmchen hat weite Risse und ist seit dem letzten Erdbeben an mehreren Stellen ganz eingefallen. Das Uebel scheint aber nicht überall neu zu sein, da man in vielen Mauerspalten alteinheimische Schlingpflanzen und sogar Gestrüpp uud verkrüppelte Bäumchen festgewurzelt sieht. Ueberdies wird ‚Aleppo auf der Nordseite, das ist auf der Straße gegen Bir und Aintab, von einer Hochebene beherrscht, auf deren schönstem Punct, luftig mit Schatten und Brunn, Derwische ihr Kloster und die arabischen Soldaten Ibrahims ihren Uebungsplatz errichtet haben. Wassermangel wäre auch zu fürchten, da der einzige Süßwassercanal, der aus einer Entfernung von zwei Stunden auf derselben Seite Trink- und Kochwasser zuführt, indem er, unter der Stadt fortlaufend, alle öffentlichen und die meisten Privatbrunnen nährt, und Haus- und Hochgärten wässert, leicht abzuschneiden ist, und der außerhalb der Ringmauer vorüberstreichende kleine Koweïk im Angesicht eines feindlichen Heeres von keinem Belang wäre. Das große Haleb hat keinen Fluß, wie Damascus und Antiochia. Der Euphrat ist mehr als dreißig, der Orontes wenigstens fünfzehn Stunden entfernt, und alle Glückseligkeit der Einwohner hängt von benanntem Bächlein ab, welches etwa eine Tagreise nördlich von der Stadt entspringt, und drei Stunden südlich sich schon im See von Merdsch Ahmar (d. i. rothe Wiese) verliert. Durch die Vorstadt auf der Abendseite rinnt es vorüber und befruchtet, wohlthätig in zwei Arme getheilt, einen zwar schmalen, aber langen Streif an beiden Ufern mit wunderbarer Kraft. Auf mehr als zwei Wegstunden sieht man nichts als Gärten mit dichtbelaubten, breitästigen, hohen, dunkeln Baumgruppen, und in ihrem Schatten Gebüsche, Gartenfrüchte und Blumen in üppigster Pracht. Dieser grüne Gürtel ist um so entzückender, als der Boden in nächster Umgebung aus weißlicher, unfruchtbarer

Erde, voll öden Gesteins besteht und, so weit das Auge reicht, kein grüner Ruhepunct gefunden wird. Außer mehreren dem Lande eigenthümlichen Bäumen mit ewig warmem Grün stehen Platanen, großblätterige Weißpappeln, Eschen, Eichen, Lotus, Tamarisken, Mispeln, Terebinthen, Hollunder, Cypressen, Rosen-, Granaten-, Kirsch-, Orangen-, Citronen-, Wallnuß-, Feigen-, Mandel- und Oelbäume mit vielen Sorten Stein- und Kernobst, bald als Dickicht, bald als Randeinfassung breiter Gartenbeete in lieblichster Unordnung unter einander. Die höhern Ufertheile, wohin das fließende Wasser nicht mehr dringt, sind mit Weingärten bekränzt, Feigen-, Oel- und Pistazienbäume zwischen den Reben. Melonen von wunderbarer Größe, Kukumern süß wie Aepfel, Gemüse von ausgesuchtem Geschmack, besonders aber eine große, saftvolle, honigsüße weiße Traube mit wenig Kernen und mit zarter Haut gehen in ungemessener Menge aus diesem Paradies hervor.

Selbst Bilder, Redensart und Ideenkreis entlehnen die Aleppiner großentheils von der Herrlichkeit dieses schmalen Gartenwaldes. Wie man sich anderswo um Thermometerstand, Politik, Curse und Marktpreis erkundigt, ist hier die tägliche Sorg' und Frage der Doppelbach vor der Stadt. Fülle, Durchsichtigkeit, Süße, Plätschern, Wachsen und Schwinden des Wasserspiegels, der Blumenschmelz, das dunkle Baumgewölbe, Rosen- und Pistazienblüthe sind Dinge, um die sich in Haleb Jedermann bekümmert. Man kennt so zu sagen jeden Baum mit Namen und Gestalt, geht zu ihnen auf Besuch, und weidet das Auge an ihrem Flor und ihrem saftigen Stamm, wie man sich am schlanken Wuchs des menschlichen Körpers erfreut. Alle Aleppiner sind gleichsam in das Bächlein und seine Uferbäume verliebt. Aber auch welche Theilnahme, welcher Schmerz, wenn zuweilen nach langer Trockenheit und regenlosem Winter das rinnende Wasser versiegt! Hätte

Ibrahim wirklich, wie die Sage geht, den Wald am Bache umgehauen, um Palliſaden zum Schirm der Stadt zu zimmern, ſo wäre der Verluſt unerſetzlich, die Trauer allgemein. Leichter würde man Schaden an Geld und Menſchenleben ertragen als den Untergang der Bäume, des ſchönſten, langſam wachſenden, von den Vorfahren ererbten Schmuckes der Heimat.

Die Gemüthsart der Halebiner iſt als freundlich überall bekannt. Gewiß ſind ſie die höflichſten und duldſamſten Mohammedaner des Orients. Ihr Verkehr mit Fremden kann dieſe Wirkung nicht allein hervorbringen, es muß im Blut und Sinn dieſer Leute liegen. Fanatiſche Scenen, wie ſie bis auf die letzten großen Siege der Ruſſen in den meiſten islamitiſchen Städten vorfielen, ſind in Haleb ſeit lange verſchwunden, oder waren vielmehr niemals in gleichem Grade üblich. Nur die Derwiſche bei ihren freitäglichen Umzügen ſchreien zuweilen den europäiſch gekleideten Fremdling rauh an, wenn er ihnen mit neugierigem Blick in den Weg tritt. In Haleb will man leben und genießen und folglich will Jedermann um jeden Preis Verkehr, Ordnung und Frieden. Ueberall legt der Islam die Waffen aus der Hand und läßt ſeine Feſtungen verfallen; in Haleb geht man um einen Schritt weiter und verwandelt, wie in Europa, Vorwerke und Feſtungsgräben in Baum- und Gemüſegärten.

Das Aeußere der Aleppiner hat etwas Einnehmendes; ſie ſind in der Regel mittlern Wuchſes, ſchlank, dunkelhaarig, mit großen ſchwarzen Augen, weißer Hautfarbe und ſchönen Geſichtszügen — Eigenſchaften, die unter ihnen vielleicht etwas zu viel gelten mögen. Die jungen Leute wetteifern mit ihren Altersgenoſſen in Damascus und Hama in zierlicher Kleidung, koketem Gang und leichtem Sinn. Haleb iſt beinahe das aſiatiſche Wien, gewerbſam, friedlich und dem Vergnügen hold. Selbſt den Reiz einer melodiſchen Stimme, wofür man ſonſt in Aſien

keinen Sinn hat, verſteht man dort zu beurtheilen. Nirgend in der Türkei werden die Gebetausrufer, die unſere Glocken und Orgeln erſetzen, mit ſo viel Sorgfalt beſtellt, wie hier. „Betet! betet! die Zeit geht ſchnell, das Gericht iſt nahe," klingt es in der Abendſtille durch die heitere dünne Luft von der Höhe des viereckigen Moſcheethurmes auf die Terraſſen und Gärten herab, mit einem Wohllaut und einem Schmelz, den man wohl empfinden, aber nicht beſchreiben kann.

Das größte Unglück für eine ſolche Stadt iſt der Krieg. Leider iſt aber Haleb an der Grenzſcheide gelegen, wo ſich zwei verſchiedene Sprachen die Herrſchaft ſtreitig machen, und folglich war es ſeit Jahrhunderten bei jedem Zuſammenſtoß der türkiſch und arabiſch redenden Völker das erſte Opfer.

Palästina.

Vier Wochen in Jeruſalem.

(1851.)

I.

„Weiß nicht, ob ich Euch nehmen kann und ob noch ein leeres Zimmer zu finden iſt," ſagte unter dem Thorwege des Franziscanerkloſters in Jeruſalem, während er zugleich den pilgernden Fragmentiſten, ſeinen Diener und ſeinen Train mit dem pfiffigen Blick eines italieniſchen Cameriere von unten nach oben muſterte, froſtig und bedenklich der kleine, ſchmächtige Minoritenmönch mit rothem Bart und dünnem Fuchsgeſicht. Es war, wie der Leſer wohl ſelber denkt, der ſogenannte Fremdenpater, der heilige Mihmandar, der über Ehre und Credit des Conventes zu wachen, und zugleich über Aufnahme oder Abweiſung der Pilger in erſter und letzter Inſtanz zu entſcheiden hatte. Das Examen war unſern Anträgen nicht beſonders günſtig, und es hieß endlich kurzweg, man bedaure, la Caſa nuova ſei bereits überfüllt und man erwarte noch täglich fremde Herrſchaften, die ſich ſchon vor langem brieflich angemeldet und Wohnungen ausbedungen hätten. Daß es nur leere Ausflüchte waren, was man uns da ſagte, und daß man anderer Gründe halber das gaſtliche Dach verſagte, merkten wir freilich ſchnell und ſuchten Verdacht und Beſorglichkeit des Mönchs durch den Beiſatz zu heben und abzuthun, daß wir die frommen Väter durch das Verweilen im Kloſterhauſe weder in der Andacht

stören noch auch sonst in Kosten versetzen würden; wir seien in gottseliger Absicht nach Jerusalem gekommen und hätten nebenher Mittel genug, ohne Belästigung ihres gottgeweihten Aerariums, für das Nöthige selbst zu sorgen und am Ende für den Schirm der heiligen Mauern noch einen mäßigen Tribut der Erkenntlichkeit darzubringen.

Auf diesem Wege Credit zu suchen, ist allezeit mißlich; und in der That blieb auch die Wirkung unserer Worte bedeutend hinter der Erwartung zurück. Wir hatten zwar drei Pferde sammt Eselein und leidlicher Equipage, aber der Dolmetsch fehlte, weil wir den Dienst selbst versahen, und was das Nachtheiligste von allen war, wir hatten keinen Empfehlungsbrief aus guter frommer Hand, der uns natürlich unverweilt und ohne viel Redens die Thore des Convents geöffnet hätte. Wir mußten also, wie man in Frankreich sagt, mit unserer eigenen Person bezahlen, und das hatte dem verschmitzten und säuberlich gehaltenen Italiener gegenüber gerade dieses Mal seine bedeutende Schwierigkeit. Er maß uns noch einmal prüfend von oben nach unten, und mußte offenbar gefunden haben, daß Miene und Außenseite der einlaßbegehrenden Pilger mit den Betheuerungen frommer Behäbigkeit nicht sonderlich in Einklang stehe, und daß folglich von solchen Gästen für St. Salvator in Jerusalem wenig Ehre und noch weniger Profit zu hoffen sei. Die Entfernung von Beirut nach Jerusalem — das muß man dem Leser gleich voraus sagen — beträgt an die fünfzig Stunden, und wir waren bei achtzehn Grad Novemberwärme und ewig heiterem Himmel, den ganzen Tag die Sonne im Antlitz, von Nord nach Süd reitend und von Toiletteſorgen nicht wesentlich geplagt, mit Rast und Aufenthalt eine volle Woche auf dem Wege. War es dann ein Wunder, wenn der mönchisch elegante Minoritenpater glutversengten, durch Risse in der Gesichtshaut entstellten,

ungebürsteten, ungekämmten, durch unzählige Springthierchen der letzten Araberherberge in El-Bire aufs übelste zugerichteten Fremdlingen aus dem Occident nicht gleich auf das freundlichste entgegenkam? „Ob denn aber auch Alles, was von Europa nach Jerusalem pilgere, bei St. Salvator logiren müsse? Es seien auch Gasthäuser in der Stadt, wo ordentliche Leute gegen richtige Bezahlung ihr Unterkommen fänden.“ Wir verstanden den Wink, entschuldigten unsere lästige Vorsprache mit dem Nichtkennen dieser höchst wohlthätigen Neuerung in der heiligen Stadt, und wollten — froh der peinlichen Scene zu entkommen — im Frieden weiter ziehen. „Wo wollt Ihr hin?“ sagte abwehrend der kleine Mönch, „von den beiden Privateinkehren der Stadt ist die eine geschlossen und die andere dermaßen von Fremden überfüllt, daß man Euch für alles Geld keinen leeren Winkel überlassen kann.“ — Jetzt stand es freilich schlimm, wir hielten still und mögen in der Bedrängniß vielleicht freundlicher und nachgiebiger geredet haben, als es dem listigen Salvatormönch gegenüber räthlich war. Aus Mitleiden mit unserer Lage, hieß es, und aus Liebe zu Gott wolle man sehen, ob der Uebervölle ungeachtet, noch etwas zu machen sei, und der Pater — offenbar Sieger in der Unterhandlung — führte uns mit Blicken auffallender Geringschätzung und unverhohlensten Mißtrauens endlich über die Gasse in la Casa nuova hinüber.

Der erste Eindruck dieses mönchischen Neubaues war nicht vortheilhaft und empfehlend genug, um jenes Gefühl innerer Behaglichkeit und hoffnungsvollen Friedens zu erwecken, welches den müden Wanderer bei dem Anblick gastlich-stillet Penaten zu beschleichen pflegt. Das gewölbte Atrium innerhalb des eisenbeschlagenen Thores schien für Haus und Nachbarschaft zeitweise auch als Latrine zu dienen, und die enge Mauerkasemate, die man uns nach wiederholtem Zaudern, Munkeln und

Bedenken endlich als Wohnung überließ, war nicht mehr als fünfthalb Schritte breit, ebenso lang und nebenher so niedrig, daß die ausgestreckte Hand an die Decke langen konnte. Es glich eher einem Kerker als einer Wohnstube, und nur durch eine kleine glaslose Fensteröffnung neben der Thür sollte das düsterdumpfe Gelaß von Außen Luft und Licht erhalten. Selbst die Strohmatte, die man sonst im Orient doch überall findet, fehlte auf dem unreinlichen Estrichboden, und die kahlen Seitenwände waren ohne Ekel gar nicht anzusehen. Außer einer guten reinlichen Lagerstätte mit weißem Fliegengitter mangelte so ziemlich Alles, was nach europäischen Begriffen zu den Nothwendigkeiten eines wohnlich eingerichteten Zimmers gehört. An einen Divan — wenn auch der ärmsten Gattung — war unter solchen Umständen natürlich gar nicht zu denken; aber selbst nach Stühlen wurde in der Casemate vergeblich umgesehen und ein bewegliches Bret auf zwei rohen Holzgabeln war die einzige Bequemlichkeit und Erleichterung, welche die Salvatormönche ihrem Gast zu gewähren dachten. Wenn einsam, still und abgelegen mit freier Aussicht über die heilige Stadt, wäre die Clause bei allen ihren Mängeln am Ende vielleicht doch erträglich gewesen; aber zum Unglück war das Gemach auch noch tief unten und nur wenige Stufen über dem schmutzigen Vorhof angebracht, mit himmeloffenem Steingange vor der Thür, wo Jedermann im Gehen und Kommen vorüber mußte, so daß der arme Clausner hinter seinem glas- und vorhanglosen Fensterloche weder bei Tag noch bei Nacht vor Blick und Getrampel der Leute sicher gewesen wäre.

Soweit reichten Geduld und Entsagung nun aber dennoch nicht, und es wurde höflich angefragt, ob nicht vielleicht in la Casa nuova für Geld und gute Worte etwas mehr Bequemlichkeit und Raum zu erhalten wäre? Zweideutige Reden und

verdächtige Blicke des Mönches und jetzt auch seiner Dienerschaft sagten aber deutlich genug, daß Vagabunden und hülflose Abenteurer, für die man uns halte, mit Allem, was man freiwillig in Almosen biete, sich in Demuth zu begnügen hätten. So gingen die Leute fort und ließen uns in der Spelunke allein, ohne auch nur zu fragen, ob wir irgend etwas nöthig hätten, ja ohne auch nur einen Krug Wasser als Labung hinzustellen, die man im Orient selbst dem müden Bettler nicht versagt. Daß uns diese Behandlung etwas verdrossen, oder auch nur im Geringsten gegen die Heiligkeit der lateinischen Mönche eingenommen hätte, will man nicht eigentlich sagen. Die guten frommen Väter konnten ja nicht wissen, daß der so ungastlich behandelte Fremdling seinen Studien und seiner Vergangenheit nach ihrer eigenen Ordnung angehöre, und daß er im Grunde sogar auf dem Felde der katholischen Dogmatik seine wohlbegründeten Verdienste habe. Wochen, ja vielleicht Monate lang in einer solchen Stube zu bleiben, — das fühlt der Leser selbst — war unter diesen Umständen bei aller Geduld und Philosophie nicht möglich, und der aus Smyrna mitgebrachte Diener, ob er gleich noch wenig Erfahrung hatte und selbst das erste Mal in Jerusalem war, mußte augenblicklich fort, um nachzuforschen, ob nicht trotz mönchischer Gegenversicherung doch irgendwo in der heiligen Stadt noch ein besseres Unterkommen zu finden wäre. In der Zwischenzeit ging ich — denn zu sitzen fehlte mir der Stuhl — über den raschen Wechsel der Scene verblüfft, nicht ohne Unruhe und Sorge allein und verlassen in der unheimlichen Zelle auf und nieder. Schleudert aber auch einen Andern aus den feenhaften Sommerpaläſten und aus den glänzenden Salons von Bujukdere plötzlich in die Einsamkeit einer unsaubern Mönchsclause im halbzerstörten Jerusalem herab und seht dann, wie lange er etwa Witz, Laune, Gleich-

muth und heitern Sinn ungetrübt bewahrt. Nach zwei Stunden des peinlichsten Harrens kam endlich Antonakis (so hieß der Diener) mit der Kunde zurück, er habe nicht bloß ein Zimmer, wie sein Auftrag laute, sondern ein ganzes, fremden Gästen sehnsuchtsvoll entgegenharrendes und mit einer guten Auswahl leerstehender, lustig und bequem, ja selbst elegant eingerichteter Wohnungen versehenes Haus gefunden, und in der Voraussetzung meiner Genehmigung zugleich einen Gehülfen mitgebracht, um auf der Stelle die Effecten in die neue Behausung fortzuschaffen.

Nun erst lagen die liebenswürdigen Künste des kleinen St. Salvatormönchs offen zu Tage. Er hatte uns die in der Stadt bekannte, aber durch freie Concurrenz das Einkommen seiner geistlichen Herberge schmälernde Gelegenheit zum Unterkommen absichtlich verhehlt, um sich an unserer Verlegenheit zu weiden, und um seine ärmliche Zelle so hoch und so theuer als möglich anzubringen, eine Verfahrungsweise, die man in billiger Erwägung der italienischen Mönchsnatur nicht einmal übel nehmen will. Daß aber der Mihmandar von St. Salvator in Jerusalem den Künsten gemeiner Speculation auch noch Hohn beizufügen für nöthig hielt, wird nicht leicht Jemand loben. Der Leser denkt wohl selbst, daß man sich nicht lange besann und augenblicklich Anstalten zum Uebersiedeln traf.

„Wie? Ihr wollt la Casa nuova schon wieder verlassen?“ fragte etwas überrascht der eilig herbeigerufene Fremdenpater. „Ja!“ „Wohin wollt Ihr ziehen?“ „Zu Meschullam, dem Anglikaner, der ein ganzes Haus leer stehender und prachtvoll eingerichteter Wohnungen in Bereitschaft hält.“ „Wieviel müßt Ihr zahlen?“ „Vierhundert türkische Piaster (hundert Franken) monatlich.“ „Wie? Vierhundert türkische Piaster monatlich für ein einziges Zimmer? Das ist etwas viel, man überfordert Euch.“ „Für meine Umstände ist das nicht zu viel, ich bezahle es leicht

und gern, wenn der Miethsherr nur freundlich und seine Wohnung elegant und niedlich ist." Der Mönch wird zusehends höflicher und rücksichtsvoller. „So, eine solche Summe wollt Ihr aufwenden, und wie lange denkt Ihr zu bleiben?" „Noch unbestimmt; wahrscheinlich den ganzen Winter, und das nämliche hätte ich Euch ebenfalls bezahlt, wenn ich eine geneigtere Aufnahme und ein schöneres Local gefunden hätte." Jetzt endlich entschuldigte man die frühere „Unaufmerksamkeit" mit dem ersten Drange und mit der Fülle der Geschäfte. „Am Ende", meinte der Mönch, „hätte es sich hoffentlich doch noch besser gemacht; vielleicht kommen die angekündigten Fremden noch nicht so schnell; vielleicht wird durch Abzug anderer Pilger unerwartet ein schöneres Zimmer leer; kurz, man hätte von Seite des Klosters sicherlich das Mögliche gethan, einen so „respectablen" Gast zu befriedigen, wenn ich nur nicht so voreilig die Geduld verloren hätte." — Indessen hörte ich wenige Tage später, daß im Augenblick unserer Ankunft mehrere gute Wohnungen in la Casa nuova verfügbar waren und an eine Ankunft fremder Gäste Niemand dachte.

Ich dankte höflich aber frostig für den guten Willen, gelobte Uneigennützigkeit und menschenfreundlichen Gastsinn der St. Salvatormönche seiner Zeit in Europa gehörig anzupreisen und ging mit Leuten und Sachen heiter und fröhlich zum Thor der Casa nuova hinaus.

Mit Herrn Meschullam, dem neuen Hauspatron, einem schmächtigen, kleinen, feinblickenden, zur Hochkirche bekehrten großbritannischen Juden, der eine Dame aus Genua zur Gemahlin hatte, und alle in Europa und in Westasien üblichen Sprachen mit großer Geläufigkeit redete, war das Geschäft schnell abgethan. Der Mann war Speculant im weitern Sinne des Wortes und hatte, natürlich mit Verlust, wie er sagte,

Bauholz für die neue englische Kathedrale auf Zion geliefert, nebenher aber in der Stadt selbst zwei große muſulmanische Häuſer in Pacht genommen, um ſie zimmerweiſe an die Fremden zu vermiethen, und ſo den erlittenen Schaden nach Umſtänden und Möglichkeit wieder auszubeſſern. Die Preiſe der „reſpectablen“, für zahlungsfähige Signori beſtimmten Wohnungen waren nach Maßgabe des Luxus und der Bequemlichkeit ihrer Einrichtung verſchieden und liefen in aufſteigender Scala von 400—800 türk. Piaſtern (100—200 Franken) monatlich. Gern hätte ich in ſündhaftem Wohlgefallen an Eleganz und morgenländiſcher Wohnungspracht den höchſten Preis bezahlt, Demuth und Selbſtverleugnungstrieb riethen aber am Ende doch in das Zimmer zu monatlich hundert Franken einzuziehen. Mehr vielleicht als die billigere Schätzung hatte der hohe architektoniſche Schwung und das anheimelnde Helldunkel des Gelaſſes die Wahl beſtimmt.

II.

Für Leser, welche Jerusalem nicht aus eigener Ansicht kennen und nicht einmal Dr. Toblers gewissenhaften Plan der heiligen Stadt in Händen haben, ist es gleichgültig, wenn ich sage, daß Meschullams Hotel garni gleich innerhalb des Damascusthores links auf der ansteigenden Halde des Bezethahügels lag und über die alte Tyropöonmulde und die salomonische Tempelfläche ragend die Aussicht gegen das Todte Meer und das Felsenrevier von Moab hatte. Lieber würde man schon vernehmen, wie unserem städtischen Baustyle gegenüber ein muſulmanisches Herrenhaus in Jerusalem bestellt und eingerichtet sei. Bei uns denkt man sich unter städtischem Privathause allzeit ein Gebäude von Einem oder von mehreren senkrecht übereinander gefügten Stockwerken; Gänge, Zimmer und Fenster überall mit sorglicher Benützung des Raumes geradlinicht und in rechtem Ebenmaß angebracht, das Ganze aber behäbig und wohlverwahrt unter einem und demselben Dache abgeschlossen, sodaß der Bewohner, hat er einmal Schwelle und Hausthür hinter sich, gegen Wind und Wetter nicht weniger als gegen die neugierigen Blicke der Menschen gesichert ist. So war Meschullams Haus an der Bezethahalde architektonisch nicht eingerichtet. Am Steilabhang des mit Bauwerken übersäeten und von Enggäßchen durchschnittenen Bezethahügels erhebt es sich als einstöckiges, rautenförmig zugespitztes, platt-terrassirtes, aber ungleich hohes Viereck mit

seltenen und unregelmäßig angebrachten Fensteröffnungen nach Außen. Die auf der Höhe streichende Seite, obgleich an sich niedriger, ragt über die untere Parallele des Quadrats hoch empor. Eine vom Hügel herablaufende Quermauer theilt den offenen Innerraum in zwei durch ein Bogenthor verbundene ungleiche Hälften. Haupt- und Quermauern sind so breit und hoch, daß sie theils casematenartige Gelasse und Corridore in sich verschließen, theils würfelförmig in den Hofraum hervorspringenden, gewölbten Ziergemächern als Hauptcorps und Hinterlage dienen. Jedes dieser aus der Innerfronte hervorspringenden Gemächer bildet ein auf drei Seiten freistehendes Ganzes mit flachem Kuppeldach, zu dem man außerhalb der Zimmerthür auf einer offen und geländerlos an der Mauerwand hinansteigenden Steintreppe gelangen kann. Bei Unwetter kann man nicht ohne Schirm von einem Zimmer zum andern gehen, was unserm Baustyl und unseren häuslichen Angewöhnungen geradezu widerspricht, einem europäischen Leser aber nicht ohne Mühe begreiflich zu machen ist.

Im Orient, wie man weiß, hat die Zeit keinen Werth und im dünn bewohnten Jerusalem ist auch der Raum noch kein Gegenstand der Speculation, wie einst im phönicischen Aradus, wo die Häuser sechs bis sieben Stockwerke in die Höhe gingen.

Durch die aus der Tiefe hoch und kunstvoll aufgemauerte untere Langseite des Meschullamhauses gestaltet sich der halbige Innerraum zu einer mit Steinwürfeln ausgelegten, durch Vorsprünge, Ecken, Kehlen und Bogen vor der sättigenden Eintönigkeit correcter Form bewahrten Flachterrasse, an deren äußerstem Rande luftig und frei das schönste Gelaß über dem tief unten liegenden Häuser- und Ruinenmeer hing. Durch das gemalte Fensterglas schien die Morgensonne. Dem Reiz der Lage entsprach das Möbelwerk. Fußteppiche aus Bagdad, seidene Divane

und Ruhebetten, zum Theil mit Gold und Silber ausgestickt, Tische und Stühle von Palissanderholz, vergoldete Alabasterlampen und wundervoll verschlungenes Gegitter liehen den hohen weiten Räumen, besonders im Vergleich mit dem Schmutz der früheren Mönchsbescherung, ein wahrhaft zauberisches Prachtgewand.

Aber achthundert türkische Piaster (zweihundert Franken) monatlich waren ein doch etwas bedenklicher Preis für einen „Weltüberwinder" aus Brixen in Tirol. Die Umstände, wenn man die Sache beim rechten Namen nennen will, nöthigten doch zu bescheidener Mäßigung, und mancher hat es eben in keiner Lebensepoche über die Linie der Entsagung hinausgebracht. Bunte Teppiche aus der Abbasidenstadt, Palissandermöbel und golddurchwirkte Couchetten wären zwar schön und schwelleten in frischem Gedankentrieb die Phantasie; aber arbeitsam und zufrieden kann der Mensch, besonders wenn es sein muß, auch ohne diese Werkzeuge der Ueppigkeit und des Luxus sein.

Wenn wir von Dachkuppeln hierosolymitanischer Privatgebäude reden, soll der Leser nicht etwa an die großartige, Luft und Licht von oben spendende Doppelwölbung der Heilig-Grabkirche, oder am Ende gar an den kühnen Schwung und an das magische Helldunkel der kunstgepriesenen Tempelkuppeln der Omar-Moschee und der byzantinischen St. Sophienkirche denken. Auf den Hausdächern in Jerusalem sind es gewöhnlich nur blinde, innerlich gefüllte, aus Thon und gestampfter Kieselerde backofenförmig gewölbte Schwellungen, die im Innern des Hauses selbst nur durch eine rundgemuldete Flachvertiefung der Zimmerdecke matt angedeutet und als uraltes, aus den Zeiten der Könige Melchisedech, Salomon und Herodes auf die Gegenwart herab vererbtes Vermächtniß hierosolymitanischer Architektur zu betrachten sind. Auf die Frage, was diese Dunkelkuppeln eigentlich nützen, und warum von den vielen abgesonderten Dachwürfelterrassen eines

und desselben Hauses häufig nur eine diesen Schmuck trage, und warum jedesmal eine kleinere Schwellung neben der größeren zu sehen sei, lautete die Antwort unabänderlich: „Wer weiß das? So ist es hier der Brauch. So ist es in El-Kods (Heilige Stadt) allzeit gewesen."

Nun möchten freundliche Leser aber auch wissen, was man bei Herrn Meschullam auf dem Bezethahügel in Jerusalem für monatlich hundert Franken an Eleganz und Zimmerluxus etwa finden konnte. Das Gemach, wohl achtzehn Fuß in der Höhe, hatte eigentlich für zwei Bewohner Raum genug. Ein erkerartig (Schach-Nischin) nach der Westgasse vorspringendes kleines Zimmerviereck vermehrte noch die Bequemlichkeit. Die Fenster, versteht sich das kleinere, mit schwach gefärbtem Glase ausgefüllt, allzeit oberhalb des größern wie es im Orient üblich ist, öffneten sich westlich gegen die tief unten abfallende Steilgasse, östlich gegen den schön gekitteten Innerhof, waren aber in ungleicher Höhe angebracht, was dem Ganzen einen phantastischen Anstrich lieh und jenes Helldunkel erzeugte, wie es trüben Gemüthern am angenehmsten ist. Die beiden anderen Zimmerseiten, zum Theil in das Mauerquadrat verflochten, waren fensterlos. Das Hauptmerkmal eines orientalischen Herrengemaches, die Erhöhung der größeren Hälfte des Fußbodens über die kleinere mit dem kaum zwei Fuß hohen Scheidegitter, fehlte glücklicher Weise nicht; aber statt kurdischer Bunkteppiche war der reinlich und glattgestampfte Estrichboden nur mit fein geflochtenen Binsenmatten belegt und der übrige Apparat für Sitzen, Essen, Toilette und Arbeit auch nur auf das unentbehrlichste beschränkt. Eigentlich elegant und dem besten Geschmacke angemessen war nur die Lagerstätte mit der blendend weißen Mückenwehr.

Für viel Geld, wie der Leser sieht, gab auch Hr. Meschullam im Grunde doch nur wenig, und das war der erste Fehler

der neuen Wohnung auf dem Bezethahügel zu Jeruſalem. Als zweiter mochte gelten, daß der kluge Hr. Meſchullam die theuere Miethe für einen Monat auch noch vorausbegehrte. Für beide Uebelſtände jedoch hatte Hr. Meſchullam ſeine Erklärungsgründe vorzubringen. Fremde habe er nur zwei bis drei Monate des Jahres und da müſſe er nun in der kurzen Friſt an ihnen ſoviel verdienen, um den Pachtzins an den muſulmaniſchen Eigenthümer für das ganze Jahr herauszuſchlagen und überdieß auch noch für den Unterhalt ſeiner eigenen Familie das Nöthige zu erübrigen, von den bekannten Verluſten in der Bauholzlieferung gar nicht einmal zu reden. Der gewöhnliche Pacht für ein leeres mohammedaniſches Herrenhaus in Jeruſalem macht, wie anderswo des Näheren zu erfragen war, in der Regel nur jährlich dreihundert Franken und Hr. Meſchullam, ſcheint es, war kein ſchlechter Rechenmeiſter. Die Miethe aber jedesmal vorauszunehmen, ſagte er, nöthigten ihn hauptſächlich Eiferſucht und „Brodneid" der Franziscanermönche, welche ihm ſchon öfter zahlungsfähige Gäſte durch billigeres Angebot verführt und aus ſeiner Wohnung in die ihrige überzuſiedeln verlockt haben ſollen. Einer ſolchen Strebſamkeit fähig wären die St. Salvatormönche allerdings, aber ich glaubte Herrn Meſchullam in dieſem Puncte doch nicht geradezu aufs Wort, weil es im Orient überhaupt üblich iſt, bei jedem Contract dieſer Art wenigſtens den erſten Monatsbetrag gleich vorauszunehmen. So erhielt einſt Don Agoſtino, mein hochwürdiger Hauswirth in Stambul, aus geiſtlicher Vorſicht neben der Zimmermiethe ſogar noch die Zehrung auf zwei Monate vorausbezahlt, ganz nach der bekannten italieniſchen Klugheitsregel

Scuôtere attent,
Pagare lent,
Può dar accident,
Che non paghi nient.

Mit der Versicherung jedoch, dieses Mal sei vom Gewerbneid der Franziscaner für ihn nichts zu besorgen, that ich dem Wunsche meines Bezetha-Hausherrn Genüge und nahm seelenvergnügt die säuberlich bestellte Wohnung in Besitz. Acht funkelnde neue Kremnitzer, blank auf Meschullams Hand gelegt, wirkten Mirakel, setzten das ganze Haus in Bewegung und ehe man sichs versah, war mit verdoppelter Eile in Zimmer und Vestibulum zu Betreibung eigner Wirthschaft alles Nöthige beschickt und aufgestellt. Zierliche Tisch- und Handwäsche, zum Theil goldverblümt, diamanthelles Wasser in kunstreich geschnittenen böhmischen Glascaraffen mit Krügen, Becken und Bowlen aus Majolica gaben dem Zimmer plötzlich eine wohnlichere Gestalt, und Toilettebehelfe mancher Art, Aroma-Seifen, Rosenöl und Aloeholz aus Stambul mitgebracht, steigerten Wohlbehagen und Seligkeit. Es war Ein Uhr Nachmittags, die Sonne lag drückend schwül über dem schweigsamen öden Jerusalem und der Leser mag sich die Wonne denken, mit welcher sich der allein gelassene Gast in den weiten helldunkeln Räumen auf den Schmutz, auf die Entbehrung und auf die erzwungene Selbstvernachlässigung eines achttägigen Palästinawanderrittes hin in aromatisch duftender Zimmeratmosphäre den Sorgen der Restauration überließ, während Antonakis, der Diener, mit zwei Korbgeflechten, um Kohlen und Lebensmittel einzukaufen, auf den nahen Basar gegangen war. Könnte es auch Jemand Wunder nehmen, wenn sich nach der letzten Hungernacht in El-Bire, wenn sich nach dem nüchternen Morgenritt in die heilige Stadt und nach der hitzigen Scene zu St. Salvator in der wohnlichen Zimmerstille zur wiederkehrenden Gemüthsruhe ein heftiges Verlangen nahrhafter Kost gesellte, oder wenn einem das bescheidene, aus Reis, Huhn, Butter, Eiern und trocknen Südfrüchten mit Schafkäse und einem Kruge strohgelben pikant-leichten Palästina-Weines

kundig und schnell bereitete Mittagsessen kräftiger und labevoller, als kaum zwei Monate früher mit aller seiner Pracht und Herrlichkeit das große Sultans-Mahl auf Haider-Pascha schien?

Dieser Tag, in seiner ersten Hälfte so stürmisch und so zweifelhaft, brachte am Schlusse die Strömung süßesten Wonnegefühls in das bedrängte Gemüth zurück. So nahe an einander gerückt sind die Thore des Grames und der Freude und so wenig bedarf der Mensch, besonders wenn es ein Deutscher ist, zu seiner Seligkeit und zu seinem Glück! Und doch sind diese Augenblicke wahrer Zufriedenheit und ungetrübter Harmonie — sei es Schicksal oder sei es eigene Thorheit — den armen Sterblichen so dünne und so flüchtig zugemessen, daß man beinahe glauben möchte, Selbstgefühl und Glück, freies Denken und innerer Friede seien zwei unversöhnliche Elemente, die zu gleicher Zeit und nebeneinander in unserer Brust nicht bleibend wohnen können. Das Erbtheil verstandesgesunder und strebender Naturen, soviel ist schon lange ausgemacht, war von jeher Langeweile, Traurigkeit und Gram. Und fürwahr, hätte ein gütiges Geschick nach langen Zügen aus wermuthvollem Lebensbecher nicht auch einige Tropfen Süßigkeit als Labsal hingestellt, wer wäre stark genug, die Last des Daseins und des „Gedankens" zu ertragen? Welche Plage! Welche Arbeit! Und doch die Mühe und die Qual vergeblich! Was nützt es, wenn ihr ein Buch geschrieben habt? Was gewinnt die Welt durch eure Phrase und wäre sie auch noch so anmuthsvoll und harmonisch hingestellt? Die Erde rollt, es dröhnt schon in der Ferne und die am Westende aufsteigenden Sturmwolken werfen ihre Schatten warnend bis über den Freudensaal und die magischen Zinnen im Kastaniendickicht von Bujukdere. Die Kolchis-Lust, sie war schon lange weggebraust, und die gelben Tinten der pontischen Ranunkel, der lilafarbige Blüthenstrauß des immergrünen Rhododendron,

einst unsere Seligkeit, haben in der trüben Atmosphäre des Occidents ihren Schmelz abgestreift. „Selbst Ruine" — ich fühlte es — konnte ich nur noch einsam unter Ruinen wandelnd glücklich sein. Aber nicht die Trümmer von No-Amun oder Baalbek, nicht die Waldeinsamkeit auf Hagion-Oros und ihr Schattenflor, nein, die Ruinen von Jerusalem und ihre großen Erinnerungen mußten mein Labsal sein. Jerusalem ist die Stadt der Trauer, die unsere Seele reinigt, die Stadt der süßen Qual, für die man keinen Namen hat. Und warum soll ich es nicht gestehen, den letzten Zug aus dem sprudelnden Lebensquell, aus dem Eimer der Freude, der Kraft und des Thatendrangs habe ich auf Zion eingeschlürft, und eine lange, lange Nacht der Trübsal, der Noth, der verwelkten Energie und der Hoffnungslosigkeit ist der lieblichen Abendstille und dem vergoldeten Purpurstreif des blauen Himmels von Jerusalem gefolgt. Warum ist denn aber auch nur in Deutschland alles dahin, was dem Leben Reiz und Freudeschwung dem Gemüth gewährt! O gewiß, der Thor allein hält jetzt noch Freudenmahle und fühlt den Gram des Tages nicht. Ja, ich liebe die Traurigkeit, und weil mit der Hoffnung auch der Glaube erloschen ist, soll hinfüro Einsamkeit mit Düstersinn und Melancholie mein Zechgelage sein. Doch, warum klage ich so ungebärdig und warum trage ich vor gleichgültigen Zeitgenossen, vor frostigen Dilettanten meinen Schmerz zur Schau? Die Gemüthstrauer hat etwas geheiligtes, das sich vor ungeweihtem Blick verbergen und vulgärem Urtheil entziehen soll. Eine tägliche Aufschreibung, eine schmucklose Chronik über alles was ich während der letzten, dem großen europäischen Sturm unmittelbar vorausgehenden Wochen des Jahres 1847 in der Heiligen Stadt gesehen, bemerkt und aufgeschrieben habe, wäre den meisten Lesern angenehmer als trübselige Nachtgedanken, ja tausendmal willkommener als die schwung-

vollste Threnodie über deutsches Mißgeschick. Bloß um Huhn mit Reis zu essen, bloß um Hrn. Meschullam für mäßige Bequemlichkeiten auf der Bezethahalde monatlich viel Geld zu zahlen, bloß um vom Oelbergkamm das verfallene Jerusalem und tief unten das Todte Meer mit dem kalkgetränkten Jordanstrom zu sehen, denkt der Leser, geht kein deutscher Litterat, sei er auch noch so stark von Schwärmerei und Trübsinn heimgesucht, von München über Bujukdere nach Jerusalem. Sei es Neugierde, sei es Eitelkeit, Interesse, Langeweile oder natürliches Verlangen in einer schwebenden Streitfrage mit zu reden, müßig bleibt man so lange nicht in Jerusalem; und Monate lang in schwärmerischen Träumen hinzudämmern kann wohl im glühenden Indien dem Brahminen gelingen, nicht aber dem langsam athmenden Germanen, der in David Strauß bewandert ist, Gibbon aber, August Platen, Lord Byron, Eduard Röth und den feinen Spötter Lucian gar nicht aus den Händen läßt. Selbst Wanderer, die an den Monumenten von Hellas und Alt-Aegypten nur mit fröstelnder Bewunderung vorübergingen, haben in Jerusalem ihre Empfindungen aufgeschrieben und den Inhalt ihres Tagebuches gut oder schlecht, langweilig oder unterhaltend, nach der Heimkehr in Europa öffentlich zu Markt gebracht. Neben diesen ungezählten Beschreibungen, die besonders seit Chateaubriand's poetisirendem Itinéraire von Paris nach Jerusalem die Neugier der Leser zu beschäftigen und ihre Geduld zu ermüden nicht enden wollen, wäre am Naturgemälde der Heiligen Stadt vielleicht doch noch eine Seite hervorzuheben und eine Färbung anzupreisen, welche die wenigen Trefflichen in ihren Werken vielleicht absichtlich nicht berührten, die vielen Schwachen aber in ihrem unselbständigen und langweiligen Geklimper zu entdecken nicht das Geschick besaßen.

III.

Für alle ſocialen Nöthen, für die politiſche wie für die kirchliche Bewegung, die jetzt über Europa fluthet, bildet Jeruſalem eingeſtandenermaßen den Schluß- und Ausgangspunct. Der ſchärfſte Pfeil und das letzte Argument wird in beiden Heerlagern, die ſich in Europa gegenüberſtehen, aus Jeruſalem geholt. Seht, ſagen die Einen, hier iſt das Grab, aus welchem Er, der Beſieger der Sünde und des Todes, die Quelle aller „Ordnung und Autorität", lebendig hervorgegangen iſt. Nein, ſagen die Andern, Er lehrt nicht die „Ordnung" in eurem Sinn, Er lehrt die geiſtige Entfeſſelung der Sterblichen, die Freiheit und die Revolution; auch iſt hier ſein Grabmal nicht wie ihr ſaget, und alle Gründe, auf die ſich euer Thema ſtützt, ſind faul und wurmſtichig. Die Sache ſelbſt, das Dogma der glorreichen Urſtänd, laſſen beide Parteien weislich unberührt und der Leſer beſorge ja nicht, daß wir unſere Unwürdigkeit ſoweit vergeſſen und der politiſchen Auferſtehungsfrage des deutſchen Volkes gegenüber auch noch die furchtbare Pauliniſche Alternative (1. Korinth. 15, 14) zur Sprache bringen. Andern Leuten Mangel an Einſicht und Schärfe zum Vorwurf machen, iſt ſelten ſchön und noch ſeltener lobenswerth. Wo ſich aber zum Mangel guter Kenntniſſe noch übler Wille, frömmelnde Inſolenz und geiſtliche Härte geſellt, wie bei Caplan Williams u. Comp., da wären ſcharfe Gegenreden etwas leichter zu entſchuldigen. Was in der

europäischen Politik die deutsche Frage und ihr unentwirrbares Labyrinth, dasselbe ungefähr ist in der Alterthumswissenschaft, wenn man Kleines und Entferntes mit Großem und Nahem vergleichen will, der hartnäckige, seit einem Jahrhundert leidenschaftlich verfochtene und noch heute unentschiedene Streit über das Heilig-Grab in Jerusalem. Und eben weil sich unsere Betheiligung an der deutschen Frage nur eines höchst mittelmäßigen Erfolgs zu erfreuen hatte, möchten wir durch besseres Glück und durch erprobtere Geschicklichkeit in Ausgleichung des Heilig-Grabstreites das Andenken an die frühere Unzulänglichkeit auszutilgen wenigstens den Versuch nicht scheuen.

Liegt es auch nicht in der Absicht, den vorausgegangenen, meistens gleichlautenden und bis zur Sättigung vervielfältigten Beschreibungen der Heiligen Stadt noch eine neue beizufügen, so begreift doch Jedermann, daß in der Sache etwas Neues und Entscheidendes, etwas auch für Nicht-Palästina-Wanderer Verständliches und Belehrendes ohne scharfe Zeichnung der Oertlichkeit nicht aufzubringen ist.

Eine Landeshauptstadt — und das ist Jerusalem heute noch — kann sich ein deutsches Gemüth allzeit nur in der Nähe eines lebendigen Wassers und beinahe auch nur auf geebnetem Boden denken. Der schmutzige Nesenbach von Stuttgart und der kleine liebliche Koweïk nahe an Haleb sind das Geringste, was in diesem Punct von einer großen Binnenstadt erwartet wird. Der Stadt Jerusalem fehlen aber beide Bedingungen, das fließende Wasser wie das geebnete Terrain, in ganz besonderem Grade. Jerusalem — das ist im Allgemeinen freilich nicht unbekannt, — auf breitem Gebirgsrücken über schluchtig durchbrochenes Steinhügelrevier schweigsam und melancholisch hingegossen, liegt ungefähr in der Mitte zwischen dem Kreidestrand des Mittelmeeres und dem tamariskenbewachsenen Ufer des nie versiegenden Jordan-

ſtromes. Nach beiden Richtungen hin mögen es etwa von der Heiligen Stadt aus gerechnet zehn bis zwölf Wegſtunden in gemeſſenem Caravanenſchritte ſein. Dieſe dünnen und matt verſchwimmenden Umriſſe jedoch geben noch kein deutliches Bild und der Leſer fühlt es ſelbſt, daß ohne treue Zeichnung dieſes „breiten Gebirgsrückens“ Begriff und Verſtändniß über Jeruſalem nicht zu vollenden ſind. Dieſer Gebirgsrücken, dieſes ſchluchtig durchbrochene Hochland, auf welchem Jeruſalem liegt, iſt etwa nicht, wie es ſich vielleicht in Europa mancher Leſer denkt, eine iſolirt aus der Fläche ſich aufſchwingende Terrainerhöhung von wenigen Quadratmeilen Oberfläche; nein, es iſt hier von keiner Zufälligkeit, von keiner vorübergehenden Laune der Natur die Rede; dieſer Gebirgsrücken iſt der weſentliche Beſtandtheil, iſt wie das Knochengerüſte und gleichſam wie der Rückgrat des Landkörpers, den man Paläſtina nennt. Dieſer Rückgrat geht vom Fuße des Antilibanon, der Paläſtina im Norden ſchließt, bis zur oaſenreichen Wüſte hinab, die als Südgrenze des gelobten Landes vom Rothen Meere herauf bis in die Nähe von Hebron reicht. Die ganze Länge des Grats und ſohin auch des Landes Paläſtina ſelbſt von Nord nach Süd wird auf etwa ſechsunddreißig deutſche Meilen oder zweiundſiebenzig Wegſtunden angeſetzt. Die Landesbreite dagegen vom Strande des Mittelmeeres bis zum Jordanfluß durchreitet man in wenig mehr als zwanzig Stunden Zeit, und bloß auf dieſem verhältnißmäßig ſo engen Raume hat bekanntlich Joſua, ohne die drei kleinen Fürſten jenſeits des Fluſſes zu rechnen, achtundzwanzig Könige beſiegt und weggeräumt. Die phöniciſchen Volksſtämme Paläſtina's — ſoviel iſt zu unſerem Troſte klar, — waren politiſch in noch winzigere Parzellen zerſchlagen und in der gemeinſamen Noth auswärtiger Bedrängniß, wenn auch nicht ebenſo rathlos, doch auch nicht viel einiger und viel klüger, als es heute die Deutſchen ſind.

Ja, im Grunde genommen, stehen diese phönicischen Theilstaaten Alt-Palästina's sogar noch hinter den germanischen der Jetztzeit zurück, da im Buche Josua weder von einem Jebusitischen Parlament, noch von Bethel-Conferenzen, noch von einem Jerichuntischen Bundestag und seiner Medicin, ja nicht einmal von einem Parlaments-Philister *** auch nur das Geringste zu lesen ist. Man sieht es ja, wir benützen jede auch noch so unscheinbare und auch noch so entfernte Veranlassung, die unzufriedenen Deutschen mit ihrem Schicksal auszusöhnen, ihre Verleumder und Ankläger aber durch Exempel aus der heiligen Schrift zu beschämen und stumm zu machen. Bei diesem Streben lassen wir es aber nicht bewenden, wir möchten gar zu gern mit wenigen, aber malerisch gewählten Sätzen, wie Meister Rugendas sein Mexico, gleichsam ein Landschafts-Daguerrotyp von Palästina zeichnen.

Füllet nun, das will jetzt der Leser wissen, dieses eingefurchte und thaldurchrissene Berghügelland, dieser Gebirgsrücken, von dem eben die Rede war, wie die ganze Landeslänge von Nord nach Süd, vom Libanon bis zur Sinaiwüste, so auch die ganze Landesbreite vom Meeresstrande bei Jafa bis östlich zur Jordansfluth?

Kommt Einer vom Landungsplatz in Jafa durch enge Krummgäßchen erst auf die Höhe des amphitheatralisch von der Stadt und ihrer Citadelle bedeckten Stumpfkegels hinauf, so entfaltet sich plötzlich und wie im Zauberschlag eine breite, wellig hinfließende, links und rechts mit dem Himmelsbogen in einander rinnende, im Osten aber durch eine geradlinig von Nord nach Süd streichende Hügelkette geschlossene Feldebene vor dem überraschten Blick. Soll man dem Leser etwa erst noch besonders sagen, daß diese östliche Hügelkette nichts anderes, als der eben besprochene „breite Gebirgsrücken" von Palästina, die Feldebene

selbst aber das vielgepriesene Saron des Hohenliedes ist, jene Blumenaue des jüdischen Lyrikers, noch heute Sitz üppiger Fruchtbarkeit und Saatenlust? Im Halbbogen um die Stadt Jafa schlingt sich von Meer zu Meer ein breiter Gürtel immergrüner Pomeranzengärten, und vom schattenvollen Dickicht dieser Pomeranzengärten bis zum Fuß der vorgenannten Hügelkette geht es bald flach, bald sanftwellig am lieblichen Ramleh und seinen Cactuszäunen wohl fünf gute Reitstunden auf der wasserreichen blühenden Aue fort. Um den Leser nicht zu ermüden und seinen Sinn durch gehäufte Bilder nicht zu verwirren, wollen wir ihm jetzt noch nicht sagen, daß diese fettgrasige Humusebene, dieses Lilienfeld des hebräischen Anakreon, in seiner Ausdehnung vom alten Philistäerlande bis zum Weißen Vorgebirg des Antilibanon nicht überall von gleicher Breite ist und zwölf Stunden nördlich von Jafa sogar durch den niedrigen, schmal und busig herausspringenden Karmel flüchtig unterbrochen wird. Dieser Nebenumstand, dieses kleine, von Jafa aus nicht einmal recht bemerkbare Intermezzo enthebt jedoch den Leser nicht von der Nothwendigkeit, diese Humusebene, dieses Feld Saron, diesen breiten Küstenraum als charakteristischen Palästinalandschaftspinselstrich der Phantasie einzuprägen. Gelehrten Lesern, besonders wenn es Heilig-Grab-Pilger sind wie Titus Tobler, mag unser Ringen nach Klarheit der Darstellung wenigstens überflüssig, wo nicht gar verfehlt und lästig scheinen. Wir schreiben aber nicht für Dr. Titus Tobler, noch weniger für berühmte Wanderer und geniale Landschaftszeichner, wie Moriz Wagner; wir schreiben, aufrichtig gestanden, zumeist nur für die mühevoll lebenden, wißbegierigen, armen Leute deutscher Zunge, die auch gern von Palästina etwas kennen möchten, aber selbst in das Land der Verheißung hinzuwandern oder auch nur die hochstudierten Reisebücher zu verstehn, Mittel und Wege nicht besitzen. Natürlich

merken die liebenswürdigen Tiroler von selbst, daß hauptsächlich sie und ihre „acht Seligkeiten" der Gegenstand unserer descriptiven Sorgfalt sind. Witzig und duldsam von Natur verstehen die Tiroler in weltlichen Dingen, wie etwa in Steuersimplum und Recrutiren, ohne viele Worte die Leute schon auf halbem Wege. Nur wenn von himmlischen Freuden und vom gelobten Lande die Rede geht, ist man ihnen niemals deutlich und lang genug.

Nur in dieser Voraussetzung können wir jetzt im Texte weiter fahren und dem Leser zu bedenken geben, daß der so oft erwähnten Strandebene und ihrem Meere im Westen des „Gebirgsrückens" oder der Hügelkette auf ihrer Ostseite ganz genau die zwar schmale, aber dem Mittelmeer parallel laufende Thalfläche des Jordanflusses mit den Seen Hule und Tiberias im Norden und dem Todten Meere im Süden ganz genau entspricht. Liegt nun aber nach den neuesten Bestimmungen der Wasserspiegel des Todten Meeres, in welches der frisch niederrauschende Jordan noch ohne Katarakte stürzt, gegen dreizehnhundert Fuß tiefer als der Wasserspiegel des Mittelmeeres bei Jafa, so fällt nothwendig auch der vielgenannte breite Hochlandrücken von Palästina mit seiner Ostseite nicht so sanft ablaufend und blumig wie im Westen gegen Saron, sondern steil, rasch, wild und tief in das nur etwa vier Stunden breite, hoch und kahl eingerandete, glühendöde Längenthal hinab, in dessen Mitte, von zwei grünen Kurzholzstreifen eingehüllt, der Jordan vorübereilt. Der Contrast der beiden Randflächen ist auffallend. Die Westseite des Central-Bergrückens, von Jafa aus über den grünen Schmelz der Ebene hin im Abendschein der Sonne besehen, entzückt das Auge durch wundervolle Milde und Symmetrie; die Ost- oder Jordansseite dagegen mit ihrer Verlassenheit und mit der langen Zeile ihrer hohen traurigen Kalkwände, ihres todten Steingerölles und ihrer zerrissenen Stürze erfüllt das Gemüth des fremden Wanderers

mit der trübsten Melancholie. — Soviel mag dem Leser zum Verständniß der äußeren Umrisse des Palästinischen Hochlandrückens genügen. Nun wäre auch noch von der Oberfläche und von der innern Gestaltung dieses Hochlandrückens Einiges anzumerken, was schon bedeutenderen Schwierigkeiten unterliegt. Man kann ja nicht wissen, ob es schon ein faßliches Bild gewährt, wenn man dem Leser sagt: diese Oberfläche des Palästinischen Landrückens sei uneben, sei felsig, ja gebirgig und tief eingefurcht, sei nach allen Seiten von Thalungen durchschnitten, deren Anfänge nicht etwa gleichmäßig links und rechts von dem obenbezeichneten, das Land von Nord nach Süd durchziehenden Hauptknochengrate auslaufen, sondern die vielmehr in abenteuerlichem Gewirre in einander verschoben und verschlungen sind und westlich auf die weite Grünebene Saron, östlich in die enge, ausgebrannte und baumlose Jordansaue münden, im Innern aber bald kleine Hochflächen, bald schluchtige und schattenvolle Tiefrisse, bald auige Niederungen und geschlossene Hügelmulden der lieblichsten Form bilden. Aber vielleicht ist das Alles zum Verständniß noch lange nicht genug. Wir wollen deswegen ein anderes Bild versuchen. Denkt man sich das Brausen eines fluthenaufschwellenden Meersturms plötzlich in seinem Zorn verstummt und das wogende Wellenlabyrinth mit seinen Höhen und Tiefen, seinen Langzügen und Rundungen wie durch Zauberschlag in vollem Schwung versteinert, so wäre es vielleicht der gelungenste Schattenriß des jüdischen Hügellandes. Nur Eines haben wir bisher verschwiegen und haben in weiser Oekonomie den Leser auf der Meinung belassen, dieses nun sattsam gezeichnete und so ungleich geschwellte Palästina-Hügelland streiche vom Fuße des Antilibanon in ununterbrochener Strömung und gleichsam wie ein versteinerter Wellensund der ganzen Länge nach bis in die sinaitische Wüste hinab. Das ist nun nicht so; es findet eine

Unterbrechung statt. Ein Querspalt, von der Strandfläche im Westen bis zur dürren Jordansaue im Osten mitten durch das Bergland brechend, reißt dieses Hügelland, diesen Gebirgsrücken in zwei ungleiche, von einander vollkommen getrennte, für sich bestehende Hälften auseinander. Die kleinere nördliche dieser Hälften, wohin Nazareth, der Taborkegel und die weiland liederlichen Städte am See Genesareth gehören, heißt bei den Abendländern noch heute Galiläa und fällt zwischen benannten Querspalt und den Antilibanon hinein. Die größere südliche Hälfte aber ist das eigentliche Judäa mit dem Gebirge Ephraim und den beiden Hauptstädten Samaria und Jerusalem. Denke sich aber der Leser unter diesem Querspalt etwa nicht einen wild und schluchtig von hohen Bergen eingeengten Tiefriß, wie z. B. das Tempethal in Thessalien oder wie den wilden Kuntersweg in Tirol. Der Querspalt ist eine flache, fette, durch Grundquellen reichlich getränkte, nur zu Anfang und zu Ende durch tiefe Paßengen geschlossene, in der Mitte aber wenigstens vier Reitstunden breite, fluthig, lieblich und niedrig eingerahmte Feldebene, die an Fruchtbarkeit mit der Anemonen-Aue Saron buhlt, wo nicht gar an Fülle und Segen sie noch übertrifft. Im Alten Bunde war es das vielgepriesene Thal Jesreel, bei den Spätern ist es „Feld Esdrelon", war aber für Krieg und tummelnde Reiterschaaren von jeher ebenso geeignet und erwünscht, wie für das Sichelspiel des Schnitters und das stille Glück des Idyllenlebens.

Um sich aus diesen Umrissen ein leidliches Schattenbild des ganzen Heiligen Landes vorzumalen, genügt auch eine mäßig erwärmte Phantasie. Galiläa, die kleinere Nordhälfte und gewissermaßen die „Krajina" Palästina's, mit ihrem Taborkegel und ihren grünen Ilexbüschen, sparen wir auf eine spätere Gelegenheit und schweifen mit unserem Blick über das südliche, hochwelliger

aufgeworfene Bergrevier endlich gegen Jerusalem hinauf. Vom Rande der bauchig ausgeschweiften Esdrelon-Ebene, von welcher eben die Rede ging, bis in die Heilige Stadt reitet man über Berg und Thal in etwa zwanzig Stunden Zeit, und wer immer liebliche Hügelformen, schöne Halden und reizende Mulden sehen will, der komme in diese Gegend des alten Judenlandes und er wird noch heute die Thränen und das sehnsuchtsvolle Heimweh der exilirten Zitherspieler „an den Weidenbächen Babylons" begreifen. Und sind auch heute die dunkeln Wälder mit ihrer Schattenkühle bis auf kümmerliche Reste weggefegt, ist auch der Quellenreichthum meistens ausgetrocknet, die Grasmatte versengt und an vielen Stellen selbst die Fruchterde mit Fett und Pflanzenkeim durch den Wettersturm weggeschwemmt, und tritt auch in langen Zügen das verdorrte Gestein, das saft- und nervenlose Knochenwerk des Urbodens zu Tage, so vergesse ich doch selbst mitten im Parteigewühl des gährenden Occidents nie mehr die schattigen Tiefgründe von Sindschel, die Myrten, die Nußbäume, die Oel- und Feigengärten und das traubenvolle Geranke ihrer zauberisch gerundeten Hügel, nie mehr die Baumwipfel der Silo-Höhe, wie sie gewiegt in schwellender Morgenluft den unten vorüberziehenden Fremdling grüßten, nie mehr die reizende Samaria-Kuppe und ihre mattgrünen Tinten; am wenigsten aber dich, Sanir-Mulde, deine Safranblüthe, deine Melancholie und deinen Asphodill. Nirgend ward es mir so deutlich wie hier, daß die Urschöne einer Landschaft ganz zu verwischen Neid, Thorheit und Zerstörungswuth der Menschen selbst im Bunde mit den zürnenden Elementen unvermögend sind. Was und wieviel aber diese finsteren Mächte in vereinter Kraft vermögen, haben sie an Jerusalem und seinem Weichbilde kund gethan. Landschaftsreize, wie sie vom Sänger des Hohenliedes und von den alten Propheten bis Flavius Josephus herab gepriesen werden,

die hainbekränzten Höhen, Lustgärten mit dunkelrother Granatenblüthe, von Buschwerk eingeranktes Rebgelände, unter Laubdickicht versteckte Maierhöfe, frischen Quellensprudel, oder den noch zu König Ezechias Zeiten mitten durch die Heilige Stadt rauschenden perennen Wasserbach sucht natürlich heute Niemand mehr in Jerusalem. Leicht ist es aber dennoch nicht ein treues Sommerbild der Steindürre, der Verlassenheit und Oede dieser einst so wonnevollen Stadt zu malen. Sichem (Nabolus), die schmutzigste — aber zweitgrößte und verhältnißmäßig wohlgebauteste Stadt Palästina's mit ihren hohen Steingebäuden und schiefergrauen Dachkuppeln, liegt in einem quellenreichen, üppig grünen, mit Gärten angefüllten Hochthale, und die luftigen Berggipfel der Nachbarschaft sollen eine Höhe von dritthalbtausend Fuß über dem Wasserspiegel des Mittelmeeres erreichen, nebenher aber doch das Thal-Niveau um kaum achthundert Fuß überbieten, so daß zwei merkwürdige Städte des Erdbodens, Sichem in Palästina und Derwischabad im Bojerlande, verwandt an Frömmigkeit und conservativem Sinn, auch ungefähr von gleicher Bodenerhöhung über dem Mittelmeere sind. Sagt man nun, der luftige, von der Stadt Jerusalem durch eine rasch abfallende enge Tiefschlucht getrennte Höhenzug, den man in Europa den Oelberg nennt, sei gerade ebenso hoch wie die kahlen Berggipfel von Sichem und nur um etwa hundertundfünfzig Fuß höher als die sanftanlaufende, Jerusalem tragende Hügelschwellung Zion, so müßte auch ein zahlenscheuer und mehr nach Unterhaltung als nach trockener Belehrung strebender Leser deutlich genug erkennen, daß die Heilige Stadt beinahe zweitausendundvierhundert Fuß über dem Wasserspiegel des Mittelmeeres liege, und daß man folglich von allen vier Weltgegenden, wie die Schrift sagt, nach Jerusalem „hinaufgehen" müsse. Aber in einer Landschaftsschilderung viel von Algebra und Pariser Fuß zu reden, wäre ohne Frost

und ohne tödtliche Langeweile der meisten Leser gerade jetzt nicht möglich, wo das deutsche Publicum in täglichen Berichten ebenso geistreich als pikant über den neuen Bundestag unterhalten wird. Diese dürren Stellen ganz zu umgehen, wäre jedoch auch nicht räthlich; aber so schnell als möglich darüber wegzueilen ist unsere Pflicht, und wir fügen vorläufig nur noch die Warnung bei, ja etwa nicht zu glauben, das Hochterrain, auf welchem Jerusalem steht, falle gleich außerhalb der Ringmauer schon nach allen vier Weltgegenden rasch und steil in die Tiefe hinab. Diese Vorstellung wäre nur nach drei Seiten hin (östlich, westlich und südlich) die richtige; denn Jerusalem — das ist das Hauptmerkmal — liegt wie auf einem flächig und breit von der Nordseite herabfließenden, links und rechts durch Schluchten eingeengten, südlich aber in rascher Terrainsenkung tief abfallenden Promontorium, das aber in seinem Innern, wie es der Leser gern denken möchte, doch keine zusammenhängende und flächige Einheit bildet, sondern gleich am nördlichen Eingange der Stadt selbst wieder in zwei parallel laufende, durch die nur matt eingedrückte Thalmulde „Tyropöon" getrennte Höhenzüge auseinander geht. Der westlichere dieser beiden, wie gesagt, erst in der Stadt selbst auftauchenden Höhenzüge ist der schön gewölbte und breitleibig hingestreckte eigentliche alte Zion; der östlichere dagegen ist dem Doppelhöcker eines baktrischen Lastkameles gleich und wird von den Europäern mit den beiden alten Benennungen Bezetha und Moriah belegt. Der Moriahhöcker, als der südlichere unmittelbar über der Tiefschlucht hängend und von unten herauf besehen gleichsam in der Luft schwebend, trägt noch heute das furchtbare Quadratgemäuer der von Cypressen, Oelbäumen und Celtis Australis dünnbeschatteten Salomonischen Tempelfläche mit dem Prachtbau der Omar-Moschee und ihrer lasur- und goldstrahlenden Herrlichkeit. Denkt sich der Leser

nun im Geiste oder lieber mit der Bleifeder in der Hand diese beiden Stadthöhenzüge, Zion und Bezetha-Moriah, sammt der Mulde dazwischen mit Gebäuden überdeckt, von den Außenschluchten des Promontoriums dagegen die westliche — Hinnom genannt — verhältnißmäßig sanft und flach ablaufend, die östliche — das Thal Josaphat — steil, wild und tief eingebrochen, beide aber dicht unter der hohen Südfronte des Promontoriums in einander rinnend und dann nach kurzer Gartenlust als grausenvolle Wildbachschlucht in öden Steilwindungen zum Felsenkloster St. Saba und von dort durch noch traurigere Steinthäler, im Ganzen wohl neun Stunden, fort zum Todten Meer hinabstürzend, so hätte er gewissermaßen die ersten und nothwendigsten Striche eines Lichtbildes vom heutigen Jerusalem.

Terrainschilderungen, glaubt es nur, sind unter allen Dingen das schwierigste und zugleich das undankbarste, was man mit der Feder unternehmen kann. Wir fühlen es vielleicht eindringlicher als der Leser selbst, der an der Trockenheit solcher Stellen flüchtig vorübereilen kann. Ist aber irgend Jemand bei reger Wißbegier doch so arm an Phantasie, daß er sich mit Hülfe all des oben Gesagten noch keine Vorstellung von Jerusalem machen kann, so bleibt ihm nichts übrig als den Wanderstab zu ergreifen, um an Ort und Stelle selbst des Seelenheiles wegen sein topographisches Studium zu vollenden. Der Eindruck, wenn man vom Todten Meer und von St. Saba heraufreitend plötzlich aus der tief eingerahmten Engschlucht hinaufblickt und hoch oben über den Steilrand von Zion und Moriah einsam und fahl im hellen Morgenschein ein Segment der Mauerzinnen von Jerusalem vorüberstreichen sieht, ist von unbeschreiblicher Feierlichkeit und Melancholie. Manchen Leser, besonders aus dem gottesfürchtigen Tirol, könnte es aber leicht verdrießen, wenn Jemand sagt, das Thal Josaphat, wo doch am Ende der Zeiten

so Großes geschehen und das ganze menschliche Geschlecht leibhaftig zusammenkommen soll, sei höchstens eine Viertelstunde lang, sei eigentlich nichts als ein wilder Riß, eine Tiefschlucht, zwischen dem doppelhöckerigen Langzug Bezetha-Moriah und dem Oelberge so schmal eingekeilt, daß sie länger fort kaum für ein trockenes Wildbachbett und für einen Wanderpfad Raum gewährt. Vom Stadtthore herab bis zur Josaphat-Thalsohle, wo sie das Grab der Maria zeigen, sind es im geflügelten Schritt freilich nur etwa fünf Minuten Zeit; dagegen braucht man wohl mehr als das Dreifache, um auf der anderen Seite, an Gethsemane vorüber, langsam aufsteigend den Kamm des Oelbergs zu erreichen. Im Grunde genommen aber ist selbst dieser vielgepriesene Oelberg mit seinen drei Kammhügelschwellungen auch nur ein mit dem stadttragenden Promontorium gleichzeitig und parallel von der vielbesprochenen Nordfläche auslaufender, die Zionshöhe um weniger als zweihundert Fuß überragender Langzug, der sich nach dem natürlichen Bodengestaltungsplan offenbar als äußerster Grabenwall um ganz Jerusalem kerben sollte, aber gerade der Tempel-Area gegenüber mit seiner wundervollen und breitangehäuften Rundkuppe rasch in eine liebliche Einsattelung niederstürzt und den Reitweg aus dem Thale Josaphat gen Bethania und Jericho offen legt. Der Oelberg, wenn die Eingebornen Sinn für Freude hätten, wäre noch heute die Lustpartie von Jerusalem, wie er es in weit höherem Maße ohne Zweifel auch schon im Alterthum gewesen ist. Bäume und Schatten mit dem fetten weichen Grase der früheren Zeit findest du freilich nicht mehr und der Kidronbach unten in der Josaphatschlucht ist schon lange ausgetrocknet; aber allen Verwüstungen zum Trotz ist die Oberfläche des Oelbergs beinahe überall noch mit Fruchterde überdeckt und ergetzen sogar einzelne Gruppen von Oel- und Feigenbäumen mit strauchartig wuchernden Weinreben, besonders auf

der Ostseite, den müden Blick. Mancher Leser erinnert sich noch des langen Hochpfades mit der wundervollen Aussicht im heiligen Athoswalde. Ebenso streicht, wenn der Vergleich zulässig ist, von der vielbesagten Nordfläche ausgehend bis zum Dorf auf der großen Kuppe der ganzen Länge nach ein Reitweg über den Oelberg-Kamm, und auf diesem Reitwege sieht der Wanderer jenseits der Josaphat-Schlucht in ihrer vollen Ausdehnung mit all ihren Kuppeln, Zinnen und Ruinen die sich gegen den Oelberg abdachende Heilige Stadt im schönsten Licht, während ihm auf der anderen Seite tief unten von seiner ausgebrannten menschenleere Aue der Jordan mit einem Segment des Todten Meeres entgegenblitzt. Hier ist das schönste Panorama, und nur wenige Tage des Aufenthalts vergingen, ohne daß ich angefächelt von lauen Lüften über diese Höhe wandelte und in reichen Zügen die Herrlichkeit der wundervollen Scenerie genoß. Welche Pracht des alten Jerusalems von diesem Puncte aus besehen! Hier weinte Er über die Hartnäckige und über ihr kommendes Geschick. Und wahrhaft, noch heute möchte man Thränen vergießen, wenn man für Greuel und Ruinen noch Thränen hätte. Must I not die, „muß ich nicht sterben" dachte ich mitten im Freudentaumel bei mir selbst und stieg traurig zum verlassenen Gemäuer herab, auf welchem neulich Meister Halbreiter seine Fernsicht von Jerusalem gezeichnet hat. Gerade in dieser Gegend der Oelberghalde war, als Titus Jerusalem belagerte, die berühmte zehnte Legion aufgestellt. Bedenkt man, daß diese erprobten Veteranen bei einem Ausfalle der nur mit Panzer und Schwert bewaffneten, aber wuthentbrannt vom Thale Josaphat heraufstürmenden jüdischen Kriegerschaar trotz ihrer Disciplin und ihrer vortheilhaften Stellung im Handgemenge überwältigt, aus ihrem Lager hinausgeschlagen und bergaufwärts in so wilde Flucht getrieben wurden, daß der Imperator selbst mit

der prätorianischen Cohorte herbeieilen und den Sturm hemmen mußte, so werden die Feinde und Verräther Israels vielleicht ob ihrer Ungerechtigkeit einige Beschämung fühlen und das soldatische Geschick, den Heldenmuth und die todverachtende Kühnheit des jüdischen Volkes besser würdigen lernen. „Diese Leute wollen sterben," riefen die Centurionen und wichen entsetzt vor den Rasenden zurück. Eben weil sich die Stadt ostwärts gegen den Oelberg neigt, ist ihr Anblick von Westen her für den von Jafa heraufreitenden Fremdling unvortheilhaft und ohne Reiz. Man sieht nur die am öden Hinnomsrand hinstreichende Festungsmauer und weiß nicht, was hinter ihr verborgen ist. Dagegen braucht es nach allem was man bisher gesagt, keine lange Erklärung, um zu begreifen, daß eine Erweiterung der Stadt über den ursprünglichen Zionsplan hinaus nur gegen die vielbenannte Nordfläche hin denkbar ist, daß aber auch der Feind jedesmal nur von dieser Seite her Jerusalem bedrohen kann, und daß folglich auch die Vertheidigungswerke ihre meiste Stärke nach dieser Richtung hin zu entfalten haben. Ebenso wird, wenn man sich Jerusalem in seiner Vollpracht zur Zeit des Königs Herodes denkt, das Gedränge, der Markt, der Luxus, die Gartenlust, überhaupt der Brennpunct des bürgerlichen Verkehrs und des städtischen Lebens vorzüglich auf dieser Fläche zu suchen sein. Wir sagen dieses nicht umsonst und es wird sich in der Folge zeigen, wie viel diese Bemerkung eigentlich zu bedeuten hat.

IV.

Daß der Busch, die Staude, das Strauchwerk, sogenanntes Kurz- oder Unterholz mit seinem Immergrün, seiner Laub- und Schattenfülle im Allgemeinen wesentlicher Schmuck jeder Landschaft sind, insbesondere aber den Wäldern in Kolchis, auf Hagion-Oros und am Bosporus vorzüglich ihren Zauber leihen, ist anerkannt. Mastixstrauch und Arbutus Andrachne mit der korallenrothen Sammetrinde lassen selbst die Magerkeit eines attischen Bodens vergessen; und träufelt nicht schon gemeines Gestrüppe, der Weißdorn, die Hagebutte, der Brombeerstrauch, der Erlbusch, die Haselstaude, der Maßholder, der Hartriegel, das Viburnum Lantana im Frühlingshauche lauer Zephyrlüfte selbst auf Derwischabadflächen noch einige Thauperlen der Lieblichkeit herab? Wie traurig muß es doch um Jerusalem sein, wenn von laubigem Gebüsche, von Strauch und Unterholz stundenweit beinahe die letzte Spur verschwunden ist!

Diese hierosolymitanische Oede schien um so trostloser, da eben während unserer letzten Morgenlandstour im Verhängnißjahre 1847 der Himmel den weiten Länderstrich von Trapezunt bis zum Sinai mit seinem Zorne schlug und namentlich über Palästina durch volle acht Monat, von Ende März bis Anfang December, keine Wolke hing, kein Regen fiel, während im „Sitze der irdischen Glückseligkeit", im wohlverwahrten Stambul, die Wolkenschleußen schon im August ihr labendes Spiel begannen

und den „zweiten Frühling“ brachten. Um dieselbe Zeit waren Luft und Immergrün, wir sahen es ja im Vorübereilen, sogar in der Komnenenstadt dahin, und in Palästina selbst erinnerten abgesengte Höhen, todte Bäume, ausgetrocknete Brunnen, Brandrisse im Fettboden von Esdrelon, bei einer dem Nordländer noch im November lästigen Tagesglut, nur zu lebhaft an Phaethon und seine verderbliche Sonnenfahrt,

corripitur flammis ut quaeque altissima tellus,
fissaque agit rimas et succis aret ademptis.

„Warum denn Allah dieses Jahr gar nicht mehr regnen lasse,“ fragten den Fremdling gleich am andern Tage nach seiner Niederlassung im Hause Meschullam die bekümmerten Fellahweiber des Oelbergdorfes. Wahr ist es freilich, und schon der Chiote Salvator hat es irgendwo in seinem Buche angemerkt, daß außer der Regenzeit eine unglaubliche Fülle Lichtes auf Jerusalem niederströmt. Das tiefe Prachtblau des Zionhimmels — wir bitten Ernst Förster um Vergebung — kennt selbst Italien nicht. Wer nur vom traurigen Deutschland, von seinen braunen Mooren und von seinem dichten Nebel weiß, mag es kaum glauben, daß die Luft um Jerusalem durch ihre Dünne, ihre Durchsichtigkeit und ihre Helle in ungewöhnlichem Maße selbst die Entfernungen aufzuheben scheint. So nahe liegen, wenn man vom Kamm des Oelbergs hinunter sieht, der Jordan und das Todte Meer, daß man über Hügel, Steingeröll und Stürze kühn hinunterlangend die eine Hand in die salzgeschwängerte Fluth von Sodom tauchen, mit der andern aber ein Tamariskenrohr am grüngesäumten Jordansufer brechen möchte; und doch mag die Entfernung der beiden genannten Puncte von Jerusalem in gerader Linie wenigstens drei deutsche Meilen oder 36,000 Schritte sein. Doch die Sättigung verfolgt den Menschen überall, und ich fürchte, kein Genuß, kein Glück, keine

Freude, von welcher Natur sie immer sei, vermöchte das menschliche Gemüth vom größten Feinde aller Seligkeit, der Langenweile und dem Ueberdruß zu schirmen. „Alles ist mir gelungen, den höchsten Gipfel irdischer Größe habe ich erstiegen," sagte Septimius Severus, „und doch bin ich mißvergnügt." *) Ermüdet uns am Ende nicht selbst das Schöne, und kann der Mensch anders als im Sturm und Wechsel glücklich sein?

Der 28. November endlich störte die eintönige und stille Klarheit der hierosolymitanischen Sommerluft. Das erste Mal seit dem Frühlingsschauer brauste nach Mitternacht der Sturmwind über Jerusalem und zog nach kurzem Sonnenmorgen als Vorbote der langersehnten Herbstfluthen graues Gewölke vom Mittelmeer quer über Palästina gegen die transjordanische Wüste hin. Doch der erste Gruß war nur flüchtig, und nach unergiebigem lauem Regenstreif brannte die Mittagssonne noch drückender als am vorigen Tage auf die mehr aufgeregte als gesättigte Pflanzenwelt herab. Noch fünf volle Tage neckte uns Allah und reizte bald durch einige Wassertropfen in heißer Glut, bald durch flüchtige Wolkenzüge und scharfe Lüfte, bald durch windiges Abendgrau und leeres Sausen unsere Ungeduld. Reichlich, stark und nachhaltig regnete es erst am 3. December und der 6. desselben Monats war für Palästina nach langer schwerer Prüfung ein Tag des Segens, der Belohnung in der wonnevollsten Seligkeit. Trübe, stürmisch und traurig brach der Morgen dieses Tages an und nicht mehr als + 12° zeigte der Wärmemesser um acht Uhr früh. Regenluft und Sonne stritten aber noch bis drei Uhr Nachmittag, wo es auf einmal mit Windesbraut und Wolkeneile finster vom Meer herüberzog und ohne Rast in vollen Güssen auf Jerusalem niederrauschte.

*) Omnia fui, nihil expedit.

Wie sich im Hofraum vor der Zimmerthür die offenen Behälter füllten! Wie es durch die Innerröhren von den glatten Dachterrassen in die bauchige Cisterne sprudelt und mit Sturmeshauch westlich an die Fenster rasselt, ohne Ermüdung, ohne Pause bis Mitternacht! Das Wonnegefühl, wie es während dieser himmlischen Bescherung durch die Adern strömte, drückt sich nicht in Worten aus, und nur wer selbst unter den sengenden Gluten des morgenländischen Sonnenhimmels geschmachtet und die Last seiner Monotonie empfunden hat, kann ohne Aergerniß vom Seligkeitsrausch solcher Scenen hören. Trocken, warm, gutgekleidet und wohlgenährt saß ich allein in der heimischen Stube bei Büchern, Plänen und Papier und neben der Lampe stand als Labsal für die Tagesmühe der warme Grog, während es draußen prasselnd und sausend in nächtlichem Dunkel über Jerusalem vorüberging. Der Schlummer hatte in diesem Augenblick physischer Aufregung keine Macht, und doch wußte ich zu jener Frist noch nicht wie die Sache in Europa stand, und daß inzwischen bereits im Uechtlande und an der Brücke von Gislikon das Licht siegreich gegen die Finsterniß gestritten hatte.

Die Fülle des Regens in jener Nacht war so dicht und so reichlich, daß der vorgenannte, hoch- und viereckig aufgemauerte offene Behälter an der Außenwand des Zimmers am andern Morgen überrann und im geräumigen Ziehbrunnen, dem eigentlichen Flüssigkeitsmagazin für das ganze Haus und für das ganze Jahr, zur Freude Aller, die es sahen, der wohlthätige Segen auf eine bedeutende Höhe heraufgestiegen war. Am Himmel hing aber nach jener Regennacht noch finsteres Gewölke in dichten Lagen, und die spät an demselben Tage von Neuem niederrauschende Wasserfluth sagte klar genug, daß in der Redeweise des dankbaren Morgenländers die „Barmherzigkeit“ noch

nicht zu Ende war. Um aber nun auch die Jordansaue, das Todte Meer, das Gebirge Moab, die Steinwüste und das quadranguläre Jerusalem selbst im grauen Wolkenüberhang zu sehen, ging ich während der Regenpause im Laufe desselben Tages voll neugierigen Verlangens auf den Oelbergkamm hinauf. Die Scene war völlig neu und wie im bunten Kaleidoskop hatte sich Licht- und Farbenspiel der Landschaft, besonders in der nächsten Umgebung der Stadt, vollständig umgewandelt. Es war wie ein plötzliches Erwachen der Natur aus langem Schlaf und überall drängte sich der grüne Frühlingsschmuck mit Kraft aus dem Schooße der Erde hervor. Besonders heiter und lustig anzusehen in ihrem Smaragdgrün waren der frische Rasen und und die sichtlich sprossende junge Saat auf den außer der Ringmauer liegenden Halden des Zionberges, auf den Höhen oberhalb der Siloambrunnen und auf den sanft auseinander fallenden Nordflügeln der wenige Tage früher noch so dürren Kidronsschlucht. Selbst der Reichthum an Oelbäumen war in der genannten Gegend des Thales scheinbar angewachsen; der Regen hatte ja die vertrocknete Rinde gelabt und vom mattgrünen Laubwerk den Sommerstaub weggespült.

Und doch war es nur das erste Aufflimmern der Natur und ihrer frischen Zeugungskraft! Am dritten Tage nach der Segensfluth war schon keine Wolke mehr am tiefblauen, reingefegten Firmament, und die Sonnenscheibe hing wieder in voller Pracht über dem grüngeschmückten Jerusalem. Erst der 9. December — das Vorgefühl verrieth es schon im Morgengrau — sollte der eigentliche Tag des Glückes und der belohnenden Freude sein. Im frischen Hauch der Morgenluft und überströmend von Wonnegefühl ging ich zum nahen Damaskusthor hinaus, rechts an der nördlichen Stadtmauer fort, dann links über die mit Saaten, Weinreben und fruchtbeladenen Oel-

bäumen reichbepflanzten Abhänge zur Sohle der hier noch flachmuldigen Kidronsschlucht hinab und auf der andern Seite den gewohnten Pfad hinauf zum Lusttheater auf dem langen Oelbergkamm.

Wer nur nach Gold und Ehren dürstet oder gemüthlos, kalt und stumpf die Reize der Natur verachtet, wird freilich über solchen Schwindel lachen; wer aber, wie es jetzt häufig geschieht, jedes freudige Entzücken als sündhaft und jede naturfröhliche Regung des Herzens als Beleidigung Gottes ersticken will, den müßte es vollends empören, wenn man in noch leidenschaftlicheren Ergüssen als früher über die wiederaufgefrischte Landschaftspracht von Jerusalem reden wollte. Nie war aber das Grün so warm, die Luft so durchsichtig, das Blut im Körper so leicht und niemals, weder vor noch nachher, habe ich ein Lichtmeer gesehen, wie es an diesem Tage in diamantenem Wellenspiel über dem Todten Meere, über Transjordanien und über Edom wogte. Selbst die Steinwüste gegen Moab hin hatte ihren Hochzeitschmuck angethan. Mehr wollen wir schon aus Furcht vor Aergerniß nicht sagen, und frostige Leser mögen sich mit dem Geständniß begnügen, daß Einer noch jetzt in bedrängten Augenblicken vom Reichthum und vom seligen Schwindel jenes Tages zehrt. So lieblich hatten der Höhenzug und die drei Gipfelkuppeln des Oelbergs mit ihren zahmen Einsattelungen noch nie geschienen; ein Spiegelbild im größten Styl und — was sonderbar — mit je hundert Schritten der Fortbewegung regelmäßig ein neues Zauberbild! Das schönste wohl auf der mittleren Schwellung, wo unter Rebgelände, umgeben von Feigen-, Granaten- und Oelbäumen, die wettergelben Trümmer der Himmelfahrtskirche liegen und wilder Safran mit der brennendgelben Blüthenkrone des Leontodon Taraxacum einsam zwischen dem Gesteine winkt. Ueber vier Stunden lang ward

an dieser Freudenstätte meditirt, gewandelt und geschwelgt, und erst in der Einsamkeit und Stille der Mittagsstunde im Vollgefühl des seligsten Friedens und von fremder Neugier unbelästigt, außerhalb des Dorfes über die raschabstürzende dritte Hügelkuppe auf den Sattelweg von Bethania hinabgestiegen. Wie man dort in straffer Wegkrümmung gegen die Kidronsschlucht (Thal Josaphat) heraustritt, überrascht den Blick des Wanderers auf einmal, wie ein magisches Ungethüm, hoch über der jenseitigen Thalwand hängend der Tempelberg mit dem fahlen Gestein seiner riesigen Unterlage, mit dem Lasur seiner bleigedeckten Kuppel und mit dem blauen Firmament im Hintergrund. Um die Magie der Scene zu vollenden schweben links vom Tempelberg der Zion, rechts der Bezethahügel, beide durch Lichtsunde vom Mittelbau getrennt, wie zwei Seitennebelbilder in der Luft. Der Herodestempel mit seinen gigantischen Säulengängen und Terrassen auf schwindelnder Höhe aufgethürmt, mußte von diesem Puncte aus besehen, von unglaublicher Wirkung sein. Rauschte auch damals wenigstens in der Regenzeit der Kidronbach sprudelnd und lustig die tiefe Schlucht herunter, so ist doch heute Alles verschwunden, oben die stolzen Tempelterrassen und die quadrangulären Säulengänge, unten der Thalschatten und der plätschernde Regenbach.

Die Oede mit dem alten Riesengemäuer und dem niedlichen Saracenenbau darüber ist allein geblieben. Und so unwiederbringlich, scheint es, sind die Adern des Wildbachs Kidron abgestorben, und so durstig war zugleich der Boden von der langen Sommerglut, daß selbst die furchtbaren Güsse der letzten Tage auch noch nicht die leiseste Spur rinnender Feuchtigkeit in der Engschlucht zurückgelassen haben. Die Pflanze, die Erde, die verborgenen und offenen Cisternen, Wasserlager und Canäle der Stadt und Umgegend hatten alles aufgetrunken, was der

Himmel in seiner Milde gespendet hatte. Während einer Reihe von Jahren, sagte uns ein europäischer Bewohner der Heiligen Stadt, habe er weder zur Winterzeit, noch im Frühling, noch im Herbst Wasser im ausgetrockneten Kidronbett gesehen, obgleich im März 1846 mehrere Stunden lang sogar Schnee auf dem Oelberge lag und in den von Jerusalem entfernteren Thälern zur Zeit der Frühlingsregen und Schneeschmelze nicht selten tiefe und reißende Gießbachfluten den Wanderer bedrohen und den Verkehr der Landschaft unterbrechen. Nur der Heiligen Stadt — sei es Zorn des Himmels oder List und Bosheit der Menschen — ist das erquickende Labsal vorüberrauschenden Wellenspiels versagt!

Aber wie ist es etwa unter solchen Umständen mit der hierosolymitanischen Pflanzenwelt bestellt? Welche Bäume, welche Kräuter — von Sträuchern und lieblichem Unterholz ist ohnehin keine Rede — nährt das steinige, wasserarme Land? Einheimisch und auf freiem Felde in hinlänglicher Menge zu sehen ist von den größeren Bäumen um Jerusalem eigentlich nur der Oelbaum. Die schönste und zahlreichste Gruppe dieses melancholischen, aber langlebenden und höchst wohlthätigen Fruchtbaumes deckt gleich außerhalb des Damascusthores mit seinem düstern Grün die ganze Fläche, wo in den letzten Zeiten des jüdischen Staates die Neustadt mit der Agrippamauer und den äußeren Festungswerken stand. In bedeutender Menge und zuweilen, wie etwa im Garten Gethsemane, sogar Exemplare von nicht gewöhnlicher Schönheit und Fülle, findet man ihn natürlich auch noch auf beiden Oelberghalden, sowie am muldigen Nordanfange und am südlichen Ende der Kidronsschlucht. Der Feigenbaum dagegen, der Aprikosen-, Mandel- und Pfirsichbaum mit der Azarolmispel zeigen sich, außer den Gärten, überall nur dünn gesäet und meistens krüppelhaft, eigentlich nur auf dem

Oelbergkamme bei der zweiten und dritten Hügelschwellung, wo, wenn wir nicht irren, auch einige Granatäpfelbäume zu sehen sind. In den künstlich gepflegten Gärten innerhalb der Stadt, besonders im armenischen Klosterparadies auf Zion, gedeihen diese Bäume freilich vollkommener und schöner als in den leichter zugänglichen Pferchen außerhalb, wo es nicht selten an der nöthigen Sorge und Feuchtigkeit gebricht. Die Cypresse ist nur noch innerhalb der Stadtmauer, vorzüglich bei der Omarmoschee und im Klostergarten der Armenier übrig geblieben, der Zürgelbaum aber (Celtis australis), außer den wenigen Exemplaren um besagte Moschee, aus Jerusalem völlig verschwunden. Ob die Eingebornen das strauchartige Gartengewächs Rhamnus Spina Christi botanisch richtig mit Dum bezeichnen, mögen Gelehrtere untersuchen. Die Traube, noch heute wie in den Tagen Josua's das gepriesenste Labsal in der Palästinaglut, heißt in Jerusalem wie überall, wo man arabisch spricht, Eneb, die Rebe selbst Dalia, der ganze Weinberg Kerm (pl. Kürum), und für die gemeine Artischoke, sowie für die sogenannte Stachelartischoke haben die Gärtner von Siloam einen und denselben aus dem Italienischen geborgten Namen Charschuf; der Mohnstängel dagegen wird Chaschchasch, die Malve aber, wenn wir gut gehört und richtig aufgeschrieben haben, Chubbeïs genannt. Unter den gewöhnlichen, auch in unserm Klima bekannten Gemüsearten hat man theils in lebendigem Boden bei Siloam, theils auf dem Markt in der Stadt folgende bemerkt: Spinat (Sepanach und auch Espanadsch); Salat (Chas); Petersilie (Baghdunis); zwei Arten Bohnen (Ful und Lubija); Rettich (Fidschl), Rübe (Lift), Zwiebel (Besel), Schwarzwurzel und Blumenkohl (Többe und Karnebit). Von den übrigen Feldkräutern finden sich in der nächsten Umgebung von Jerusalem, vorzugsweise auf dem Oelberge, im Thale Josaphat, um Siloam,

am Brunnen Rogel und auf der Grabhalde der Hinnomsschlucht am häufigsten die Kamille (Babunedsch), der Wegerich (Lisan el-dschedi, d. i. Böckleinszunge), der Thymian (Zathar), die Minze (Naanah), der Salbei (Merjemiah), das Süßholz (Sus), der Hyssop (Zofa), der Gamander-Ehrenpreis (Belut el-erz), die gemeine Nessel (Huraikh); der Hundszahn (Audschil); die Steinraute, in Europa auch Capillus Veneris, in Jerusalem aber Brunnencoriander (Kusbarah el-Bir) genannt; das düstere Marrubium (Frasjun), der Wermuth (Schibbet el-Scheich), der Rosmarin, das sogenannte Mauer- oder Peterskraut (Haschischet el-rihh) und endlich ein Dornstrauch mit Buchsblättern und wohl fünf Fuß langen Ruthen, welchen Strauch die Botaniker Lycium Europaeum, Buchsdorn (Pyxacantha), die Eingeborenen von Jerusalem aber Ausadsch nennen, und den wir schon auf unsern frühern Wanderungen besonders häufig in der Gegend von Myra in Lycien gesehen haben. — Wurzeln und Zweige dieses Busches pflegt man in Jerusalem zu stoßen und den ausgepreßten Saft als Medicin zu benutzen. Früher, wie z. B. im Mittelalter, hat der Buchsdorn von Jerusalem eine viel bedeutendere Rolle gespielt und weit größeren Nutzen eingebracht als jetzt. Die Dornenkrone des Heilands, meinte man, und Viele sind dieser Meinung auch heute noch, sei aus diesem Busch geflochten worden. Und wie nachher dieser göttliche Pyxakanthenkranz mit den übrigen Welterlösungsinstrumenten in das geheiligte Staatsärarium nach Byzanz gelangte, daselbst tausend Jahre lang bedeutende Mirakel wirkte und besonders im Kampfe gegen Heiden und Mohammedaner sichtbaren Beistand lieh, ist keinem Leser frommer Byzantiumslegenden unbekannt. Sogar schwere Staatsanlehn in Gold sind während der letzten drangvollen Zeiten des Paläologenreiches gegen Verpfändung dieser unschätzbaren Reliquie aus den Schatzkammern des christlichen

Occidents an den Bosporus gewandert. Und wahrscheinlich würden bei wieder auflebender Gläubigkeit im Abendlande die Sina, die Rothschild, die Hoppe mit den übrigen frommen Geldmännern in London, Berlin und Amsterdam auf dieses Faustpfand hin der apostolischen Finanznoth in Wien und Rom, im Interesse wahrer Gottesfurcht und „Ordnung", mit ihren Millionen noch heute zu Hülfe eilen, hätten durch unerklärliche Zulassung Gottes rebellische Philosophie und Brutalität der Janitscharen nicht schon längst durch Zerstörung des heiligen Depositums dem gläubigen Gewerbe ein Ende gemacht. Nur der griechische Klerus, der es bekanntlich überall pfiffiger und feiner als der lateinische Nebenbuhler treibt, zieht durch Kleinhandel mit Pyrakanthenholz noch einigen Gewinn. Splitter von diesem Strauche werden im griechischen Kloster zu Jerusalem als Reliquien vom ächten heiligen Kreuz noch heute gläubigen Seelen anempfohlen und käuflich abgelassen, und ich habe es selbst beim ersten Besuch in der Heiligen Stadt (1832) gesehen, wie ein von Kopfgicht geplagter Inselgrieche ein fromm und theuer bezahltes Stück dieses Dornstrauches um die Schläfe band und wirklich den Schmerz augenblicklich wie durch Magie vertrieb. Die Sache gab zu reden, die Waare stieg wie billig im Credit und nicht ohne geistlichen Stolz priesen die griechischen Klosterväter die augenfällige Gunst des Himmels und ihr orthodoxes Glück. Wie aber dem ächten Kreuzessplitter zum Trotz das chronische Uebel nach einigen Tagen mit verdoppelter Heftigkeit wiederkam und der Arme sein verlornes Geld bereute, meinten die Väter, und zwar nicht ohne Grund, der junge Mensch habe in der Zwischenzeit vermuthlich irgendwie gesündigt, oder er habe gleich anfangs nicht standhaft genug an die Kraft des heiligen Pyrakanthenholzes geglaubt. Die heiligen Speculanten behielten, wie billig, das Geld und der arme Strati neben der

Sünde seinen Schmerz. Für die lateinischen Christen aber sind Ueberbleibsel vom ächten heiligen Kreuz, das bekanntlich in der unglücklichen Schlacht gegen Saladin (1187) verloren ging, jetzt nur noch in Rom zu finden. Dagegen ist Beschaffung und Handel mit geweihten Rosenkränzen, mit Perlmuschel- und Asphaltgebilden in Jerusalem allen Religionsbekennern gemeinschaftlich, und neben einer Sodaseifenfabrik auch der einzige industrielle Gedanke der Heiligen Stadt. Die Perlmuscheln zum frommen Fabrikat kommen vom Rothen, der Asphalt oder schwarze Pechstein aber vom Todten Meere in die Werkstätten nach Jerusalem. Das Materiale zu den heiligen Rosenkränzen aber liefert die oberägyptische Dumpalme, deren traubenartig wachsende, faustdicke und kieselharte Frucht man in ganzen Kamelladungen aus Kairo nach Jerusalem bringt, sie dort in roth, grün, blau, schwarz und gelb gebeizte Korallen beliebiger Größe verarbeitet, je hundert an Schnüren aneinander reiht und das Ganze mit Grabesduft und Rosenwasser geschwängert in die Christenheit versendet, wo diese Rosenkränze dem glücklichen Besitzer in heftigen Gemüthsbewegungen viel Trost gewähren, von besonders großem Nutzen aber erwiesenermaßen wider revolutionäres Gelüste und wider Anfechtungen des Teufels sind.

Daß unter solchen Umständen von Fortschritt, von Handel und Industrie nach europäischem Sprachgebrauch in Jerusalem keine Rede sei, und daß auch letzthin vom Berge Zion ebenso wenig als von Neapel irgend ein Product menschlichen Kunstfleißes in den Krystallpalast der Themse kommen konnte, braucht man dem Leser nicht erst noch zu sagen.

Doch soll über die geistliche Praxis der Heiligen Stadt und über den Capitalstock, von welchem die verschiedenen Religionsparteien ihre Nahrung ziehen, Kürze halber in einem besondern Fragment verhandelt werden.

Die heiligen Oertlichkeiten in Jeruſalem.

(1852.)

Bis zur Beſiegung des letzten, allgemeinen, großen und verzweiflungsvollen Aufſtandes der jüdiſchen Nation und bis zur völligen Verödung des Landes durch die Imperatoren Titus und Hadrianus bot die Umgegend von Jeruſalem einen von dem gegenwärtigen Zuſtande weſentlich verſchiedenen Anblick dar. Rinnende Bäche, Quellenreichthum, Gärten und Wälder mit ihrer Schattenkühle und ihren ſommerlichen Lüften ſchufen ein luſtiges und lebensvolles Bild ländlicher Glückſeligkeit, von welcher nach ſo vielen Verwüſtungen heute kaum eine Spur zu entdecken iſt und deren völliges Verſchwinden unter dem ehernen Fußtritt der Legionen ſchon Flavius Joſephus nicht ohne Thränen ſehen konnte. Jeruſalem war nicht bloß politiſch-religiöſer Mittelpunct eines zahlreichen, ſtreitbaren, arbeitſamen und gottesfürchtigen Volkes*); es war zugleich große und reiche Handelsſtadt, nahrungſproſſender Sitz der bürgerlichen Gewerbthätigkeit, Heimat der Luxuskünſte und der Ueppigkeit, weil ein friſchrauſchender Canal des indiſchen Welthandels vom Rothen Meere her in die prachtvolle Hauptſtadt des jüdiſchen Volkes rann. Koſtbare Gewürze, Edelſteine und Gold in Maſſe brachten

*) La nation juive de l'époque romaine étoit aussi intelligente et beaucoup plus morale qu'aucun peuple contemporain.
Salvator, Hist. de la Domination Romaine etc. etc. I, 178.

arabische Wüsten-Carawanen in die Stadt, während die benachbarten Seehäfen Askalon, Gaza, Joppe und Akke mit dem Ueberfluß ihrer eigenen Erzeugnisse zugleich die Producte des Abendlandes sandten. Alle diese Herrlichkeiten sind wie durch Zauber weggeblasen. Mit dem indischen Handelsweg, mit der National-Unabhängigkeit und mit der jüdischen Bevölkerung selbst ist auch die Landschaftspracht von Jerusalem verschwunden. Mehr als vier Stunden in der Runde, sagt der Berichterstatter und Augenzeuge Flavius Josephus, hat das römische Belagerungsheer die Landschaft „kahl geschoren", das Baum- und Buschleben überall bis auf die letzte Spur vertilgt und im letzten Act des Trauerspiels nicht bloß alle von Juden bewohnte Ortschaften Palästina's, über tausend an der Zahl, zerstört, sondern in seinem Rachegefühl sogar auch noch die Quellen und die Brunnen verschüttet, um mit der strotzenden Fülle der jüdischen Vegetation auch den ungebändigten Trieb der jüdischen Freiheitsliebe, wo möglich, auf immer zu brechen und auszutilgen.

In welchem Grade das Verwüstungs-Project gelungen und der Tod an die Stelle hierosolymitanischen Pflanzenlebens getreten sei, hat man schon gesagt. Jerusalem, wie es heute ist, in dürre Steinöden traurig hingelegt und dem Weltverkehr völlig entrückt, lebt nach Versiegung aller Quellen der Wohlfahrt und des bürgerlichen Glückes nur noch von der Heiligkeit seines Terrains, vom geistlichen Credit und von den Legenden der Christen wie der Juden und der Mohammedaner. Mit welcher Ehrfurcht insbesondere die Bekenner des Islam über Jerusalem schreiben und sprechen, ist allgemein bekannt. „Die reine, die edle Heilige," „das Haus der Heiligkeit" sind im Orient die landesüblichen Ausdrücke von den höchsten Classen der Gesellschaft bis zu den untersten herab, so oft von Jerusalem die Rede geht. Vom Neide, von der Eifersucht und von der

geistlichen Fehdewuth der verschiedenen, sich gegenseitig unversöhnlich hassenden, aber unglücklicher Weise unter einem und demselben Tempeldache eingeschlossenen christlichen Religionsparteien der Heilig-Grab-Stadt soll hier nicht die Rede sein. Man kennt das Alles in Europa schon lange und bis zum Ueberdruß, man bejammert das Aergerniß, schämt sich der Profanation, weiß aber bis zur Stunde nicht, wie dem Uebel abzuhelfen und der christliche Friede unter den christlichen Glaubensgenossen herzustellen sei. Nur wenn es gelänge, den Gegenstand des feindlichen Haders selbst zu verflüchtigen und beiden Hauptgegnern gleichsam den Boden unter den Füßen wegzuziehen, würden die entzweiten Gemüther deswegen zwar noch nicht versöhnt sich freundlich nähern; es würden aber doch zur Ehre der Christenheit Aergerniß und Fehdewuth in sich selbst zerfallen. Diese Hoffnung ist aber auch vergeblich, weil man die historische Thatsache, daß Christus seiner Lehre wegen in Jerusalem verurtheilt, nach Landesgebrauch öffentlich hingerichtet und begraben wurde, durch keine Kritik beseitigen kann. Das Dogma selbst lassen wir unberührt; aber eine Hinrichtungsstätte und ein Christus-Grab muß man den frommen Männern, welche für die althergebrachte Ueberlieferung streiten, in Jerusalem ohne Widerrede zugestehen. Die Mönche aber sind mit diesem allgemeinen Zugeständniß noch lange nicht zufrieden und sie rühmen sich in Betreff der genannten beiden Oertlichkeiten einer Einzelkunde, die schon im vorigen Jahrhundert hin und wieder Zweifel und Verdacht erregt, heute aber lauten und beharrlichen Widerspruch mit scharfer Kritik hervorgerufen hat. Beide Ansichten haben ihre Vertheidiger gefunden und, wie es in solchen Sachen gemeiniglich geschieht, hat die Mehrzahl der stimmfähigen Literaten aller Länder auch dieses Mal für mittelalterliche Tradition und Legende Partei genommen.

Von den Vorfechtern der Ueberlieferung jedoch kommen hier

mit Umgehung des großen Haufens der Mitredenden vorzugsweise nur die beiden Chorführer Chateaubriand und Williams in Betracht. Dem dichterischen Genie des einen und dem gelahrten Selbstvertrauen des andern wollen wir als ebenbürtige Paladine vor allen andern den verstandesscharfen Robinson und neuerlichst das kritische Talent des Schweizer'schen Arztes Titus Tobler entgegenstellen. Was die beiden erstern im Streite mit poetischem Schwung und mit schroffer Härte bejahen, dasselbe wird von ihren Gegnern ebenso schroff, aber mit einer der besseren Einsicht eigenthümlichen Entschiedenheit nicht bloß geleugnet, es wird sogar als Thorheit und als „frommer Betrug" verdammt. Eine Mittelpartei zwischen beiden Extremen, jedoch mehr zu den Vertheidigern der alten Ueberlieferung hinneigend, suchten der Schotte George Finlay in Athen und der Schweizer Albert Schaffter in Bern zu bilden. Zu einer positiven, nach allen Seiten hin befriedigenden und jede weitere Verhandlung niederschlagenden Entscheidung ward jedoch die Sache weder durch die Befangenheit, ja Verblendung der einen, noch auch durch die kritische Verstandesschärfe und den Widerspruchsgeist der andern Partei bis jetzt gebracht. Die größte Aufmerksamkeit unter allen Literaten, welche in der neuesten Zeit dieses Thema behandelt haben, verdient George Finlay, weil er in die schleppende und ausgangloſe Controverse zuerst eine noch unversuchte Beweismethode hineingebracht und dem Streite in dieser Weise eine zwar nicht entscheidende, aber doch eine neue Wendung gegeben hat. Wie alle Britten, hält auch Hr. Finlay mit hochkirchlicher Strenge an den alten Ueberlieferungen fest, verwirft aber als ungenügend und nicht schlußgerecht sämmtliche bisher von beiden Seiten ins Spiel gebrachten Argumente, um mit Hülfe des kaiserlichen Census an das bisher vergeblich angestrebte Ziel zu kommen. Die Tabellen des römischen Census, meint er, müssen

dem Kaiser Konstantin die Gewißheit verliehen haben, daß der (bei Eusebius genannte) Venus-Tempel auf der mit Schutt bedeckten Grabstelle (bekanntlich ein Privatbesitz des Joseph von Arimathia) errichtet worden sei.

Die statistischen Belege für Nutzung und Besteuerung des Bodens hat man im alten kaiserlichen Rom, wie allgemein bekannt, auf einen Grad der Vollkommenheit und der Schärfe gebracht, wie sie vielleicht kaum die neueste Zeit und ihre Finanzverwaltungen aufzuweisen haben. Diese theils in den Reichs-, theils in den Provinzial-Archiven niedergelegten Censusregister waren so gründlich, daß nach Ulpian im ganzen Orbis Romanus jeder Privatbesitz aufs umständlichste überwacht und eingetragen wurde. Name und Lage des Grundstückes, ob in der Stadt oder auf dem Lande, wie die benachbarten Besitzer heißen, wie viel Jaucherte angesäetes Ackerland, Oelpflanzung, Graswiesen, Weiden und schlagbare Waldung es enthielt, ja selbst die Zahl der Rebstöcke im Weinberg, der Bäume im Oelwalde waren nach ihrem Schätzungspreise eingetragen.

Und weil diese Steuerbeschreibung unter Augustus auch auf Judäa ausgedehnt wurde, glaubt Hr. Finlay auf das sicherste annehmen zu dürfen, „daß auch die Besitzung Josephs von Arimathia mit dem Grabe, in welches der Leib Christi hineingelegt wurde, aufgezeichnet worden und in irgend einem Archiv ihrer Erwähnung geschehen sei. Folglich müsse auch die Lage dieser Besitzung und des Grabes dem neubekehrten Imperator Konstantin genau bekannt gewesen sein. Er brauchte ja nur die hierosolymitanischen Steuerpläne aus dem Reichs-Depôt hervorsuchen und nebenher die amtlichen Register der Colonie Aelia Capitolina nachschlagen zu lassen, um auf die Spur der ächten heiligen Grabesstätte zu kommen."

Diese ganze Finlay'sche Argumentation ist mehr glänzend und

neu als gründlich und beruhigend, einmal weil ihr Voraussetzungen zu Grunde liegen, deren Richtigkeit man mit Recht bezweifeln muß; und dann weil sie, weit entfernt die Hauptfrage genügend zu beantworten, ohne sie auch nur zu berühren, dogmatisch an ihr vorübergeht. Denn angenommen, daß ein solches Weltarchiv in der ewigen Stadt jemals bestanden habe und daß alle im Laufe mehrerer Jahrhunderte erfolgten Privatbesitz-Wechsel und Bodenverwandlungen des ungeheueren Reiches mit Plänen und statistischen Angaben darin verzeichnet waren, wird dem gelehrten Finlay doch nicht Jedermann glauben wollen, daß man nach jedem frischen Decennalcensus auch die abgewürdigten Schätzungen mit der nämlichen Sorgfalt aufbehalten und gehütet habe, wie die neu hergestellten. Selbst dieses noch zugegeben, weiß man doch aus Suetonius und Tacitus, daß im großen Brande unter Nero und im wo möglich noch verderblicheren unter Vespasianus in und außer dem Capitol alles vernichtet wurde, was an Staatsdocumenten und Censustabellen in Rom vorhanden war*).

Nebenher ist noch zu bedenken, daß nach Besiegung des großen Aufstandes durch Titus Vespasianus Grund und Boden von ganz Judäa dem kaiserlichen Fiscus verfiel und (ob mit völliger Ausschließung der alten Besitzer?) an fremde Käufer versteigert wurde, das Terrain von Jerusalem selbst aber, weil mit dem kaiserlichen

*) Unter Vespasianus wurde das Verlorene und Zerstörte nach Kräften wieder hergestellt. Aber von den verbrannten Archivdenkmälern hat man nur dreitausend eherne Tafeln, auf welchen Friedensschlüsse und Staatsverträge mit fremden Nationen eingegraben waren, aus zerstreuten Abschriften wieder ergänzt.

An Erneuerung der verbrannten Censustabellen ward nicht gedacht.

Daß hingegen bei Zerstörung Jerusalems das Provinzialarchiv allein unversehrt geblieben und dem allgemeinen Loose entgangen sei, wird doch auch Niemand glauben wollen.

Bannfluch geschlagen, an die neunzig Jahre unbebaut und öde lag*).

Im Grunde genommen fällt aber die Zwietracht über die Oertlichkeiten der Kreuzigung und der Grablegung des Heilandes den drei Evangelisten Matthäus, Marcus und Johannes, oder vielmehr den gelehrten Deutungen ihrer Ausleger und Analytiker allein zur Last. Nach Angabe der Evangelisten, sagen die Neuerer, wurde der Herr außerhalb des Thores, jedoch nahe an der Stadt gekreuzigt und in das Grab gelegt. Nun aber, fahren sie im Syllogismus fort, liegen die beiden Oertlichkeiten, die man uns heute als Golgatha und Felsengrab bezeichnen will, in geradem Widerspruch mit dem heiligen Text, nicht außerhalb, sondern innerhalb des Thores und — was die Frage noch bedeutend verschlimmert — sogar mitten in der Stadt, deren Ausdehnung und allgemeine Gestalt im Zeitalter Christi man jetzt aufs genaueste anzugeben weiß. Darum, sagen sie zum Schluß, sei die Topographie der heiligen Orte ein Irrthum, und habe man uns und die ganze christliche Welt von St. Konstantin angefangen bis auf den heutigen Tag herab mit dem angeblichen Fund von Golgatha und Heilig-Grab getäuscht. Einwurf und Argument der Zweifler sind aber nicht so leicht zu beseitigen, als man im Interesse des Friedens und der christlichen Verträglichkeit wünschen möchte. Doch muß man die Anstrengung und selbst den warmen Eifer, mit welchem fromme und gelehrte Männer die alte Ueberlieferung zu retten und die Heilig-Grablegende bei den Christen in ungeschmälertem Ansehen zu erhalten suchen, aus Gründen, die wir nicht näher zu berühren brauchen, als vollberechtigt

*) Nur die drei Thürme Hippicus, Phasaël und Mariamne mit einem Theile der westlichen Stadtmauer und natürlich auch mit den nöthigen Baulichkeiten für die Besatzung blieben verschont, alles Uebrige ward auf Befehl des Siegers der Erde gleichgemacht.

anerkennen. Aber wie sollte man es anfangen? Die beiden gefährlichen und höchst lästigen Stellen: „außerhalb des Thores“ und „nahe bei der Stadt“ wären aus dem Texte des Evangeliums selbst durch Dr. David Strauß nicht wegzubringen. Argumente frommer Autorität und kindlicher Gläubigkeit, wie sie dem vierten Jahrhundert genügten, reichen für die Skepsis des neunzehnten Jahrhunderts nicht mehr hin. Und nothgedrungen greift man am Ende freilich auch hier zur allein gültigen Waffe der Wissenschaft, um Schrift und alte Ueberlieferung durch die Behauptung in Einklang zu bringen, daß die im heutigen Jerusalem allerdings von der Stadtmauer eingeschlossenen Oertlichkeiten des Grabes und der Hinrichtungsstätte zu Christi Zeiten nach dem buchstäblichen Sinne der angezogenen Texte wirklich außerhalb des Thores und der Festungsmauer gelegen haben. Man verstehe uns wohl, wo heute die Auferstehungskirche steht, sagen sie, da war im Zeitalter Christi das „ständige Hochgericht“, d. i. die von den menschlichen Wohnungen überall abgelegene und vom Blick der Lebendigen ängstlich gemiedene grausenvolle Stätte, auf welcher die Verurtheilten nach jüdischer Landessitte durch die langsame und qualvolle Strafe der Kreuzigung hingerichtet wurden. Man wird leicht glauben, daß siegreiches Durchfechten einer solchen Thesis nur dann möglich wäre, wenn sich der alte Stadtplan mit der Richtung der von Grund aus zerstörten alten Festungsmauern Jerusalems correct und unbezweifelt in allen Theilen wiederherstellen ließe, und wenn es mit der Vorstellung eines „ständigen Hochgerichts“ in Jerusalem seine Richtigkeit hätte. Nun aber vergesse man nebenher ja nicht, daß Jerusalem vom Zeitpuncte seiner ersten Zerstörung unter Nebukadnezar bis zur Wiederherstellung seiner heute noch bestehenden Mauern durch Sultan Suleiman I. im sechzehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung wenigstens sechsmal ganz demolirt

wurde, und daß namentlich bei Dämpfung des letzten, vieljährigen, großen, verzweiflungsvollen Aufstandes unter Hadrian in der unglücklichen Stadt selbst die von Titus einst verschonten Prachtreste verschwunden sind und eine ganz neue heidnische Schöpfung, Aelia Capitolina, an die Stelle der alten „*Πόλις*“ getreten sei.

Ferner ist zu bedenken, daß man innerhalb der Stadt selbst in jahrelanger Arbeit große Hügel abgetragen, tiefe Thäler aufgeebnet, durch die wiederholten Schuttlagen schluchtige Risse ausgefüllt und an vielen Orten das alte Terrain bis zur völligen Unkenntlichkeit verwandelt hat. Drittens endlich läßt uns die gleichzeitige Beschreibung des Flavius Josephus, schon im Ganzen ungenügend, durch ihre Mangelhaftigkeit gerade in dieser Hauptstelle der alten Topographie von Jerusalem ohne Hülfe, so daß alle Versuche ein in allen Theilen ächtes Bild der dreifachen Festungsmauer der Heiligen Stadt herzustellen nothwendig vergeblich sind. Und doch vergeht bei dem frisch erwachten Wandertrieb der Abendländer selten ein Jahr, ohne daß uns irgend ein Jerusalem-Pilger nach bestem Wissen und Gewissen aus Flavius Josephus beweisen möchte, die zweite Festungsmauer, um die es sich im Geiste der früheren Argumentation eigentlich überall handelt, sei östlich, nicht westlich, wie die Bekämpfer der herkömmlichen Vorstellung sagen, an der Stelle, wo heute die Auferstehungskirche steht, vorbeigestrichen. Also an den zufälligen Umstand, ob eine bis auf die letzte Spur vertilgte Nebenfestungsmauer, deren Richtung in der einzigen gleichzeitigen Geschichtsquelle mit auffallender Nachlässigkeit angedeutet wird, auf einem jetzt bis zur Unkenntlichkeit entstellten, verschütteten und verwandelten Terrain um einige hundert Schritte weiter östlich, oder um einige hundert Schritte weiter westlich gelaufen sei, hat Ungeschick und Parteileidenschaft Sieg oder Niederlage, Wahrheit oder Irrthum in einer für die christliche Welt nicht

gleichgültigen Streitfrage angeknüpft. Denn daß die zweite Festungsmauer Alt-Jerusalems nahe vor oder nahe hinter der gegenwärtigen Heilig-Grabkirche vorüberzog, wird von beiden Parteien übereinstimmend anerkannt. Um so größer ist der Irrthum beider und zugleich die Unmöglichkeit, auf diesem Wege mit irgend einem entscheidenden, alles weitere Hadern durch Evidenz abschneidenden Argumente aufzukommen.

Aus der Terrainbeschreibung, die wir über Jerusalem entworfen, weiß der Leser, daß die Heilige Stadt ursprünglich auf einem schluchtig durchbrochenen, in Ost, West und Süd von Abgründen umgebenen, naturfesten, auf diesen drei Seiten durch eine einfache Mauer schon hinlänglich gesicherten und nur von Norden her leicht und flach zugänglichen Hügelvorgebirge lag. Indessen soll man aber nicht denken, dieses alte, auf drei Seiten schluchtig umrissene und leicht zu schirmende ursprüngliche Stadtterrain von Jerusalem sei deswegen auf der Nordseite ohne Unterbrechung und gleichsam spiegelglatt in die benannte Flachebene von Golgatha hinübergeflossen. Wie der Höhenzug Bezetha-Moriah, war im Grunde auch der mit ebengenanntem parallel streichende lange Zionshügel in seiner Anlage doppelhöckerig, und eine schwachmuldige Einsenkung, vom Jafathor quer gegen das Tyropöonthal hinabstreichend, ist nach so vielen Verwandlungen der Oertlichkeiten noch heute klar zu unterscheiden, obgleich der Schutt in dieser Gegend häufig bis vierzig Fuß Tiefe hat. Am Südrande dieser früher mehr oder weniger tiefen Quereinsenkung — wir bitten diesen Umstand wohl im Gedächtniß zu behalten — war die erste, eigentliche, an den eben vorher genannten Abgründen hinlaufende, durch die furchtbaren Herodesthürme (Hippicus, Phasaël und Mariamne) verstärkte und verwahrte Stadtmauer Alt-Jerusalems. Wir möchten in der Sache gern klarer, einfacher und doch schärfer und belehrender

als die Vorgänger sein und wiederholen darum, dieser lang gezogene, gewaltige, nach allen Seiten hin selbstständige, ursprünglich durch eine später Tyropöon genannte Tiefschlucht selbst vom Tempelberg (Moriah) getrennte, durch Kunst und Natur wunderbar befestigte und zu einer Niederlassung gleichsam einladende luftige und heitere Hügelberg sei der wahre Zion, die alte Veste der Jebusiter, die Stadt Davids, die „*Πόλις*“, die man nach jedem Nationalunglück allzeit wieder zuerst aufgebaut, bewohnt und befestiget habe*). Alles übrige, selbst der Tempel Salomons, ist Außenwerk, Zuthat, Vorstadt, spätere Beigabe, langsamer und zufälliger Anwuchs, den man nach Zeit und Umständen durch besondere Festungswerke einzufriedigen und vor feindlichen Angriffen zu schirmen suchte. So entstand bei der dreiseitigen Thalumrandung natürlich immer nur auf der offenen

*) Die zu Davids Zeiten von den Juden endlich eroberte Burgveste der Jebusiter krönte die höchsten Puncte des Zionhügels, wo heute die Citadelle (Hippicus), die neu erbaute englische Kathedrale, das große Kloster der Armenier mit seinen weitläufigen Gärten und Paradeisen, dann verschiedene Spitäler und Leichenäcker sammt dem jüdischen Bethause und Davids Grabmal zu suchen sind. Außerhalb dieser canaanitischen Burgmauer, auf den Abhängen und niedrigeren Theilen des nämlichen Zionhügels, stand die von Juden und Canaanitern gemeinschaftlich bewohnte, bald nach Josua besetzte, offene Stadt Jebus, d. i. Jerusalem, welche man später im Gegensatz zur oberhalb belegenen Jebusiten-Burg nach griechischem Sprachgebrauch *Κάτω πόλις*, die Untere Stadt, hieß. Um diese offene Untere Stadt wurde durch König David eine neue, mit der eroberten Jebusiten-Burg zusammenhängende Ringmauer aufgeführt und die beiden früher getrennten Stadttheile zu einem gemeinsamen Ganzen vereint, welches man nachher die Stadt Davids nannte. Die Feststellung des Begriffes, was in Jerusalem *Κάτω πόλις* sei, ist im Streite um die heiligen Oertlichkeiten von der größten Wichtigkeit. Man hat diese *Κάτω πόλις* überall hinverlegt, nur auf der rechten Stelle hat sie Niemand gesucht.

Nach König Davids Neubau ward die jebusitische „*Κάτω πόλις*“ auf den engern Raum zwischen der Festungsmauer und dem Tempelberg beschränkt. Hier stand auf einem unter den Makkabäern abgetragenen Hügel die Zwingburg (*ἄκρα*) der Syro-Macedonischen Beherrscher Palästina's.

und flachen Nordseite der alten „*Πόλις*“ nach und nach eine zweite und am Ende gar eine dritte, Vorstädte und Neubauten umschließende Mauer, so daß Jerusalem zur Zeit des großen Verzweiflungskampfes wider die Legionen nach damaligen Begriffen für eine der stärksten Festungen der bekannten Erde galt.

Am meisten auffallend wird vielen die Bemerkung sein, es habe der Tempelberg, d. i. der Moriah, welcher in der heiligen Geschichte eine so wichtige Rolle spielt, ursprünglich gar nicht einmal zur „*Πόλις*“ gehört, sei vielmehr mit dem Tempel als eine von der Stadt Davids durch Schluchten und unbebaute Räume getrennte, unabhängige und nach allen Seiten hin frei stehende, über Abgründen schwebende und nur im Sturm zu nehmende, ja selbst nach dem Falle der eigentlichen „*Πόλις*“ noch widerstandsfähige Citadelle anzusehen. Erst die makkabäischen Nationalfürsten kamen nach Abschüttelung des macedonischen Joches (c. 130 v. Christo) auf den Gedanken, den vorgenannten hohen, selbst über den Tempel hinaufragenden, von den syrischen Griechen ebenfalls „Akra“ benannten, heute ganz verschwundenen Nebenhöcker des Zion abzutragen, mit dem Schutt die Zwischenschlucht (das Tyropöon) großentheils auszufüllen und so mit Belassung der alten Vertheidigungswerke die beiden früher getrennten Festungen durch Verbindungsdämme, Brücken und Thore gleichsam in Einen Körper zu verschmelzen, welchem später erst König Herodes I. in den letzten Zeiten des jüdischen Staates die furchtbare, den Gebietern des Erdkreises selbst trotzende Gestalt verlieh.

Daß sich das günstige Terrain, die von der Quersenkung beim heutigen Jafathor und der nördlichen Zionsmauer sanftanlaufende Schiefebene Golgatha, wo heute die Heilig-Grabkirche steht, bei anwachsender Bevölkerung und bei vermehrtem Reichthum der „*Πόλις*“ schon im Zeitalter Salomons mit Vorstädten, Gärten, Schattenhainen, Lustanlagen und Sommerbauten be-

deckte, liegt in der Natur der Sache, und der Anwuchs wurde so bedeutend, daß schon König Hiskiah diesen neuen Stadttheil durch eine „zweite" Mauer gegen die assyrische Gefahr sicher stellen mußte. Dasselbe Schauspiel, aber in noch viel höherem Maße, erneute sich in der verhältnißmäßig glücklichen Periode der persischen Herrschaft über den Orient. Aus dem Berichte eines Staatsmannes und Zeitgenossen Alexanders von Macedonien erfährt man, daß Jerusalem zur Zeit der macedonischen Eroberung schon wieder anderthalb Stunden im Umkreis und eine seßhafte Bevölkerung von 120,000 Seelen hatte, und folglich ungefähr mit dem heutigen Damascus zu vergleichen war. Daß sich aber nach Abschüttelung des macedonisch-syrischen Joches und nach Wiederherstellung der Nationalunabhängigkeit durch die makkabäischen Fürsten Land und Hauptstadt zu frischer Blüthe entfalteten und die herrlichsten Früchte trieben, war eine natürliche Folge der wiedergewonnenen Freiheit, der wachsenden Arbeitskräfte und des anschwellenden Capitalvermögens für Hebung des Ackerbaues, für Erweiterung der Handelsverbindungen und für Steigerung der Industrie.

Die Herrschaft der an Rom tributpflichtigen Könige aus dem Hause Herodes gilt zwar nicht als besonders milde, aber des Druckes ungeachtet war die Bevölkerung der Hauptstadt zur Zeit Christi wenigstens auf das Doppelte vorgenannter Zahl angewachsen, und es deckte zugleich der neue Stadttheil in quadrangulärem Fortschritt den ganzen heute unmittelbar vor der nördlichen Stadtmauer und dem Damascusthor beginnenden Olivenwald bis in die Nähe der Königsgräber hin*). Zehn Jahre

*) Tacitus' Angabe, daß Jerusalem während der letzten Belagerung 600,000 Menschen jedes Alters beherbergt habe, ist gar nicht unwahrscheinlich: multitudinem obsessorum omnis aetatis .... sexcenta millia fuisse accepimus. Hist. V, 13.

Fabelhaft klingt es neben dieser mäßigen Angabe des römischen Ge-

nach dem Tode des Heilands schuf ein Vierfürst Herodes diesen dritten Anwuchs der „*Πόλις*“ durch eine beiderseits sich an die alte

schichtschreibers, wenn Flav. Josephus unkritisch und ganz im Style des Orients von 2,700,000 bloß gefunden, reinen Individuen jüdischen Blutes spricht, die wegen des großen Nationalfestes gewöhnlich in der Hauptstadt gewesen sein sollen.

Streng genommen sagt Flav. Josephus freilich nirgends ausdrücklich, daß Jerusalem auch zur Zeit der Belagerung durch Titus die vorgenannte Zahl von 2,700,000 Menschen eingeschlossen habe. Wenn nach gänzlicher Bezwingung der Stadt 97,000 Gefangene in die Hand der Sieger fielen und eilfmal hunderttausend während der fünfmonatlichen Einschließung todt geblieben sind, gibt es im Ganzen nur 1,197,000 Individuen jedes Alters und Geschlechtes für den Zeitpunct des letzten Kampfes, was wohl vielleicht übertrieben, aber doch nicht unmöglich scheinen kann.

Das Ausschweifende der ersteren Angabe läßt sich außer dem allen Orientalen angebornen Hange zur Maßlosigkeit und Unkritik großentheils aus der Veranlassung erklären, durch welche sie zu Stande kam. Um Cäsar Nero, welcher Judäa verachtete, über die Bedeutung des jüdischen Volkes aufzuklären, ließ Cestius, Statthalter von Syrien, durch die Hohenpriester eine möglichst genaue Bevölkernngsliste der Hauptstadt Jernsalem während des Paschafestes herstellen. Die Berechnung wurde nach der Zahl der im Tempel geschlachteten Opferlämmer angelegt, deren man in jenem Jahre 256,500 zählte. An jedem Osterlamme aber zehrten, wie Josephus sagt, wenigstens zehn, häufig aber bis zu zwanzig Menschen, was in runder Summe und im geringsten Anschlage zwei Millionen, fünfmalhundertfünfundsechzigtausend menschliche Individuen gäbe. Mit Einrechnung der Aussätzigen und aller jener, welche der Levit mit „*γονορρύοιους*“ und „*γυναικὶν ἐπεμμήνοις*“ bezeichnet, stellen die Commentatoren die Osterbevölkerung der Hauptstadt vollends auf 3,000,000 Seelen.

Diese ungemessenen Angaben, vorausgesetzt, daß sie wirklich von Flav. Josephus selbst herrühren und nicht etwa auf Rechnung späterer Abschreiber und Ausleger zu setzen sind, thun der historischen Glaubwürdigkeit des jüdischen Leviten, wie wir mit Recht besorgen, vielleicht auch in anderen Dingen bedeutenden Abbruch. Mehr als wahrscheinlich hat aber der Grundtext in diesen Zahlenverhältnissen keine wesentliche Verunstaltung erfahren und ist Flav. Josephus als ächter Orientale auch von der Erbsünde des Orients — Maßlosigkeit und Unkritik — wenigstens in diesem Puncte nicht freizusprechen. Man vergleiche nur was Josephus' Landsleute und Standesgenossen, die Rabbiner der unmittelbar auf die Verödung Palästina's folgenden Jahrhunderte, von den Greuelscenen des letzten Kampfes unter Hadrian bei Erstürmung der Festung Bither (Beit-er oder Bitter) erzählen. Ils disent que la tuerie fut si grande dans Bitter, lorsque les Romains s'en furent

erſte anſchließende dritte Mauer in rieſigem Viereck zu einer dritten Feſtung um, ſo daß ſich die zweite Mauer wie ein ſchmales Bogenſegment innerhalb dieſes neuen Quadrates, von irgend einem Puncte der nördlichen Zionsmauer auslaufend, zur weſt-

rendus les maitres après un siège de trois ans et demi, que les chevaux marchoient dans le sang jusqu'à la bouche. Le sang, continuent ils, rouloit avec tant de force, qu'il entrainoit des pierres de la pesanteur de quatre livres, et qu'il entroit dans la mer l'espace de quatre milles. Hadrien avoit un vignoble long de dix-huit milles et large d'autant; il y fit une haie ou une cloison des corps de ceux qui furent tués dans Bitter; car il ne voulut pas permettre qu'on les enterrât; ils ne furent enterrés que sous le regne de son successeur. Il y avait deux rivières dans la ville de Jadaim, desquelles l'une coulait d'un côté, l'autre de l'autre: les Rabins supputèrent que l'eau ne faisoit que les deux tiers de ces rivières; le sang faisait l'autre tiers. Les gentils n'eurent nul besoin pendant sept ans de fumer leurs vignes: elles étoient assez fertiles, ayant été abreuvées du sang des Juifs. Le sang entraîna des pierres d'une grosseur demesurée par la distance de quarante milles jusque dans la mer. On trouva sur une seule pierre jusqu'à 300 cranes de petits enfants. Il y avoit dans cette ville de Bitter 400 Colleges et dans chaque College 400 Régens, qui avoient chacun dans sa classe 400 disciples. Aux premières attaques, les Ecoliers se servirent de leurs poinçons pour tuer les ennemis; mais après la prise de la ville, ils furent empaquetés avec leurs livres et jettés au feu. Les Juifs prétendent qu'Hadrien fit périr deux fois plus de gens de leur Nation, que Moïse n'en retira du Pais d'Egypte, et ils le tiennent pour un plus grand déstructeur à leur égard, que ne le furent Nabuchodonosor et Titus. Un de leurs meilleurs Chronologues assûre que la perte que fit leur Nation du temps de Nebusaraddan, ou au temps de Titus, n'égala point celle qu'Hadrien lui fit souffrir; car le Talmud porte qu'il périt à Bitter quatre millions de Personnes, *quadringentas myriadas.*

P. Bayle, art. Barcochebas.

Größeres und Erſtaunungswürdigeres als Hadrians Feldherrn vor Bither in Paläſtina haben weder Rabelais' Helden Gargantua und Pantagruel, noch der ritterliche Vertheidiger der Prinzeſſin Micomicona verrichtet! Wir ſagen nicht, daß Flavius Joſephus, der Levite, mit den Rabbinern des ſechsten Jahrhunderts und mit Rabelais und Cervantes ganz und gar auf eine Linie zu ſtellen ſei; nur kann man nicht umhin zu bemerken, daß Ewlia's Beſchreibung von Stambul und das Gerede türkiſcher Ciceroni von achtzigtauſend Stadtvierteln Konſtantinopels (es ſind deren nur vierundvierzig) mit dem Style des Flav. Joſephus einige Verwandtſchaft zu haben ſcheinen.

lichen Tempelecke hinüberbog. Den Anschluß der dritten oder sogenannten Agrippa-Mauer an die erste hat man sich genau, wie den Anschluß des neuen Münchener Kirchhofes an den alten, jedoch ohne die innere Viereckseite, vorzustellen.

Das alles scheint so einfach und so deutlich, daß sich Jeder das zerrissene Vorgebirge, auf welchem Alt-Jerusalem gelegen ist, besonders aber den Schattenriß der drei Festungsmauern, die in der Heilig-Grab-Thesis so viel zu reden geben und mitunter so abenteuerliche Combinationen zu Tage fördern, aus dem bisher Gesagten beinahe ohne Mühe selber vorzeichnen kann. Aber warum ist Sieg und Niederlage der hadernden Parteien an ein Problem geknüpft, das nicht mehr zu lösen ist, und dessen Lösung man gar nicht mehr braucht?

Der Lauf der kurzen zweiten Mauer, von welcher nach der bisher üblichen Streitmethode alles abhängt, ist unglücklicher Weise nicht mehr zu ermitteln, weil die ganze heutige Stadt auf der Stelle dieser nämlichen zweiten alten Mauer liegt und Flavius Josephus gerade in diesem Puncte nur unvollkommene Auskunft gibt. Was aber für die Vorgänger im Streite Hauptpunct und gleichsam Lebensfrage ist, das hat für uns keine Bedeutung mehr und wir sind zugleich der lästigen Mühe überhoben, diese unfruchtbaren, seit zehn Jahren ohne Förderung und Nutzen in immer gleicher Langweile wiederholten Tiraden über Akrahügel, Gennaththor, Tyropöonschlucht und zweite Stadtmauer hier noch einmal vorzutragen. Wer aber dessenungeachtet den Stand der Frage in voller Ausdehnung kennen, die ermüdende Verhandlung selbst aber bei Robinson, Williams, Schultz und Krafft doch nicht in Extenso lesen will, dem kann der Kürze und Klarheit wegen, mit der sie geschrieben ist, die obenberührte vortreffliche Arbeit des gelehrten Berner Geistlichen, Albert Schaffter, empfohlen werden.

Dieser junge Literat hat seinen Aufenthalt in der Heiligen Stadt vortrefflich benützt und zugleich gezeigt, wie weit man es ohne den Faden der Ariadne selbst zu besitzen, durch bloße Verstandesschärfe im Labyrinth der Argumente bringen kann. Doch den Grundirrthum und das Erbübel aller Streiter in dieser Sache hat auch A. Schaffter noch nicht völlig abgestreift. Er glaubt, so scheint es, noch immer wie seine Vorgänger, die Chateaubriand, die Williams, die Schultz, die Krafft und im Grunde selbst der unbefangene Robinson mit dem scharfsinnigen Tobler und dem ganzen Heer ihrer Nachfolger, es habe in Jerusalem, wie z. B. in Deutschland und einst im ganzen Occident, ein stehendes Hochgericht gegeben, wo jedesmal an den verurtheilten Verbrechern die Todesstrafe vollzogen wurde. Und diese einsame, von den Menschen gemiedene, grausenvolle Stätte suchen sie, wie oben bemerkt, gerade in jener Gegend von Jerusalem, wo nach der Natur des Terrains und nach dem unaustilgbaren Zuge städtischer Gesellschaften der belebteste, üppigste und schönste Theil der Vorstädte, wo die Haine und Gartenhäuser der reichen Stadtbewohner in unmittelbarer Nähe des königlichen Palastes mit den übrigen Prachtbauten vornehmer Juden zu suchen sind.

Wer selbst in Jerusalem gewesen ist und in solchen Dingen den nöthigen Tact besitzt, wird beim ersten Ueberblick der Heiligen Stadt die ganze Unzulässigkeit dieses Gedankens fühlen und zugleich die unnatürlich verschobene Gestalt der hierosolymitanischen Festungsmauer erkennen, wenn es mit dem Stadtplan der Vertheidiger der kirchlichen Tradition in allen Dingen seine Richtigkeit haben sollte. Herr Licentiat Krafft in Bonn soll, wenn er etwa diese Zeilen liest, ja nicht besorgen, daß wir über sein Bemühen und über seine Kämpfe für Aufrechthaltung der kirchlichen Ueberlieferungen geringschätzig urtheilen. Im Gegentheil, wir ehren sein Talent, seinen guten Willen, seine umfassende Gelehrsamkeit,

bedauern aber aufrichtig, daß ihm trotz seines großen Wissens das rechte Licht in dieser Sache doch nicht aufgegangen ist. Allen Auslegern der heiligen Schrift, allen Reisenden und Pilgern nach Jerusalem alter und neuester Zeit, überhaupt allen, die je in diesem Streit ihre Stimme abgegeben haben, welcher kirchlichen oder theologischen Richtung sie auch folgen, legen wir zur Last, daß sie in der Heilig-Grab-Fehde bisher gegen Luftgebilde gestritten und in ihrer Befangenheit die Lebenssitte und das Vorurtheil ihrer europäischen Heimat auf die Sitten und Gebräuche des Orients übertragen haben. Wir machen, um den Hauptgedanken der Diatribe unter eine greifbare Formel zu bringen, wir machen der abendländischen Controverse über diese Frage zwei Dinge zum Vorwurf: einmal, daß sie noch immer nicht beachten will, wie in Alt-Jerusalem und im Orient überhaupt seit den ältesten Zeiten Todesurtheile vollzogen wurden und noch heute vollzogen werden; zweitens, daß man in der Leidensgeschichte Christi den evangelischen Ausdruck „*Πόλις*“ und „Golgatha“ bisher nicht richtig auszulegen verstanden habe.

Schlagende Argumente, wie bekannt, sind allzeit kurz, und den gelehrten Beweisgründen des verdienstvollen Licentiaten W. Krafft, dem Mſc. regium aus dem eilften Jahrhundert, dem Codex E, dem Jeremias-Citat, dem *γυάθ*, dem Missethäter- und Seufzerhügel von Jerusalem stellen wir eine einzige, kurze und, wie wir hoffen, durchschlagende Bemerkung entgegen: In Jerusalem und im ganzen Orient gab es niemals und gibt es auch heute nirgends einen „Seufzer- und Missethäterhügel“, nirgends ein sogenanntes Hochgericht, einen Galgenberg, eine „Schädelstätte“ nach den Begriffen des Abendlandes*). Wie im Orient auf jedem Puncte des Landes Gut und Leben des Menschen der Gewalt

*) „Schädelstätte“ ist ein von den europäischen Bibelübersetzern erfundenes Wort, welches dem Urtext geradezu widerspricht.

verfallen ist, ebenso war und ist im Orient auch jeder Punct des Landes heute noch wie im Alterthum zur tödtlichen Rache des zornigen Machthabers ohne Unterschied bestimmt. Nicht belehren, nicht sühnen will die Gewalt im Morgenlande, sie will Schrecken verbreiten und durch Blutvergießen Jedermann an ihr Dasein und an ihre Stärke mahnen. Der Platz am Tribunal, der Herrscherpalast, der Lustgarten, die Quelle, die reizenden Flußufer, die öffentlichen Vergnügungsorte, die belebtesten Kreuzstraßen, das schönste Stadtviertel, das besuchteste Thor, der volle Markt, ja der Tempel und das Heiligthum selbst waren nach Laune, Zufall oder Calcül im Orient von jeher die Richtstätten und sind es heute noch. Obscure Verbrecher wurden und werden zur Hinrichtung dem Belieben der Kriegsknechte überlassen, um sie nach Gefallen irgendwo abzuthun; für bedeutendere „Missethäter" aber und für auserlesene Racheopfer der Gewalt ward und wird die Hinrichtungsstätte jedesmal mit sorgfältiger Berechnung ausgewählt. Beispiele in Menge aus alter, neuer und neuester Zeit haben wir aus Büchern gesammelt und auf den Wanderungen im Orient theils selbst mit angesehen, theils nach mündlichen Berichten aufgezeichnet. Man prüfe z. B. nur die Hinrichtungen, wie sie vom Zeitpuncte der Einnahme Jerusalems durch die Juden bis zum Untergang der Stadt in der heiligen Schrift angegeben sind und man wird unsere Auslegung in allen ihren Einzelheiten bestätigt finden. Wo wurden in Jerusalem, um nur einige der bekanntesten Fälle anzudeuten, z. B. der Kronfeldherr Joab, der Kronprätendent Adonai, die Königin Athalia und der Prophet Jesaia, der lästige Mahner an göttliche Gerechtigkeit, nach ihrer Verurtheilung hingerichtet*)?

*) Nach einer bei den Kirchenvätern Justinus Martyr, Origenes, Epiphanius und Lactantius aufbewahrten Ueberlieferung ward der Prophet Jesaia durch den grausamen König Manasse zur Strafe des Zersägens zwischen

Oder wurden nicht etwa nur wenige Decennien vor Christus auf Befehl des Makkabäischen Priesterkönigs Alexander achthundert Gefangene der politischen Gegenpartei an einem und demselben Tage „mitten in der Stadt“ an das Kreuz geschlagen? Wäre es also ein Wunder, wenn Jesus Christus, der „Judenkönig“, der „Volksaufwiegler“, wie ihn die Widersacher nannten, der „Feind der Staatsreligion“ zur Sühnung priesterlicher Rache auf dem belebtesten Puncte der Vor- oder Neustadt von Jerusalem, sei es nun diesseits oder jenseits der vielbestrittenen zweiten Mauer, das Schicksal der achthundert politischen Gegner Alexanders und der vielen von Josua besiegten Fürsten Canaans erlitten hätte*)?

Nach jüdischer Landessitte konnte der tödtliche Act ebenso gut an irgend einem andern Puncte der Stadt vollzogen werden. Und wenn es geschah, wo man heute glaubt, daß es geschehen sei, so hatten die jüdischen Autoritäten ohne Zweifel triftige Gründe, zur Schaustellung ihres gehässigen Triumphes diese Stätte jeder andern vorzuziehen. Die geheime Neigung des Joseph von Arimathia an die neue Lehre war dem Synedrion wohl bekannt, und das war Grundes genug die Execution nahe am Besitzthum dieses Rathsherrn anzuordnen. Ohne die Art und den Charakter unserer Beweisführung mit der traditionellen Methode in Vergleich zu bringen, ist das Endergebniß doch der kirchlichen Ueberlieferung günstiger als ihren Gegnern, der Partei Robinson-Tobler, die zwar bis jetzt im Heilig-Grab-

zwei Brettern verurtheilt und der Act der Hinrichtung selbst unter den Augen des Monarchen innerhalb der königlichen Gärten bei Siloam vollzogen.

*) Golgathâ, Gabbathâ, Bezethâ sind nur Localnamen des vielgestaltigen Stadtterrains von Jerusalem, wie z. B. Lehel, Einschütt, Anger, Bohl, Hohenmarkt ꝛc. in europäischen Städten. St. Lucas sagt deutlich genug, der Ort, wohin sie Christus zur Kreuzigung führten, habe „Schädel“ (κρανιον) geheißen.

Streite das meiste Ansehen erworben und die gründlichsten Kenntnisse mit dem schärfsten Talent der Discussion entwickelt hat, die aber nebenher durchaus nicht dulden will, daß Kreuzigungsort und Grab dort zu suchen seien, wo seit Konstantin und Helena die Auferstehungskirche steht. Bei allem Talente und bei allem Erfolge, mit welchem diese Partei die unwissenschaftlichen Argumente ihrer Gegner zermalmt hat, ist sie für sich selbst der Wahrheit doch nicht näher gekommen, wenn man etwa das Niederreißen schadhaften Gezimmers und die Wegräumung des Schuttes nicht schon als ersten Schritt zur Wiederherstellung des alten und ächten Baues gelten lassen will. Für diesen herzustellenden Umbau der Heilig-Grab-Thesis nach so vielen gescheiterten Versuchen endlich eine feste Unterlage zu gewinnen, haben wir uns als Ziel vorgesetzt. Selbst für den Fall, daß beide sich untereinander befehdende Parteien gegenwärtigem Versuche, die Streitfrage zu entscheiden, mit vereinten Kräften entgegentreten, wäre für unsere Auslegung noch nichts zu fürchten, weil sie gegen den einzig möglichen Einwurf der Gegner schon im voraus gesichert ist. Diese nämlich werden vielleicht sagen: im Allgemeinen möge unsere Thesis über die in Jerusalem gebräuchliche Art Verbrecher hinzurichten ihre beglaubigte Geltung haben; allein für den hier in Frage stehenden Fall sei sie entschieden falsch, weil, wie oben gesagt, beim Evangelisten in dürren Worten geschrieben steht, der Heiland sei außerhalb des Thores und nahe bei der Stadt gekreuziget worden. In der bisher üblichen Auffassungsweise des Thatbestandes könnte der Einwurf allerdings bedenklich sein, weil die Phrase zu deutlich und zu unwiderruflich auf eine von der Stadt gänzlich ausgeschlossene Räumlichkeit hinzudeuten scheint, so daß man entweder mit den Anhängern der Tradition die unnatürlichen Windungen der hierosolymitanischen Ringmauer anzunehmen, oder mit Robinson geradezu die Landstraße außerhalb

des heutigen Jafathores als Todtenplatz gelten zu lassen genöthigt wäre. Die Adelsvorstadt, das „St. Germain" von Jerusalem, wo die Execution Statt fand, hatte zu Christi Zeiten noch keine Ringmauer und lag wirklich „außerhalb des Thores", wie wir gleich zeigen wollen.

Wäre der Streit über diesen Gegenstand nicht schon seit langer Zeit im Gang, wir hätten ihn aus Aengstlichkeit zarte Gemüther zu beunruhigen wahrlich nicht begonnen. Und wenn wir von der Sache nun dennoch reden, so hat uns lediglich das Bestreben eine unerquickliche und wenig erbauliche Logomachie schnell und gründlich zu beseitigen zur Einsprache ermuntert. Zu weiterer Beruhigung mag noch insbesondere die Erinnerung dienen, daß es sich hier nicht um das Dogma handelt und daß hier nur von topographischen Bestimmungen, von Sitte und Philologie des Orients die Rede ist, wo der unbefangenen, redlichen Kritik und dem bessern Einsehen überall allein das Wort gebührt.

Spitze und Lösung der Schwierigkeit liegt ausschließlich in dem Worte „*Πόλις*". Und wäre im Text, wie man es bisher allgemein verstanden, mit diesem Worte „*Πόλις*" wirklich die ganze, zu Christi Zeiten bewohnte und noch vor Aufschreibung der Evangelien schon von der dritten oder sogenannten Agrippamauer umfriedigte Räumlichkeit gemeint, die sich den kaiserlichen Legionen als Stadt und Festung Jerusalem entgegenstellte, so hätten wir nichts zu sagen und die Frage bliebe vorerst noch im Zustande der Unentschiedenheit, welchen ihr die ungenügenden und ausgangslosen Argumente zweier feindlicher Parteien bereitet haben. Unter dem Worte „*Πόλις*" ist aber in der bezeichneten Stelle und nach dem herrschenden Sprachgebrauch jenes Zeitalters nicht der ganze, dem ursprünglichen Zionskern nach und nach angefügte Häusercomplex, sondern bloß

jener urſprüngliche Kern ſelbſt, die eigentliche „Stadt“, das alte, den ganzen Zionhügel bedeckende, von Abgründen umſchloſſene und durch die furchtbaren Werke des Königs Herodes verwahrte, allen Nebenbauten, Vorſtädten, Neuſtädten und Kunſtanlagen vorausgehende, eigentliche alte Jeruſalem gemeint. Was die Athenäer an ihrer großen Stadt dem wandernden Herodot noch als Ἄστυ, d. i. als eigentliche „Stadt“, als Alt-Athen bezeichneten, und was in unſeren Tagen zu Paris die Cité, City zu London heißt, in Wien aber vorzugsweiſe die „Stadt“ genannt wird, das iſt die „Πόλις“ von Jeruſalem. Größe, Reichthum, Volkszahl, alter Brauch, architektoniſche Pracht und endlich die furchtbare Majeſtät der Vertheidigungswerke, wie ſie Flavius Joſephus beſchreibt, rechtfertigen Ausdruck und Erklärung mit gleicher Kraft *). Innere Wahrſcheinlichkeitsgründe, wie die beſagten, genügen indeſſen ebenſowenig als zufällige Aehnlichkeiten, um den dem Worte vindicirten Begriff feſtzuſetzen. Von den Verfaſſern des Neuen Teſtaments iſt für unſern Satz keine weitere Hülfe zu erwarten und von den übrigen Schriftſtellern, welche den bezeichneten Gegenſtand des nähern berühren, iſt Flavius Joſephus, der Zeitgenoſſe und Landsmann der Evangeliſten, allein noch übrig. Sprachgebrauch und Schreibart dieſes gelehrten Leviten im Allgemeinen zu würdigen und ſämmtliche Stellen zu prüfen, in welchen von der hieroſolymitaniſchen „Πόλις“ die Rede geht, wird nicht nöthig

*) Ueber die Vertheidigungswerke, mit welchen Herodes der Aeltere das eigentliche alte Jeruſalem umgab, ſiehe Flavius Joſephus de Bello Jud. lib. V, cc. 4, 5 und 6. edit. Hav., wo von den drei Hauptmauerthürmen Hippicus, Phaſaël und Mariamne, ſowie über die Tempelfeſtung und die Burg Antonia umſtändliche Beſchreibungen erhalten ſind. Man denke ſich den furchtbaren Anblick dieſer drei koloſſalen Thürme auf der ihrerſeits noch dreißig Ellen hohen Nordmauer des Zionberges, welcher ſelbſt wieder als

sein. Man findet die einschlägigen Stellen theils in den Büchern über die jüdischen Alterthümer, theils in der Beschreibung des

---

Steilrand an einer tiefeingerissenen Schlucht vom heutigen Jafathore (Hippicus) bis an das Tyropöon hinüberstrich.

Die ausdrückliche Bemerkung des Flav. Josephus, die alte Mauer, auf welcher die drei genannten Thürme standen, habe einen hohen Hügelkamm gekrönt, ist die beste Rechtfertigung der viel bestrittenen Annahme Robinson's, daß die flache Mulde, wie sie im modernen Jerusalem vom Jafathor zum Basar hinabzieht, weiland eine Tiefschlucht gewesen sei. Elle ist das im Orient noch heute übliche Längenmaß und bezeichnet die Entfernung zwischen dem Ellenbogen und der Mittelfingerspitze am menschlichen Arm. Das Baumaterial der Thürme selbst bestand aus behauenen weißen Marmorblöcken, von welchen jeder zwanzig Ellen in der Länge, zehn in der Breite und fünf in der Tiefe hatte, und mit solcher Kunst eingefügt war, daß der ganze Thurm wie aus Einem Stück gemeißelt schien.

Zunächst an diesen Prachtthürmen und innerhalb der großen Nordmauer genau auf der Stelle, wo man heute das weitläufige armenische Kloster mit seinen Gärten und die neuanglicanische Kathedrale sieht, stand ein gleichfalls von Herodes I. erbauter Residenzpalast, der für sich selbst wieder eine starke Festung bildete und eine dreißig Ellen hohe Ringmauer mit Thürmen hatte. Von der innern Ausschmückung, von dem Reichthum und von der Pracht dieser weiten Räumlichkeiten, von ihren Marmorhallen, Lustgärten, Säulengängen, Bächlein, Wasserfällen, Schattengängen und Labyrinthen entwirft Josephus ein so anziehendes Bild, daß man die muthwillige Vernichtung solcher Herrlichkeiten mit dem jüdischen Verf. gleichsam noch heute beklagen muß. Die vornehmste Rolle unter den Befestigungswerken der hierosolymitanischen *Πόλις* spielen aber die Tempelcitadelle und die Burg Antonia, zu deren Bewältigung alles, was das weltherrschende Rom an militärischem Genie und an offensiver Kraft besaß, aufgeboten werden mußte. Ob man zur Tempelmauer wirklich behauene Steinblöcke von vierzig Ellen Größe herbeigeschafft und übereinander geschichtet habe, wie Josephus schreibt, weiß man heute freilich nicht mehr. Jedenfalls aber war der vom König Herodes für Gewinnung der nöthigen Tempelfläche aus der Tiefschlucht heraufgeführte Unterbau so massenhaft und fest, daß ihn weder die Wuth der Legionen noch der zerstörende Einfluß von achtzehn Jahrhunderten ganz vernichten konnte. Von Süd und Ost durch tiefe Schluchten geschirmt und im Westen durch die *Πόλις* gedeckt, war die Tempelfestung nur auf der Nordseite feindlichen Angriffen ausgesetzt. Eine Säulenhalle in kolossalem Maße lief am Saum des Abgrundes um die Tempelfläche, und im Nordwestwinkel dieses Prachtbaues stand auf einem fünfzig Ellen hohen steilen Felsen die Burg Antonia, das glanzvollste Denkmal des, wie Josephus sagt, genialen

jüdischen Krieges selbst. Es sei aber erlaubt, mit Umgehung der größeren Zahl uns auf die nähere Beachtung der vorzüglichsten und beweiskräftigsten zu beschränken, den Beweis selbst aber zunächst mit Antiq. Judaic. lib. XIV, c. 4 zu beginnen. Im Kampfe gegen Pompejus, heißt es hier, warfen sich die jüdischen Patrioten nach Verlust sämmtlicher Außenwerke, der Neustadt und auch des ganzen von der zweiten Mauer geschützten Stadttheiles erst in die Tempelveste und rissen die Brücke ab, die vom Tempel nach der jüdischer Seits noch besetzten „*Πόλις*“ hinüberführte. Die Besatzung aber, fährt die Stelle fort, habe in der Folge noch vor Erstürmung des Tempels die „*Πόλις*“ mit der königlichen Burg dem Pompejus übergeben. Es ist wohl schon aus dieser einzigen Stelle entschieden, was nach Sitte und Sprachgebrauch des Evangelisten die hierosolymitanische „*Πόλις*“ war, vor deren Mauern und Thoren der Herr gekreuzigt wurde. Daß aber unser heutiges Golgatha, d. h. die Gegend weiland unmittelbar vor den großen Mauerthürmen Hippicus, Phasaël und Mariamne, damals nicht „Stadt“, sondern „Vorstadt“, nicht *Πόλις*, sondern *Προάστειον* war, zeigt zum Ueberfluß eine Stelle lib. XIV, c. 13. pag. 723 desselben Buches, wo über einen Ausfall des von den Parthern und

---

und hochherzigen Königs Herodes. Zuerst ließ er den steilen Grundfelsen von unten bis oben mit schönen glattgeschliffenen Steinplatten überziehen, um das Hinanklimmen wie das Herabsteigen unmöglich zu machen. Die Höhe des ganzen Baues betrug nur vierzig Ellen und war von einer drei Ellen hohen Mauer umringt. Der Bau selbst glich an Räumlichkeit, innerer Einrichtung und Gestalt einer Kriegsburg mit Säulengängen, Bädern und großen Hallen, um Krieger einzulagern. Die Gestalt des Thurmes war ein Viereck, auf dessen vier Winkeln vier andere Thürme standen, von welchen drei je fünfzig Ellen, der vierte im Südostwinkel aber deren siebenzig hatte, und der Besatzung einen Ueberblick über den ganzen Tempel gab. Eine ganze römische Legion, sagt Josephus, hatte innerhalb dieses Prachtthurmes ihr Standquartier.

ihren jüdischen Parteigenossen in Jerusalem selbst belagerten Königs Herodes berichtet wird. Der Ausfall geschah vom Thurme Phasaël, „durch die Vorstadt", d. i. gerade in der Gegend unserer Heilig-Grabkirche, gegen das feindliche Heer. Eben dieser Herodes, meldet Josephus weiter, hat bei seinem Angriff auf das rebellische Jerusalem nach dem Fall der Vorstädte, der „zweiten Mauer" und sogar des Tempels selbst zuletzt erst noch „die Stadt" mit stürmender Hand genommen. Ferner bei einem der zahlreichen Vorspiele des großen Aufstandes, sagt Josephus, flohen die Rebellen, vom Prätor Cumanus aus allen Stellungen und sogar aus der Tempelfestung hinausgeschlagen, „in die Stadt" hinüber. Endlich unter Titus, beim letzten Act der furchtbaren Tragödie, als die dritte und zweite Mauer mit allem, was dazwischen lag, gefallen und zerstört, die Felsenburg Antonia geschleift und die Tempelfestung selbst nach verzweifelter Gegenwehr eine rauchende Ruine war, zog sich die Besatzung ungebrochenen Muthes erst „in die Stadt" zurück, wo sie der Gesammtmacht des Imperators, obgleich beinahe ohne Lebensmittel, noch einen vollen Monat widerstand. Titus, von Natur menschenfreundlich und prachtliebend, wollte nach diesen grauenvollen Scenen doch noch die „Stadt" verschonen, mußte sie aber nach Verwerfung aller seiner Anträge durch die bethörten, auf die Stärke ihrer *Πόλις*-Mauern trotzenden Aufrührer endlich ihrem Verhängniß überlassen. Zuletzt freilich, wie unter den zermalmenden Stößen der Helepolis die riesigen Mauern fielen und selbst die unbezwinglich scheinenden Thürme wankten, gaben die Rasenden endlich auch die „*Πόλις*" verloren und stiegen verzagt von den letzten Vertheidigungswerken herab, um in wilder Flucht nach unterirdischen Höhlen dem Zorn der Sieger zu entrinnen.

Hoffentlich wird auf diese wissenschaftliche Vorlage hin der

Heilig-Grabstreit künftig von beiden Seiten mit größerer Mäßigung und Umsicht geführt werden, als es bisher üblich war. Denn fortgehen wird der Streit in jedem Fall, weil alteingewurzelte und mit dem geistigen Leben gleichsam zusammengewachsene Vorstellungsweisen im Herzen der Zeitgenossen plötzlich und vollständig auszulöschen Niemand Kraft und Ansehen genug besitzt. Wir haben in das Eintönige und Ermüdende der Discussion bloß einen frischen Gedanken hineingeschleudert, von dem man noch nicht wissen kann, ob er sich auch im Streit erproben und für alle Zukunft geltend machen wird. Nebenbei haben wir aber nicht die alte Heilig-Grablegende mit unserem Argument in allen ihren Theilen gestützt; wir haben bloß nachgewiesen, daß die Gegner der Tradition auf falschen Wegen sind, und daß vom Gesichtspunct der heutigen Oertlichkeiten allein gegen das Golgatha der Tradition nicht nur nichts einzuwenden sei, sondern daß Sitte und Umstände, was die Executionsgegend im weitesten und allgemeinsten Sinn betrifft, dieses Mal offenbar zu Gunsten der Legende sprechen. Mit alle dem ist indessen bloß die Walstatt geebnet und sind die Kämpfer beiderseits in die rechten Schranken und auf das rechte Maß zurückgedrängt.

Daß Flavius Josephus in den beiden angeführten Hauptwerken den Ausdruck „*Πόλις*“ nicht überall mit Strenge au das eigentliche Alt-Jerusalem allein beschränke, sondern mit diesen Worten verschiedene Male den ganzen Stadtcomplex bezeichne, muß ohne Widerrede eingestanden werden. Ueblich indessen ist diese Redeweise nur, so oft weder eine nähere Bezeichnung hervorspringt, noch ein innerer Gegensatz der einzelnen Stadttheile anzudeuten ist. Die Evangelisten dagegen, wie Jedermann begreifen muß, hatten keinen Grund in ihren Schriften von der landesüblichen, zähen und althergebrachten Benennung abzuweichen. Die Möglichkeit also, um es deutlich zu sagen, nicht

die Wirklichkeit, daß hier Golgatha sei, ist jetzt hergestellt, was in einer solchen Sache schon etwas zu bedeuten hat, wenn auch die genaue Bezeichnung der Hinrichtungs- und der Begräbnißstelle auf ewig unmöglich ist. Die Untersuchung über die nach Zoll und Linien ausgemessenen Puncte, auf welchen die drei Kreuze gestanden haben sollen, liegt ebenso wie die Meldung bei Eusebius, daß die Beauftragten des neubekehrten Imperators Konstantin dreihundert Jahre nach der Execution sogar diese nämlichen drei Kreuzgalgen *) im Schutte des hierosolymitanischen Stadtgrabens noch unversehrt gefunden haben, als Mythe und leeres Volksgerede völlig außerhalb dem Bereiche der Wissenschaft.

Das Todesurtheil wurde, wie St. Marcus sagt, Morgens früh gefällt, die Stelle der Vollziehung natürlich in demselben Momente festgesetzt und um neun Uhr Vormittag, nach unserer Art zu reden, waren die drei Verurtheilten nach Landessitte und Sprachgebrauch der Juden auch schon an das Kreuz geschlagen **). Die Justiz im Orient war von jeher prompter als im Abendland, und in der Hauptsache wird es dort heute noch ebenso gehalten, wie im Alterthum. Die improvisirten Spuren aber, worin die drei Kreuze standen, weit entfernt bis 1850 offen zu bleiben, waren am vielbetretenen und belebten Orte natürlich

*) „Patibulum crucis" ist ein stehender Ausdruck der ältesten Kirchenväter.

**) Der technische Sprachgebrauch für „kreuzigen" lautet im Urtext der heiligen Schrift bekanntlich thalah al ha aez, d. i. „an den Pfahl (an das Holz) hängen." Deswegen heißt der Heiland im Talmud Thalui, d. i. der „Gehängte". Des Ausdruckes „hängen" bedienen sich übrigens etwa nicht bloß die Feinde des christlichen Namens; er hat auch in der katholischen Liturgie seine volle Geltung, wie aus dem bekannten Kirchenhymnus der Heiligen Woche zu ersehen ist:

Stabat Mater dolorosa
Juxta crucem lachrymosa,
Dum pendebat filius. . .

am Tage nach der Hinrichtung schon verschwunden und zugedeckt, das Holz selbst aber, an welchem die „Verbrecher" hingen, vermuthlich am nämlichen Abend noch von der heidnischen Grabhut als Brennstoff aufgezehrt. Denn die Todeswerkzeuge zugleich mit den Leichen der Hingerichteten zu begraben, war in Jerusalem ebenso wenig als sonst irgendwo im Orient jemals Sitte.

Aber — könnte hier strenge Kritik entgegnen — sagt Eusebius etwa nicht ausdrücklich, man habe auf einen Traum des hierosolymitanischen Bischofs St. Macarius hin drei Kreuze innerhalb der spätern Auferstehungskirche wirklich aufgefunden und durch ein ungewöhnliches Ereigniß das ächte gleich erkannt? Gefunden hat man die drei Kreuzholze gewiß und der Bericht des kaiserlichen Bevollmächtigten ist ganz der Wahrheit angemessen; nur muß man nicht gar zu genau erfahren wollen, wie und wann die drei Instrumente an den Ort des Fundes hingekommen sind. Die Erinnerung an Golgatha und Christi Grab war in der heidnischen Stadt Aelia Capitolina (Jerusalem) selbst bei den Christen so vollständig erloschen, daß der kaiserliche Befehl, die heiligen Oertlichkeiten mit Prachtgebäuden zu schmücken, den frommen Bischof Macarius in große Bedrängniß versetzte, weil bei der allgemeinen Umfrage, wie Eusebius ausdrücklich bemerkt, Niemand in der Stadt über die Lage dieser Oertlichkeiten Auskunft zu geben wußte. Gebet, Träume und ein alter armer Jude, welcher von seinen Voräitern her noch Kenntniß von der Sache haben wollte, führten endlich auf die gewünschte Spur. — Nebenher vergesse man aber nicht, daß die alte jüdische Bevölkerung der Heiligen Stadt unter Titus und Hadrianus vollständig vertilgt worden ist und in der neuerbauten Aelia den Juden unter Todesstrafe der Eintritt verboten war. Aber was sollte St. Macarius thun? Die Noth drängte und die Antwort: ne mi danem, „ich weiß es nicht", war einem

unterthänigen Höfling im Prätorium des Imperators Konstantin ebensowenig erlaubt, als an der Hohen Pforte des Iran-Schah. Man hat ja auch beim ersten Kreuzzuge vor der Entscheidungsschlacht bei Antiochia im bedenklichsten Augenblick noch die Lanzenspitze des römischen Centurio Longinus aus der Erde hervorgegraben und in der Begeisterung dieses Fundes über die Feinde des christlichen Namens einen großen Sieg erfochten.

Ward dagegen nicht aber auch in unsern Tagen am Tabor und bei Heliopolis christlicher Seits, ohne irgend ein mittelalterliches Erregungsmittel ins Spiel zu bringen, ebenso glänzend und ebenso wundervoll gesiegt, wie einst im Streite gegen Kerboga und seine islamitischen Reiterschaaren?

Das Todte Meer.

(1853.)

Paläſtina mit Waffengewalt zu unterjochen und den zertrümmerten Thron auf Zion wieder aufzurichten, war das geſammte chriſtliche Abendland ſelbſt in ſeiner mythiſchen Heldenperiode und auf dem Höhepunct kirchlicher Begeiſterung nicht ſtark genug. Die wilden Magyaren, die heidniſchen Prutenen, die Berſerker und die Kaledonier bändigte und zähmte die lateiniſche Hierarchie; nur vor dem Islam im „Lande der Verheißung“ ſiegreich zu beſtehen und das verwaiſte Erbtheil der Söhne Jakobs in Beſitz zu nehmen, hat ſie nie vermocht. Vor mehr als einem halben Jahrtauſend ward das bewaffnete Europa durch überlegene Kräfte zwar aus Paläſtina vertrieben, aber das Bild des verlornen Guts iſt den Gemüthern unaustilgbar eingedrückt, und mit ſehnſuchtsvollem Verlangen ſtreckt das müde Abendland noch heute ſeine Hände nach der beglückten Küſte hin. Wie die verbannten Moslimen in den Schluchten des Atlas die reizenden Gärten am andaluſiſchen Wadi el-Kebir nicht vergeſſen wollen und noch heute die Schlüſſel der verlaſſenen Granada-Hütten ihren Kindern als Erbtheil überliefern, ebenſo wenig will die Erinnerung an die thauigen Morgenlüfte und an den bunten Anemonenteppich auf Saron ſelbſt mitten in Tumult und Bewegung des Occidents erlöſchen. Was aber dem chriſtlich-ritterlichen Sinn des Mittel-

alters auf Wegen der Gewalt nicht gelingen wollte, dasselbe versucht jetzt in unermüdeter Strebsamkeit das zähe Geschlecht des Occidents mit dem Hebel der Wissenschaft. Kenntniß ist Macht. Und wenn wir auch im steingebauten wohlbewohnten Sichem nicht Steuer nehmen und auf dem Fettboden Esdrälons nicht Garben binden können, so denken wir doch durch Einsicht in die Natur des Landes, seiner Bewohner und seiner Vergangenheit die brutalen Eigenthümer zu beschämen und gleichsam außer Besitz zu stellen.

Auf die wegebahnenden hispanischen Glaubensboten und Mönche des siebzehnten Jahrhunderts kamen zwar, nach der Bemerkung frommer aber unbehutsamer Adepten auf Japan, gewöhnlich hispanische Kriegsschaaren, um das geistig begonnene Eroberungswerk auch materiell zu vollenden und zu befestigen. Aber wahres Wissen lehrt überall Mäßigung, humane Sitte, Schonung und Gerechtigkeit, und wir zweifeln auch mit Grund, ob selbst fanatische Moslimen in den friedlichen Palästinawanderern der letzten fünf Decennien, von Seetzen und Burckhardt bis Schubert, Russegger, Tobler, Lynch und Saulcy herab, überall nur Vorläufer und Kundschafter nachrückender Christenheere sehen möchten.

Zwischen St. Hieronymus und Chateaubriand sind mehr als vierzehn Jahrhunderte verflossen und ebenso lange hat das kirchliche Wissen und die bloß theologische Erforschung des heiligen Landes gedauert. Ohne dieses ursprüngliche und überall zuerst berechtigte Element zu verdrängen und zu lähmen, ist hauptsächlich nach Begründung der Naturwissenschaften im Occident ein zweites, weiter greifendes, neue Ideen und neue Sättigung schaffendes Element ergänzend und gleichberechtigt hinzugetreten.

Wie zu jeder geistigen Bewegung des Occidents ist der erste Anstoß, gewissermaßen Theorie und Vorversuch, auch in dieser

Sache — versteht sich nicht ungestraft — von den Deutschen ausgegangen. Aber nicht bloß einem Seetzen (1806) und einem Burckhardt (1812) haben die Verhängnisse das Erschließen neuer Erkenntnißwege des Orients nicht verziehen, sie haben auch die nähere Begründung der aufgestellten Lehrsätze, das Ausebnen der Pfade, den nächsten Fortschritt, den Nutzen und die Ehre der Entdeckung, wie gewöhnlich, von den Deutschen weggenommen und hauptsächlich dem „audax genus" der angelsächsischen Race zugetheilt.

Wie die Sachen heute stehen, gebührt der eigentliche Conquistadorenruhm Palästina's im Allgemeinen und des Todten Meeres insbesondere vorzugsweise den transatlantischen Yankee-Gelehrten als wohlerworbenes Eigenthum. Den nachhaltigen und epochemachenden Entdeckungen eines Eduard Robinson und eines W. F. Lynch haben wir in der neuesten Zeit nur die zwar wesentlichen, aber doch weniger glänzenden, weniger umfassenden und auch weniger angepriesenen Funde unserer Schubert, unserer Russegger und Tobler entgegenzustellen. Dagegen sind wir freilich in der Kunst das Chaos fremder That- und Schöpfungskraft zu ordnen, herbeigeschwemmte Polygone künstlich auszumeißeln und in geschmackvoller Fügung übereinander zu legen, Lückenhaftes durch geistreiche Conjecturen auszufüllen und am Ende den kolossalen Bau mit einer romantisch-anheimelnden Tünche zu bekleiden, unübertroffene Meister geblieben.

Die Bewegung der europäischen Gemüther für Palästina, für seine Durchwanderung, seine allseitige Aufhellung und öffentliche Besprechung ist gegenwärtig — wenigstens in dem wissenschaftlich belebten Theile des Abendlandes — so lebhaft und allgemein, daß selbst die früheren Besitzer des Landes, die seit Flavius Josephus entweder ganz geschwiegen oder nur schmollend und in unverständlichen Hieroglyphentönen unter sich selbst ge-

redet haben, ihre Stimme erheben, und an den öffentlichen Verhandlungen über Palästina nach Art der „Gojim“ theilzunehmen genöthigt sind.

Es bedarf nicht bloß keiner Entschuldigung, es ist sogar nützlich und vielen Lesern angenehm, wenn nach allen diesen Vorgängen auch wir uns an dem Gegenstand betheiligen und für Sicherstellung correcter Vorbegriffe über das Land der uns allen unvergeßlichsten und frühesten Jugenderinnerungen einen, wenn auch nur unbedeutenden und schwachen, so doch übersichtlichen und umfassenden Beitrag liefern. Außer diesem allen gemeinsamen Grunde geben uns eine zweimalige Fahrt nach Jerusalem und wiederholte Wanderungen durch die merkwürdigsten Gegenden des gelobten Landes noch einen besondern Titel, in der Sache nach Kraft und Vermögen mitzureden.

Im Lande der Islambekenner warnt man zwar die Leute schon vor der Nachbarschaft eines Mannes, wenn er die Pilgerfahrt nach Mekka einmal bestanden hat; ist er aber zweimal beim Grabe des „Propheten“ gewesen, sagen sie, so verkaufe Haus und Hof und entferne dich aus dem Bereich des Doppel-Hadschi, so weit du kannst. Hoffentlich stehen wir in diesem Puncte mit dem Hochmuth El-Islams im schroffsten Gegensatz.

Der Ausdruck „Todtes Meer“ wird in der ältesten Urkunde nicht gefunden. Die Genesis redet nur von der wasserreichen Jordangegend und von' den üppigen, durch eine Erdrevolution zerstörten Städten im waldigen Thale Siddim, wo der „Salzsee“ liege. Daß bei der Katastrophe die Thalsohle von Siddim eingesunken und der Salzsee jetzt erst entstanden sei, sagt der Urtext ebenfalls nicht. Das Wörtchen „jetzt“ hat die lateinische Vulgata hinzugesetzt, obgleich Naturereignisse ähnlicher Art zu allen Zeiten vorgekommen sind. Eigentlich erfahren wir aus jener ältesten Notiz sowie aus den jüdischen Schriften überhaupt nur:

erſtens daß der Jordan damals ſchon in der Erdvertiefung rann, wo er heute rinnt, und daß folglich die Periode ſchon vorüber war, in welcher er nach Maſter Allen's neueſtem Concept mit den drei See'n Merom, Tiberias und Sodom eine unausgeſchiedene, nördlich mit dem Mittelmeere und ſüdlich über Wüſte, Berg und Schlucht mit dem Golf von Aila-Akaba am Rothen Meere zuſammenwogende Waſſerfläche bildete, über die ſich inſulariſch die Gebirge Paläſtina's hoben; zweitens daß die an den Salzſee grenzende Landſchaft der fünf Städte einſt ein blühendes, jetzt aber ein verſengtes Anſehen habe.

Im claſſiſchen Alterthum dagegen waren außer dem Daſein des Todten Meeres auch ſeine Eigenſchaften ſo wie die Zuſtände der nächſten Umgegend von Jedermann gekannt. Der See lag ja neben der großen Handelsſtraße, auf welcher vom Rothen Meere herauf die indiſchen Handelsgegenſtände nach Jeruſalem und weiter nordwärts gegen Phönizien gingen. Städte mit verlaſſenen Kunſtwerken, Tempeln, Waſſerleitungen und Baumoaſen im Süden des Todten Meeres zeugen in ihren Ruinen noch heute von der alten Lebendigkeit und Pracht. Strabo's Beſchreibung, wie er ſie nach ſeinem eigenen Geſtändniß aus dem Munde der Anwohner des Todten Meeres geſammelt hat, iſt in den Hauptzügen noch jetzt in voller Gültigkeit. Man glaubt wahrhaft Lynch und Robinſon zu hören, wenn der alte Wanderhellene von ausgedehnten Herden unterirdiſchen Feuers, von ausgebranntem Geſtein um Maſada, von ſchluchtigem Geklüfte und aſchenartigem Erdreich, von flüſſigem Erdharz und übelriechendem Waſſerſprudel, von zerſtreuten Trümmern menſchlichen Aufenthalts, ja von dreizehn durch Erdbeben umgeworfenen und durch glühende Lavaſtröme und ſiedende Schwefelwogen, wie ſpäter Pompeji und Herculanum verſchütteten, oder von den Einwohnern verlaſſenen Städten redet, deren größte und vornehmſte Sodom mit ihrem

drei Wegstunden umschließenden öden Mauerumfang damals noch vollständig zu erkennen gewesen sei.

Selbst die geologische Streitfrage unserer Zeit: „ob das Todte Meer allzeit dagewesen und durch die biblische Katastrophe sich nur vergrößert habe und über die ursprünglichen Schranken getreten sei; oder ob es erst in Folge eines Naturereignisses durch Einsinken des Thalbodens aus der Tiefe heraufgehoben und das blühende Gartenland sammt den Städten verschlungen habe", findet sich in ihren grellsten Gegensätzen rein und klar bei Strabo dargestellt.

Strabo erklärt sich unbedingt für die erstere Ansicht: der See sei ausgetreten, sei weiter vorgerückt (προπέσοι) und habe die reizende Landschaft der Städte zugedeckt*). Dagegen nimmt Eratosthenes die zweite Erklärungsweise in seinen Schutz und behauptet im Widerspruche mit seinen Zeitgenossen und mit den Umwohnern des Todten Meeres selbst, die Gegend um den See sei von Natur sumpfreich und voll unterirdischer Wasserbehälter gewesen, deren gewaltiger Durchbruch endlich den größten Theil des Tieflandes bedeckt und ein früher nicht da gewesenes tiefes Meer gebildet habe.

Getrübt und endlich ganz verfinstert ward die naturgemäße klare Localkenntniß des Todten Meeres zuerst durch die Vernichtung der jüdischen Nationalität und durch die in Folge wiederholter Empörungen auf Befehl der Cäsaren planmäßig betriebene und jahrelang anhaltende Verödung des heiligen Landes. Am verderblichsten war diese grausame Maßregel der zu Josephus' Zeiten vorzugsweise „Idumäa" genannten und ohnehin nur oasenartig

*) Die Phrase: ἡ λίμνη προπέσοι heißt nicht: „der See sei entstanden, lacum exstitisse", wie es die lateinische Uebersetzung des Xylander gibt, sondern: der See sei vorgerückt.

[Vgl. Neue Pariser Ausgabe S. 649. 650. d. H.]

bewohnten Landschaft um das Todte Meer, wo sich bekanntlich der jüdische Freiheitssinn, selbst nach dem Fall der Hauptstadt und des Jehovahtempels, in hartnäckigster und verzweiflungsvollster Widersetzlichkeit zusammendrängte und in der furchtbaren Blutscene auf Masada am Rande des See's endlich seinen Ausgang fand.

Handel und Verkehr aber, weil er überall nur festen Bestand, Friede, Ordnung, Sicherheit, reiche Städte und wohlhabende gute Märkte liebt, verließ augenblicklich das verheerte, verarmte, öde und unsichere Land, um günstigere Canäle aufzusuchen; und von der alten Glückseligkeitsblüthe, dem Oasengrün, den Säulentempeln, den Waarenzügen und den belebten Marktversammlungen ist im Gedächtniß der gräco-romanischen Welt bald nur noch der Eindruck zweier furchtbaren Strafgerichte zurückgeblieben, welche die Gottheit über die Städte und Landschaften des geheimnißvollen Salzsee's, einmal durch vom Himmel gesandtes Feuer, das anderemal durch die Knechte und Handlanger ihres Grimmes — durch die Legionen herabgeschleudert hat. Große und unwiederbringliche Unglücksfälle erfüllen das menschliche Gemüth mit Furcht und Aberglauben, gegen die es kein Heilmittel als bürgerliche Glückseligkeit mit wahrhafter Einsicht und lichtvollem Erkennen gibt.

Am Schlusse des zweiten Jahrhunderts christlicher Zeit waren die hellenischen Vorstellungen und selbst die jüdisch-gemäßigte Ansicht über die Naturzustände des Asphalt- oder Salzsee's schon so weit erloschen, daß die märchenhafte, alles gesunde und correcte Einsehen abstreifende Erzählung des frommen Kirchenvaters Irenäus über die in der Nähe der Brandstätte Sodoms noch zu seiner Zeit aufrechtstehende, menschlich gegliederte und organisch belebte Lot-Salzsäule bei seinen Zeitgenossen schon keinen Widerspruch mehr fand. Von dieser Salzsäule, in welche zur Strafe

weiblicher Neugier und Unbotmäßigkeit, nach der frommen Sage, Lot's Eheweib verwandelt wurde, hat der jüdische Priester, Feldherr und Historiograph Flavius Josephus am Schlusse der alten Culturwelt als letzter Augenzeuge Bericht gethan. Nach dem Wiedererwachen des geistigen Lebens, der naturgemäßen Forschung und des kritischen Wissens zum erstenmal wiedergesehen und gleichsam von neuem entdeckt hat diese Naturerscheinung der nordamerikanische Seecapitain F. W. Lynch erst im Jahre des Heils 1848. — Während der dazwischen liegenden achtzehn Jahrhunderte hatten Skepsis und strenge Gläubigkeit, Phantasie, Sage und Furcht der Menschen freies Spiel.

Aus derselben jüdischen Quelle hat sich das ganze Mittelalter hindurch und bis auf die neueste Zeit herab die abenteuerliche Sage erhalten: man könne bei heiterem Himmel und sommerlicher Windstille tief unter dem Wasserspiegel des Todten Meeres noch heute die angeschwärzten Mauern der versunkenen Städte sehen. Diese Sage ist bis zu einem gewissen Punct auch nicht ganz unrichtig: die Schattenbilder, die inhaltleeren, rauch- und alterangeschwärzten Umrisse, die Trümmer, das cyklopische Gemäuer von Sodom und Gomorrha sollen wirklich heute noch bestehen und durch die beiden neuesten Augenzeugen Lynch und Saulcy (1848—1850) aus der achtzehnhundertjährigen Nacht wieder an das Licht gekommen sein. Aber nicht unter dem Wasserspiegel, sondern auf dem Uferstrich, in den Deltaeinschnitten am Südende des Salzmeeres habe man sie gefunden, gerade wie sie Flavius Josephus am Ende des ersten Jahrhunderts aus eigener Localansicht beschrieben hat.

Neugierigen Lesern macht es vielleicht Vergnügen die Ansichten und Meinungen zu erfahren, welche über das verrufene Salzmeer unter den gebildeten Bekennern des Islam in Umlauf sind. Mit dem Mufti von Lariſſa (1841), mit dem Ober-Kadi von

Prusa (1847) und mit verschiedenen gelehrten Ulema in Stambul selbst ist das Thema wiederholt zur Sprache gekommen. So verschieden auch Gemüthsart und Bildungsstufe der Zwischenredner immer sein mochten, so war doch die Antwort auf unsere Fragen jederzeit und bei allen genau dieselbe: „Vor Alters sind auf der Stelle des Lot-See's fünf Städte gewesen." Nebenher waren diese ehrenwerthen und gelehrten Moslimen der festen Ueberzeugung, Unzucht und Liederlichkeit — früher auf der Erde unbekannt — seien erst von den Bewohnern des Hauptortes der Pentapolis erfunden und von ihrer Mitte aus über die Welt verbreitet worden. Und eben weil diese Unseligen in ihrer Verblendung auf die Strafpredigten des „heiligen Lut", der ihnen den liederlichen Lebenswandel strengstens untersagte, nicht hören wollten, habe Allah die besagten Städte „obenuntengekehrt."

Diese Vorstellungen haben sich nicht etwa bloß des semitischen Orients bemächtigt; sie sind bei dem Verfall geistiger Bildung und bürgerlicher Glückseligkeit nach und nach mit derselben Uebermacht auch in den Glaubens- und Ideenkreis des Abendlandes eingedrungen.

Abergläubisch-religiöse Eindrücke, die sich unserer Jugendzeit bemächtigen, sagt man, seien bei dem einzelnen Menschen so lebhaft und tief, daß keine Erfahrung des reifern Alters, ja nicht einmal die spätere Ueberzeugung, daß sie falsch und trügerisch seien, diese ersten Jugendeindrücke in der Seele ganz auszulöschen und zu verwischen überall die Kraft besitzen. Ein auffallender Beweis dieser Wahrheit ist der eben genannte W. F. Lynch, der junge, vorurtheilsfreie und strenggeschulte Yankee-Seeofficier, der unter allen Sterblichen zuerst aus dem See Tiberias zu Schiffe auf dem Jordan in das Todte Meer herabgekommen ist, der den Jordanspalt in seiner ganzen Länge und die Salzseefläche in ihrer ganzen Ausdehnung rundumher wissenschaftlich untersucht, mit

Sextant und Astrolab die Oertlichkeiten am Gestade bestimmt und in Folge dieser umfassenden Localprüfungen die Naturnothwendigkeit einer in dieser Vertiefung zu allen Zeiten stehenden Wasserſammlung deutlich erkannt hat, sich aber dessenungeachtet der geheimnißvollen Schrecken angeerbter Vorstellungen doch nicht zu erwehren vermochte.

Ausdrücke wie „schauererfüllt, gespensterhafte und unnatürliche Wolken-, Berg- und Seegestalt; grauenhafter Anblick wie Dante's Höllenthor; Glutsturmluft, rothe strahlenlose Sonnenscheibe, wie es über Sodom gewesen sein mag just bevor der Allmächtige in seinem Zorn Feuer herabregnete auf die Städte der Ebene; geheimnißvolles Wasserelement, einziges Werk des Schöpfers, welches nichts lebendes ernährt," solche Ausdrücke, sagen wir, mitten in geometrisch-genaue Berechnungen eingestreut, beweisen hinlänglich, daß bei Master Lynch der Verstand das Gemüth nicht überwunden hat, und daß die Furcht vor einer übernatürlichen und unwiderstehlichen Macht dem sterblichen Menschen ein Bedürfniß ist.

Zum tiefliegenden sittlichen Gefühle des jungen Forschers gesellten sich auch noch die überwältigenden Eindrücke eines raschen Scenenwechsels. Aus der dunkelbewaldeten Neuen Welt, aus einer Landschaft voll düstern Schattengrüns, von meergleichen Süßwasserſee'n und riesigen Strömen durchflutet, aus dem Gewühle und dem wogenden Getümmel einer kolossalen Weltstadt sich ohne vermittelnden Uebergang und gleichsam wie durch Zauberschlag in die glühende, lichthelle, schweigsame, baum- und wasserlose Wildniß am Todten Meere versetzt zu sehen, könnte das stärkste Nervensystem erschüttern, könnte wie einst die ausgebrannte Oede der Trojanerstadt den frömmsten und muthvollsten Aeneas verzagt und melancholisch machen,

horror ubique animos atque alta silentia terrent!

Zeit und Gewohnheit werden freilich die Macht des ersten Eindrucks bald auch in diesem Falle schwächen und endlich die Gemüthsbewegung und das Gefühl mit der Wirklichkeit in das rechte Verhältniß bringen. Bei M. Lynch genügten wenige Tage angestrengter Thätigkeit und heiterer Luftscenen den aufgeregten Gemüthssturm einigermaßen zu beruhigen und dem zur Durchführung seines Auftrags nöthigen Grade von Besonnenheit und nüchternem Urtheil, wenigstens zeitweise das Uebergewicht zu verschaffen. Bei der ersten Veranlassung sind aber die besiegt geglaubten Schrecken und das unheimliche Gefühl der grauenvollen Oertlichkeit, besonders am früher undurchforschten Südende des See's, noch einmal, und zwar in verstärkter Kraft und Eindringlichkeit in der Seele des neuen Charon aufgewacht.

Die Aufrichtigkeit, mit welcher Hr. Lynch seine psychischen Täuschungen eingesteht, und das leidenschaftlich warme Colorit, mit dem er uns seine Gemüthszustände in der Glutatmosphäre einer Samum-Abendsonne malt, halten wir für eine der wesentlichsten Zierden seiner an neuen Anschauungen und frischen Scenenbildern reichen Berichterstattung.

Es vermag ja auch nur vorzugsweise das Leidenschaftliche einer Schrift den Leser dauernd zu fesseln und anzuziehen.

Allmählich hatte das Interesse am Unternehmen, wie Hr. L. meinte, die ersten Anwandlungen der Furcht und Aengstlichkeit unterjocht. „Allein jetzt", erzählt er fort, „wie ich allein saß und nicht wie die übrigen in der Segelbarke schlummern konnte, sind diese Gefühle auf einmal wieder aus den Tiefen des Gemüthes heraufgetaucht; und wie ich auf die in Schlaf versunkenen Fährleute blickte, fühlte ich, „daß sich die Haare meines Fleisches aufrichteten", wie es dem Hiob geschah, als „ein Geist an ihm vorüberzog"; denn nach den Eingebungen meiner aufgeregten Phantasie lag in ihren entzündeten und aufgedunsenen

Gesichtern ein furchterregender Ausdruck. Der grauenvolle Engel des Unheils schien über ihnen zu schweben und ich erkannte die Wahrzeichen seiner Gegenwart in ihrem fieberhaft erhitzten Schlaf. Die einen mit gebogenen Leibern und mit über die losgelassenen Ruder schlenkernden Armen, die Hände von der ätzenden Salzfluth geschunden, lagen in tiefen Schlaf versunken; andere mit zurückliegendem Kopfe und schrundigen Lippen und scharlachgefleckten Backen, waren selbst im Schlummer noch wie von Hitze und Ermattung niedergedrückt, während etliche, auf deren Antlitz der blasse Tag vom Wasserspiegel widerblitzte, Geistern glichen und mit nervösem Lippenzucken wie betäubt hintaumelten, zeitweise sich aufrafften und tiefe Züge aus dem Wasserbecher thaten, um wieder in lethargischen Schlummer zurückzusinken."

„Die Einsamkeit, die Scene selbst und das eigene Gedankenspiel erdrückten mich; ich fühlte, wie ich da saß und der Kahn schläfrig matt unter meiner Hand sich fortbewegte, als wäre ich ein anderer Charon, nicht die Seelen, sondern die Leiber der Abgeschiedenen und Verdammten über den unterweltlichen Cocytus hinüberführend."

Läse Jemand aus Lynch's Todten-Meer-Berichte nichts als diese Scirocco-Scene, müßte er selbst die jüdischen Rigoristen mit St. Irenäus noch des Leichtsinnes beschuldigen; vor allem aber müßte er die sträfliche Wißbegier verdammen, welche gefühlvoll angethane menschliche Wesen solchen Prüfungen entgegenwirft.

Wäre aber Hr. L., statt aus dem Urwald Amerika's aus der libyschen Sandwüste, von der schauerlichen Oede des einst so prachtvollen Möris-See's, oder auch nur von dem samumgepeitschten Ufer des oberägyptischen Nilstroms an das Todte Meer gekommen, gewiß, die sommerlich vorüberstreichende Sodomsglut hätte seine Phantasie nicht erhitzt.

Aegypten kurz vor oder kurz nach der befruchtenden Ueber-

schwemmung gesehen und das Todte Meer während der versengenden Sommerglut oder zur Zeit der üppigsten Anemonenpracht besucht, sind die beiden sich selbst unähnlichsten Erscheinungen, welche je ein Mensch gesehen hat.

Die Lynch-Expedition erschien erst im letzten April-Drittel auf dem Asphaltsee und dauerte bis gegen die Mitte des nächsten Monats, wo die Winterfeuchtigkeit schon überall aufgezehrt, die Flora vom Samumhauch versengt und nur in den perennen Bächen noch Grün und Wasser war.

Dagegen hat Capitain de Saulcy diesen nämlichen Schauplatz Lynch'scher Melancholie — das Südende des Todten Meeres — so viel bekannt unter allen wissenschaftlichen Erforschern jenes Himmelsstriches zuerst in der günstigsten Jahreszeit, Januar 1851, hin und zurück umwandert und eine Beschreibung aufgestellt, die nicht bloß den Leser über den „Lynch-Horror" beruhigt; die auch den Wasserreichthum und die ägyptische Landschaftspracht der alten Thalebene Siddim begreiflich macht, nebenher aber auch dem schwanken Gerede abendländischer Gelehrsamkeit endlich eine feste Unterlage gibt.

Das uranfängliche, naturnothwendige Dasein des Kaspi-See's z. B. und des Medischen „Todten Meeres" (Urmia) auf den Grund hin zu bestreiten, daß sie rund abgeschlossen sind und doch große Zuflüsse in ihrem Schooße aufnehmen, ist der abendländischen Wissenschaft noch nirgend in den Sinn gekommen, sintemal der Satz, „daß sich alles convergirend rinnende Gewässer im tiefliegendsten Puncte seines Gebietes sammeln muß", nicht umzustoßen ist.

Kann man also nachweisen, das Becken des Asphaltsee's sei ebenfalls eine solche Centraltiefe, ein solcher naturnothwendiger Sammelplatz für alle aus einem streng abgegrenzten, nach allen Richtungen höher gelegenen und sich gegen das Todte Meer überall

abdachenden Ländergebiete zusammenrinnende Flüssigkeit, so ist wenigstens so viel entschieden, daß seit der noch jetzt bestehenden letzten Gestaltung der Erdrinde die Umgegend unseres Todten Meeres ohne eine stehende, seeartige, mehr oder weniger ausgedehnte und mehr oder weniger tiefe Ansammlung von Wasser nicht zu denken ist.

Daß diese Ansammlung und Centraltiefe alle den Ost- und Westuferbergen perenn und periodisch entstürzenden Bäche aufnimmt, und daß besonders vom schneereichen Antilibanon herab ein wasserreicher nie versiegender Strom seine Fluth in den Asphaltsee wälze, weiß man im Allgemeinen seit Urbeginn. Daß aber dieser dunkelfarbige reißende Jordanstrom für sich allein täglich gegen sechs Millionen und neunzigtausend Tonnen Süßwasser in das langgestreckte und engeingekeilte Todte Meer schütte, hat man erst in der neuern Zeit ausgerechnet.

Das Todte Meer ist nicht, wie es sich etwa die Phantasie des Lesers gern vormalen möchte, eine unübersehbare, matt und niedrig eingerandete Wasserfläche; auch ein oval ausgebauchter und mit einem Ausfluß versehener Bergsee, wie z. B. das „Meer von Tiberias", ist es nicht.

Vom Fuß des Antilibanon, wo die Jordanquellen sind, zieht sich zwischen zwei parallel streichenden Felsgebirgen, anfangs enge und in mäßiger Flachsenkung, vom See Tiberias an gerechnet aber entschiedener und tiefer eingedrückt, ein vier bis fünf Stunden breiter Thalspalt — el-Ghor der arabischen und ὁ Αὐλών der griechischen Erdbeschreiber — mit dem Jordanstrom in der Mitte, südwärts abfallend und ohne wesentliche Unterbrechung, wie man voraussetzte, durch die Steinwüste Arabiens, stellenweise mit lieblichen Oasen ausgeschmückt, bis zum Ailanitischen Golf am Rothen Meere fort, in welches Rothe Meer — diesem Thalspalt folgend — nach einer noch heute nicht ganz über-

wundenen Auslegung, ſich vor der Lot-Kataſtrophe, oder wenigſtens in der vorhiſtoriſchen Zeit der Jordan ausgemündet habe.

Das Daſein der beiden Durchgangſee'n Merom und Tiberias wird nicht angefochten, von einem „Todten Meere“ aber will dieſe Hypotheſe zu jener Zeit noch nichts wiſſen.

Aber eine kurze Strecke unterhalb Jericho erſcheint dieſer verhältnißmäßig ſchmale Jordan-Thalſpalt in einer Länge von etwas über zwanzig Wegſtunden, gerade wo die Uferberge am höchſten ſind, wie plötzlich eingeſunken und in ein gleichſam unausfüllbares Grab des vorher luſtig vorüberrauſchenden Jordanſtromes umgewandelt.

Das iſt das Todte Meer — ein ſchmaler Langſee, ein plötzlich im Lauf erſtarrter Fluß.

Ob nun dieſer Bodeneinbruch, dieſes bis zum Ueberſtrömen nicht ausfüllbare Jordangrab von Anbeginn der Erde dageweſen, oder ob es mit völliger Umkehr aller natürlichen Terrainverhältniſſe der umliegenden Landſchaft erſt im Dämmerlicht der hiſtoriſchen Zeit und unmittelbar durch höhere Einwirkung entſtanden ſei, iſt eine Frage, mit welcher ſich dieſe Darſtellung nicht zu befaſſen hat. Genug, daß dieſe letztere Vorausſetzung, wie ſchon oben gezeigt worden, in der ehrwürdigſten und älteſten geſchichtlichen Urkunde keine Beſtätigung findet.

Man begreift daher aber auch wirklich nicht, was der wiſſenſchaftlich ſo gut ausgebildete M. Lynch mit ſeinen ſchwärmeriſchen, gemüthskranken, verzagten und immer wiederkehrenden Betrachtungen und „Exclamationen“ über Natur und Vergangenheit, nicht etwa bloß der finſtern Waſſertiefe, „welche die ſchuldbeladenen Städte verſchlungen“, ſondern der ganzen Jordaneinſenkung oder des ſogenannten „Ghor“ ſelbſt eigentlich ſagen will.

Von dem Gedanken an etwas Außerordentliches, Unerhörtes, Plötzliches, Uebernatürliches, vorher und nachher nie und nirgend

Dageweſenes beherrſcht, betäubt und überwältigt, begnügt er ſich ſogar am Schluſſe ſeiner mit ſeemänniſcher Schärfe geführten Unterſuchung nicht mehr mit dem geologiſch conſtatirten Daſein einer plötzlichen Senkung der Ghor-Sohle, wo jetzt das Todte Meer; auch dieſes Ghor ſelbſt, dieſer ganze Jordanſpalt, möchte er glauben, ſei durch dieſelbe außerordentliche vulcaniſche Erſchütterung erſt in Folge göttlichen Feuerausbruches und Erdbrandes eingeſunken und demnach das Kalkufergebirge zu beiden Seiten des Spalts älter als der See ſelbſt.

Auf dieſen etwas eigenthümlichen Gedanken brachte ihn die mit Hülfe der Sonde gewonnene Erkenntniß, daß zwiſchen der „Jabokmündung" (nördlich oberhalb Jericho) und dem Todten Meere auch ſchon das Jordanbett ſelbſt unerwartet raſch einſinke und daß auf der ganzen Nordhälfte der Seegegend die Nebenzuflüſſe, ſtatt ſich gleichmäßig und ſanft ihr Bett durch den „bituminöſen" und reichen Kalkſtein auszugraben, auf beiden Ufern mehrere hundert Fuß in jähem Abſturze kataraktenmäßig niederrauſchen.

Zur Begründung der Hypotheſe ſei nur noch ein gleich raſches Abfallen der Stromrinnen auch am Südende des See's nöthig. Dieſes letztere ſei nun aber nicht der Fall, weil ſich am Südende des See's die Gießbachſchluchten — ſo viel er zu beobachten Gelegenheit hatte — ohne raſchen Steilabfall und gleichſam ſanft in das Ghor herabſenken, obgleich z. B. ſchon die Schlucht des vom moabitiſchen Kerak herabrinnenden perennen Baches um mehr als tauſend Fuß höher als das Ghoweirawaſſerthal unweit der Jordanmündung liege.

Durch dieſen geologiſchen Beiſatz wird der Hauptſchluß in ſeiner Weſenheit wieder aufgehoben.

Mit dieſer Selbſtwiderlegung nicht zufrieden, hat Hr. L. den guten Sinn für weitere Entkräftung ſeiner Theſis auch noch

einzubekennen, daß Steilwasserstürze für ein höheres Alter der Todten-Meer-Uferberge eigentlich nichts beweisen können, „weil die Nebenbäche, wie die Ströme überhaupt, von Natur überall und ohne Rücksicht auf spitze oder stumpfe Mündungswinkel, die steilsten Abstürze als Bahn- und Ausgangspuncte suchen."

Jedoch seine wiederholt eingestandene, auf das Ansehen der heiligen Schrift gestützte Ueberzeugung, daß diese ganze Jordan-Ghor- und Meerverschluchtung die eingesunkene und durch göttlichen Zorn in den finstern Abgrund geschleuderte Siddim-Ebene sei, läßt sich Hr. L. nun einmal nicht mehr rauben, was natürlich auch nicht im entferntesten unsere Absicht ist. Wenn aber Hr. L. als Hauptbeweis für diese strenge Auslegung der heiligen Urkunden die „außerordentlichen" Ergebnisse seiner Seetiefen-Messungen durch die Bleisonde angesehen wissen will, so wird seine Logik nicht von allen Lesern als scharf und schlagend gepriesen sein.

Hr. L. hat während seines dreiwöchentlichen Aufenthalts auf dem Todten Meere an 163-verschiedenen Puncten der Wasserfläche seine Sonde in die Tiefe hinabgelassen und den Befund jedesmal mit strengster Gewissenhaftigkeit in der seinem gedruckten Berichte beigelegten Karte des Todten Meeres eingetragen.

„Der Boden des Todten Meeres", sagt er, „besteht aus zwei ungleichen, vom Wasser verschlungenen Ebenen, — einer kleinern erhöhten, und einer größern niedriger eingedrückten; erstere sei im Durchschnitt nicht mehr als dreizehn Fuß, die andere aber dreizehnhundert Fuß unter dem Wasserspiegel."

Aus dem zufälligen Umstande, daß vom Boden des Todten Meeres die größere oder nördliche Hälfte dreizehnhundert Fuß, die kleinere oder südliche aber nur dreizehn Fuß unter dem Wasserspiegel liege, zieht Hr. L. den Schluß, „that this entire chasm was a plain sunk and „overwhelmed" by the wrath of God."

Der Syllogismus ist mehr fromm als bündig. Jedoch hat Hr. L., wie er am Schlusse seiner Untersuchung anspruchlos und bescheiden anmerkt, auf dem Todten Meere nur Thatsachen gesammelt, nur Wirklichkeiten aufgezeichnet, will aber Verhandlung und wissenschaftliche Auseinandersetzung, Begründung und Anwendung seiner physikalischen Beobachtungen den „Gelehrten" überlassen. Er selbst ist mit sich im Reinen und scheut sich auch nicht im Geringsten auf den Grund seiner gemachten Erfahrungen hin seine Gläubigkeit offen und unumwunden einzugestehen: „Als wir auf diesen See kamen", sagt er, „waren unsere Meinungen voll Widerspruch. Einer von der Gesellschaft war ein Skeptiker, und ein anderer trug seinen Unglauben an die Mosaische Erzählung offen zur Schau. Nach zweiundzwanzigtägiger gewissenhaft unternommener Prüfung sind wir, wenn ich mich nicht täusche, in der Ueberzeugung von der Wahrheit der biblischen Angabe über den Untergang der Städte der Jordanebene alle insgesammt Eines Sinnes." Nebenher ist Hr. L. billig genug, nicht etwa an eine Unfehlbarkeit und absolut bindende Kraft seiner Anschauungen zu glauben. Nur der innere Drang gegen die „schalen" Argumente ungläubig „Sein-Wollender" einfach Verwahrung einzulegen, habe ihn zum lauten Bekenntniß seiner Meinung über den Ursprung des Todten Meeres bewogen.

Im Ganzen genommen hat Lynch's Bericht über das Todte Meer einen vollständig rückschlagenden Charakter; er ist aber zu gleicher Zeit vom Geiste der reinsten Sittlichkeit und der ungeschminktesten Gottesfurcht durchwebt, wie er einem nicht aus allen Werken über dieses Naturgebilde entgegenweht.

Sonderbar; daß die stärksten Rückschläge gegen die „Would-be-unbelievers" des Occidents von der angelsächsischen Race, und zwar aus dem Munde des „Riesen der Zukunft" kommen müssen! Ist Wissenschaft nicht mehr „Macht", wie bei Verulam? Ist sie

nicht „Versöhnung“, wie bei Schelling? Wäre sie wirklich „Umkehr“, wie bei Stahl? Wundern aber soll sich Niemand, wenn bei Lynch und seinen Scenerien hier länger verweilt und sorglicher verhandelt wird, als es bei den Reisebüchern der übrigen Palästinawanderer zusammengenommen nöthig scheint. Nicht bloß Vorkehrung und Umsicht, geistige und materielle Hülfsmittel, Zeit, Rückhalt und Glück heben ihn über alle seine Vorgänger und Nebenbuhler weit empor. Für uns hat über alle diese Vorzüge hinaus sein weiches und empfindsames Gemüth, seine Eindrucksfähigkeit für Naturbilder und selbst seine schwärmerische Melancholie noch einen eigenthümlichen, schwer zu beschreibenden Reiz.

Schon die erste Strandnachtscene nach dem Einlaufen aus der Jordansfluth in das schwer aufwogende Todte Meer schildert Gemüth und Empfindsamkeit des Mannes. „Um Mitternacht, während die Mondscheibe über den Gebirgsrand im Osten heraufstieg und die Wolken in phantastisch-wilden Schatten auf der Fläche des düstern Wassers spielten; während alles, Berge, See und Wolken, geisterhaft und unnatürlich schien, schlug der Kloster-Glockenklang von Mar-Saba lieblich tönend an das Ohr; es war der Schall, der die Christen zum Gebete rief und Zeugniß gab wie von den Bedürfnissen des Menschen, so von seiner Sympathie für die Wanderer am Strande des Todten See's. Es lag eine große Beruhigung im Bewußtsein, daß es in einer zwar wilden und traurigen Oede, aber nicht weit von uns, Mitchristen gebe,. die ihre Stimme flehend zu dem großen und guten Wesen erhoben, vor welchem, zwar verschieden in der Form, aber ungetheilt im Glauben, auch wir uns neigten.“ — Der Abstand vom Kloster St. Saba bis zur Strandquelle Ain-Feschchah, wo die Amerikaner lagerten, kann in gerader Linie nicht geringer als zwei Stunden sein; und man denke selbst, wie rasch die

Senkung des Terrains, wie rein und dünn die Atmosphäre und wie schweigsam-öde Nacht und Lagerstätte waren, um in solcher Entfernung noch die zaubervolle Melodie des Glockentones zu hören.

Die eine und die andere, wo nicht gar die meisten der vorgefaßten Meinungen, mit welchen Hr. Lynch vom grünumrandeten Ontario-See und den dunkeln Mississippi-Wäldern in das abgeholzte Palästina und die vulcanische Oede des Asphaltsee's gekommen war, mußten gleich in den ersten Tagen seiner nautischen Experimente als unbegründet aufgegeben werden. Die Phantasiegebilde von einem „immensen", meerähnlichen See, von der Unbeweglichkeit und dem übeln Geruch des Wassers, von der trostlosen Oede des ersten Anblicks, vom Mangel alles Pflanzengrüns an einem humus- und süßwasserlosen Strande rundumher, von der Unmöglichkeit des thierischen Lebens am See, über dem See und im See mußten mit vielen anderen nacheinander schwinden und — wo nicht gar ganz in das Gegentheil umschlagen, so doch der Ueberzeugung Platz machen, daß sich dem gewissenhaften und ruhigen Beobachter am Todten Meere überall nur die gewöhnlichen und naturgesetzmäßigen Erscheinungen des Vulcanismus darbieten, wie sie unter ähnlichen Verhältnissen und Vorgängen auch auf jedem andern Puncte der Erdrinde hervortreten.

Daß aber das Todte Meer mit seiner Umgebung beim ersten Anblick nichts befremdendes oder gar abschreckendes habe, ja im Gegentheil selbst zur Zeit der größten Hitze und der in ganz Judäa versengten Vegetation noch überraschend liebliche Scenen biete, einen durchsichtigen, klaren Wasserspiegel, schön geschwungene Uferhöhen, Schluchtengrün, perenne Bäche und eine Brandung, die sich im Hauch der Morgenluft idyllisch murmelnd am Ufer bricht, hat man für sich und im Stillen, zu nicht geringer

Ueberraschung, schon vor mehr als zwanzig Jahren bemerkt und im noch bis heute ungedruckten Tagebuch jener ersten Wanderschaft im Orient (3. August 1832) niedergelegt*). Oeffentlich ausgesprochen ward dieser neue Gedanke, so viel man weiß, zuerst in Hrn. v. Schubert's Reise in den Orient. Die Umrisse der Klippenberge am Ost- und Westufer des Todten Meeres rechnet Hr. v. Schubert zu den schönsten und herrlichsten, die er je gesehen, und er will sie auch nicht öder, wohl aber auf vielen Puncten grüner und schattiger finden als die Ufer des Rothen Meeres. Ebenso machte auf den vielgewanderten Hrn. Russegger z. B. Suez und sogar die Umgegend von Alexandria und der Mareotis-See einen noch viel trostlosern Eindruck, als das Todte Meer mit allen Schrecknissen seiner Dürre und Verlassenheit.

Hr. Russegger spricht von Ammenmärchen und Fabelwerk zur Erschütterung der Einbildungskraft verzagter Menschen,

quid styga, quid tenebras, quid nomina vana timetis?
materiem vatum, falsique piacula mundi!

Selbst die Ausdrücke „ungeheurer, tiefer Kessel, hoher Klippen- und nackter Kalksteinrand", deren sich Robinson und Lynch in blinder Nachbetung des Alterthums häufig und gleichmäßig

*) Diese Stelle lautet: „Morgens vier Uhr zu der Jordans-Furth, zwei Stunden von Jericho, mit vermehrter Bedeckung abgegangen. Laulichtes Wasser des Flusses, verborgen zwischen zwei Reihen lieblich beschatteten Gebüsches. Oede des Thales, kein Fußtritt, keine menschliche Stimme; der Strom rauscht nicht. Sodoms Aepfel zur Erinnerung von einem Strauche gepflückt. Weg zum Todten Meer über die mit Gebüsch überwachsene Sandfläche. Wellen, salzgeschwängertes Wasser. Weg durch eine steile Gießbachschlucht auf die Alpenwüste und herrliche Aussicht von der obersten Bergspitze über die Wüste und einen großen Theil des Todten Meeres. Hitze, Windsbraut, Ermattung. Cedrons-Schlucht und befestigtes Kloster St. Saba um zwei Uhr Nachmittags erreicht. . . ." Anm. d. H.

bedienen, halten die nähere Prüfung nicht überall aus. Redet aber Hr. Lynch von „rauhen, eisengleichen Gebirgen im Südost des Todten Meeres; von vulcanischer Bildung und von Lavatrümmern der Ostseite; von aschbraunen, purpurfarbigen, wetterzerschlagenen, senkrechten, verbrannten, terrassig wie von Menschenhand kunstrecht aufgebauten, in der Form bald einem Wartthurm, bald einem Castell ähnelnden Uferfelsen im Westen des See's", so hat er ein correctes und naturgetreues Bild gegeben.

Vergleicht Hr. L. dagegen bei seinem Einlaufen in das stürmisch aufgeregte und einer schäumenden Salzlacke gleichende Todte Meer das an die Kahnwände hinprallende Wassergewoge, wegen seiner Dichtigkeit, nicht mit gewöhnlichen Wellenschlägen einer empörten See, sondern mit „den Schmiedehämmern der Titanen", so weiß der Leser ebenfalls, was solche Redefiguren in ruhiger Prosa zu bedeuten haben.

Der höhere Salzgehalt und folglich auch die größere Dichtigkeit des Todtenmeerwassers im Gegensatze zur Flüssigkeit der Atlantis und des Mittelmeeres wird durch die chemische Analyse beider sowie durch die Berechnung, daß die Barken bei gleicher Ladung auf dem Asphaltsee um einen Zoll weniger tief gehen als im Süßwasser des Jordanstroms, viel schärfer bewiesen, als durch den zufälligen Umstand, daß der vom Wellensturm pfeilschnell fortgeschleuderte Kahn nach plötzlich eingetretener Windstille in Zeit von zwanzig Minuten wie auf geebnetem Wasserspiegel sanft und milde hinglitt. Auf der specifisch leichtern Propontis hat man diese nämliche Erfahrung in einem noch auffallenderen Grade, aber auch bei einer höchst peinlichen und gefahrvollen Veranlassung zu machen schon vor mehr als zwanzig Jahren Gelegenheit gehabt. Dem Geschmacke nach schien Herrn L. das Wasser gleich an der Jordanmündung, wie später in der

Mitte und am Südende, herbe und unangenehm, ein widerliches Compositum von Salz und Bitter; auf Hand, Gesicht und Kleidern ließ es eine fett-ölige Kruste zurück, erregte aber zugleich ein ätzend-prickelndes Gefühl, wo der Gischt mit der Haut in Berührung kam; ein besonders peinliches Brennen erzeugte es im Auge; aber gegen alle Erwartung fand Hr. L. das Wasser überall völlig geruchlos. Vom ekeligen, besonders im frischen Windhauche dem Wanderer am Todten Meere stellenweise äußerst lästigen Schwefelgeruche glaubte noch Lynch's unmittelbarer Vorgänger Molineaux, er steige vom Meere selber auf. Hr. L. erkannte aber, daß diese widerlichen und schädlichen Dünste von den faulen Quellen und Versumpfungen längs dem Seeufer kommen und durch den Hauch stehender Wasserpfützen an der Jordanmündung noch schärfer werden.

Nach Maßgabe des einfallenden Lichtes, der laufenden Tageszeit und des eingenommenen Standpunctes ist die Wasserfläche bald wie ein reiner Spiegel, bald wie geschmolzen Blei; bald wie eine phosphorleuchtende Schaumfläche; im Vollmondscheine einer stillen, hellen Sommernacht gar wie Absinth, wie verdünnter Absinth oder wie die Färbung eines persischen Opal. Wilson fand das Wasser dicht am Ufer bouteillengrün, den allgemeinen Spiegel der Oberfläche aber sehr dunkelblau oder bleifarbig; Robinson nennt es grün, grünlich, ölicht, nicht ganz durchsichtig; erfrischend, aber juckend, und in der Dunkelheit wirft die Wellenbrandung einen matten Grabesschimmer auf das erstorbene Buschwerk und auf das wirre Felsgetrümmer des Küstenstrichs. Besonders düster war der Anblick einmal bei vollkommener Windstille. Glatt und bewegungslos wie ein Binnenpfuhl lag der See in der Mittagsglut, von dünner, durchsichtiger, purpurgleicher, mit der ungewöhnlichen Farbe des Wassers wunderbar

abstechender Dunsthülle zugedeckt — von weitem wie der Rauch eines entflammten Schwefelfeldes, wie ein gewaltiger Kessel geschmolzenen aber bewegungslosen Metalls. Um so lieblicher war die Scene in heiterschöner Sommernacht, wenn der Lichtschimmer der schwindenden Mondscheibe auf den regungslosen sanften Wasserspiegel fiel und laue Lüfte um die im Blüthenduft des stillen Tamariskenhains am Strande schlummernden oder in der Morgenkühle zechenden Yankees fächelten. Blickt aber der Wanderer aus der dunkeln tiefen Engschlucht El-Zoweireh (etwas nördlich von Sodom), der über die Ostberge heraufleuchtenden Morgensonne entgegen, so schimmert die glasigruhige Wasserfläche wie flüssig Gold.

Salzgehalt und Dichtigkeit des Wassers sind zwar nicht zu allen Jahreszeiten und auf allen Stellen des Todten Meeres gleich, jedoch immer so bedeutend, daß sich der thierische Körper hier leichter als anderswo im Gleichgewichte hält. Pferde und Maulthiere schwammen zwar ohne umzuschlagen, jedoch ein wenig auf die Seite gelehnt, tief in den See hinein, und ein muskulöser, starker Mann blieb ohne Anstrengung bis an die Brust über Wasser. Robinson will aus eigener Erfahrung wissen, wie es auch schon Tacitus angedeutet hat, daß Leute, die weder in süßem noch in salzigem Wasser zu schwimmen verstehen, im Todten Meere ohne Anstrengung sitzen, stehen, liegen oder schwimmen können wegen der außerordentlichen Leichtigkeit, mit welcher es fremde Körper flott erhält. Noch weiter als die vorgenannten geht Flavius Josephus, der selbst die specifisch schwersten Gegenstände (Steine und Metalle?) auf der Oberfläche schwimmen läßt und das Untersinken geradezu für unmöglich erklärt, wenn sich auch Jemand absichtlich ertränken wollte. Zur Probe habe Vespasian des Schwimmens unkundige Gefangene, mit auf den Rücken gebundenen Händen, wo es am

tiefsten ist, in das Todte Meer werfen lassen; alle seien aber, wie von einer höheren Gewalt gehoben, auf der Oberfläche geblieben. Indessen sollen, wie Seetzen bei der Serkamündung auf der Ostseite des Todten Meeres vernahm, schon öfter Beduinen beim unvorsichtigen Baden im Salzwasser ertrunken sein.

Daß aber auch die Sage von der tödtlichen Atmosphäre des Salzmeeres nicht gar zu strenge gedeutet werden dürfe, und daß am See, über dem See und sogar auf dem See Lebendiges athmen und gedeihen könne, hat sich im Allgemeinen schon bei der ersten Umwanderung des Todten Meeres durch Seetzen (1806) herausgestellt, ist aber erst durch Lynch (1848) mit der gewissenhaftesten Genauigkeit für den ganzen Umfang der Asphaltis bestätigt worden. Theils die Zähigkeit, mit der man alte Meinungen, selbst den tüchtigsten Gegenbeweisen zum Trotz, festzuhalten pflegt, theils die Vereinzelung und Accentlosigkeit dieser zerstreuten Gegenangaben machen es räthlich, das Zusammenhängende und Nachhaltige der Lynchbeobachtungen in diesem Puncte in möglichster Vollkommenheit hervorzuheben, um auch die letzten Anhalte des Irrthums zu demoliren.

Wildenten, Schnepfen, Reiher, Schwalben und weiße Möven, die er, wie mancher Andere vor ihm, gleich am Nordufer des See's, bei der Jordanmündung, vorüberrauschen und tiefer hinein über dem Wasserspiegel schweben sah, kündigten ununterbrochen frisches Leben an. Am Vorgebirge El-Feschchah, in grauenvoller Oede, schreckte Lynch zwei schöne steinfarbige Rebhühner auf und hörte im Röhricht den Sang eines einsamen Vogels, den er nicht zu classificiren wußte. Diese wenigen Erfahrungen genügten schon, um den Glauben an die Tödtlichkeit der Asphaltseeluft zu erschüttern.

Einen großen braunen Hasen, ein anderes Rebhuhn, einen im Schilfe zwitschernden kleinen Vogel, eine Schnepfe, einen schönen weiß und braun gesprenkelten Schmetterling sah er unweit der Quelle El-Feschchah, und eine (engl.) Meile vom Ufer schwamm eine Ente auf der Wasserfläche.

Bei der Strandquelle Terabeh, zwölf engl. Meilen (vier Stunden) von der Jordanmündung, ward auf eine Ente — Leib dunkelgrau, Kopf und Flügel schwarz — auf kurze Entfernung geschossen. Beim Schuß flog sie eine Strecke in den See hinein und dann wieder zurück auf das Ufer, wo sie im Röhricht nahe bei der Quelle ihr Nest hatte. Ein Falke und einige Tauben flatterten am Strande unterhalb Engaddi um das Zelt. In der Oede bei Masada flog ein schöner kleiner Vogel, mit gelber Brust, längs dem Ufer. Während einer glühenden Samumnacht, unfern der Ruinen von Sodom, flüchtete sich eine junge Wachtel in den Schooß des am offenen Strande schlummernden Capitains. Selbst in der heißen Region am Südostende des See's sah L. bei Tagesanbruch einen großen schwarzen Vogel hoch in der Luft zwischen dem bunten Gewölke und der Lagerstätte schweben, während am Strande eine zahlreiche Schaar anderer Vögel vorüberstrich, und eine Menge Störche mit Geklapper im zweifelhaften Morgengrau ihrer Wege zogen.

Auf der ausgedorrten, die Südhälfte des See's einengenden Halbinsel sahen sie einen Reiher, eine Kitte Enten und in einer Höhle sogar die Fährte eines Panthers *). Selbst „Bülbül", den Vogel mit braunblauem Gefieder und scharlachrothem Schnabel, hörten sie im Dickicht der Ghoweirquelle singen.

Auch Vierfüßer-größerer Art, zahme und wilde, finden in den

*) In a cave he saw tracks of a panther.

Schluchten und Bergöden, im Quellenröhricht wie in den schattigen Deltabuschhainen am Todten Meere Nahrung und Aufenthalt. Gazellen, Hasen, Kaninchen, Stachel- und Wildschweine sieht man häufig; selbst Panther, Hyänen, Wölfe und Tiger fehlen nicht. Schon gleich im Beginn des Periplus, in der westlichen Einöde von El-Feschchah, zeigte sich Futter für Raubthiere; eine weit größere Menge aber birgt, wegen der Süßwasserfülle und des Grasreichthums, die Ostseite des Todten Meeres. Aus den Fährten an der Wadi-Modschebmündung (Arnon) erkannte Lynch, daß außer der leichten Gazelle auch Tiger und andere Raubthiere dort zur Tränke gehen. Ein großer brauner Geier mit einem doppelt gekerbten starken Schnabel war ebenfalls niedergeschwebt, und in der einsamsten Gegend der reizevollen Cascadenschlucht Kallirrhoë (Zerka) stiegen ein Finkenfalk und ein weißer Schmetterling mit einigen Schnepfen und braunen Habichten vor seinen Füßen in die Höhe. Seine eigentliche Heimat aber, scheint es, hat in den Berggegenden rund um das Todte Meer das in unsern Alpen einst so zahlreiche, jetzt aber großentheils ausgerottete Geschlecht des Steinbocks (Ibex, arab. Beden), den die neueren Reisenden Seetzen, Burckhardt, Irby, Mangles und Robinson im Felsenrevier des Asphaltsee's nicht etwa einzeln und verkümmert, sondern in ganzen Heerden, und zwar Exemplare von der Mächtigkeit eines Esels, gesehen haben.

Diese Beobachtungen mögen als vollständiger Beweis gelten, daß die Luft am Wasser und über dem Wasser des Todten Meeres überall gesund und dem animalischen Leben förderlich ist. Das unwiderleglichste Argument für die Richtigkeit des Satzes ist außer der uralten Strandbevölkerung ja die Mannschaft der beiden amerikanischen Schiffe selbst, da sie, obgleich aus einem frischen Himmelsstriche kommend, doch ohne wesentli-

chen Nachtheil an der Gesundheit zu leiden, in ungünstiger Jahreszeit zwei und zwanzig Tage und ebenso viele Nächte auf dem See und an dem See beschäftigt war.

Robinson, der nur auf einer und der andern Strecke des westlichen Seeufers wanderte und nicht, wie Lynch, mitten auf dem See gewesen ist, hat deswegen doch nicht Unrecht, wenn er die alten Sagen von der verpesteten Luft des Todten Meeres überhaupt, und vom Ersticken aller über den See fliegenden Vögel mit merklicher Entschiedenheit in das Gebiet der Fabelwelt verweist. Indessen ganz ohne alle Veranlassung ist diese letztgenannte Sage doch nicht in Umlauf gekommen. Lynch fand wirklich dreimal während seines dreiwöchentlichen Verweilens auf dem Salzmeere todte Wachteln inmitten auf der Wasserfläche treiben. Aber man erkannte bald, daß sie nicht durch die „Malaria" des geruchlosen und stark mit Salz geschwängerten und folglich gesundhauchenden See's, sondern durch Erschöpfung und den Glutwind getödtet worden sind, der sie auf ihrem Fluge überfallen hat. Daß aber im Wasser des Todten Meeres selbst weder Fische, noch andere sogenannte „frutti di mare", noch auch Pflanzen leben können, ist heute eine unbestrittene Thatsache, ganz so wie man, außer dem indirecten Zeugniß beim Propheten Ezechiel, sie schon bei Tacitus, Galenus und St. Hieronymus als uralte Ueberlieferung deutlich aufgezeichnet findet, und wie sie durch die neuesten Forschungen eines Schubert, Robinson und Lynch in vollstem Maße bestätigt wird.

Der Fischreichthum des Jordanflusses ist allbekannt; daß es aber auch im romantisch-lieblichen Arnonstrome (Modscheb auf der Ostseite des Todten Meeres) bis dicht an die Mündung von Fischen wimmle, hat als Augenzeuge Seetzen zuerst berichtet. Geräth nun durch Zufall, oder von der Schwellung fortgerissen, irgend ein harmloser Bewohner des süßen Wassers in die Salz-

flut hinein, so verwelkt er nach und nach, bis er endlich „seine Wanderliebe vollends mit dem Leben bezahlt“ und todt auf der Oberfläche schwimmt. Das Schicksal, keine Fische, ja nicht einmal Mollusken in seiner Flut zu nähren, theilt übrigens das Todte Meer mit dem Urmiasee in Aderbeidschan, dessen Salz- und Jodgehalt selbst den des Todten Meeres weit übertrifft und deswegen in Beziehung auf die Körperschwebe ganz ähnliche Erscheinungen bietet *). Die Kraft thierisches Leben hervorzubringen und zu erhalten, wird deswegen dem einen wie dem andern in gleicher Weise abgesprochen; aber, wie es scheint, in beiden Fällen mit Unrecht. Von dem Urmiasee wenigstens weiß man jetzt aus den allerneuesten Berichten, daß er kleine Krustenthierchen von höchst eigenthümlicher Bildung in ungeheurer Zahl erzeugt **).

*) „Wäre der Urmiasee im Mittelpuncte Europa's gelegen, unsere Heilkünstler würden wahrscheinlich tausende ihrer Patienten und Convalescenten, welchen die ganze pharmaceutische Vorrathskammer nicht wieder zur verlorenen Kraft und Gesundheit verhelfen konnte, an seine Ufer schicken und wer weiß, ob es an irgend einem Badeorte der Welt erfolgreichere Kuren gäbe. Wenigstens kann ich aus persönlicher Erfahrung versichern, daß zehn Nordseebäder bei Dieppe oder Helgoland noch lange keine ähnlich erregende Wirkung, keinen gleichkräftigen Reiz auf die Haut üben als das Wasser dieses See's, dessen Salz- und Jodgehalt selbst den des Todten Meeres so weit noch übertrifft. Der Urmiasee hätte als Kurort vor der Nordsee auch den Vortheil, daß die Bäder hier selbst bei Sturm völlig gefahrlos sind. Denn abgesehen von seiner Seichtigkeit — bis eine halbe Stunde vom Ufer hat der See noch nicht die Tiefe von sechs Fuß — reicht bei der Schwere des Wassers die geringste Bewegung mit Hand oder Fuß hin sich an der Oberfläche zu erhalten. Beleibte Menschen, die sich der Länge nach ausstrecken, schwimmen selbst ohne Bewegung und werden durch das schwere Solwasser getragen.“

Moriz Wagner, Reise nach Persien und dem Lande der Kurden, Bd. 2. S. 136. Leipzig 1852.

**) „Was man von der völligen Unbelebtheit des Urmiasee's gesagt und geschrieben, ist irrig. Allerdings leben weder Fische noch Mollusken in seinem salzreichen Wasser, dagegen kleine Crustaceen von höchst eigenthümlicher

Aehnliche Versuche, wie mit dem Urmiawasser, hat man in den letzten Jahren auch mit der Flüssigkeit des Todten Meeres angestellt; aber, nach Lynch's Behauptung, hätte man darin selbst mit Hülfe des schärfsten Mikroskops auch nicht die geringste Spur animalischen Lebens zu entdecken vermocht.

Alexander v. Humboldt erzählt uns dagegen in einer Anmerkung zur jüngsten Ausgabe seiner „Ansichten aus der Natur", E. Botta, französischer Consul in Jerusalem, habe ihm schöne Exemplare zelliger Corallenstöcke (Porites elongata), Asträen, Madreporen und Mäandern — Pflanzencorallen, welche große zellige Kalkmauern bauen, aus dem Todten Meere geschickt, und gerade diese nämliche Species Porites fehle dem Mittelländischen, finde sich aber im Rothen Meere.

Die widerlichste Empfindung für die Freunde und Vertheidiger des altjüdischen Rigorismus wäre es sicherlich, wenn sie genöthigt wären, den traditionellen Glauben an das „ἄγονος" des Flav. Josephus aufzugeben und im Todten Meere Leben anzuerkennen. Unter allen Enttäuschungen und Gedankensäcularisationen wäre diese noch die bitterste und gewiß auch die letzte, die man sich durch das unerbittliche Argument thatsächlicher Erscheinungen entwinden ließe. Es ist daher auch wohl zweifelhaft, ob das wissenschaftliche Ansehen selbst eines A. v. Humboldt durch den isolirten, eben angeführten Gegenbeweis eine uralte und mit den sittlichen Begriffen des Occidents innigst

---

Bildung in ungeheurer Zahl. — Diese sehr kleinen und feinen geschwänzten Geschöpfe gingen mir leider trotz der sorgfältigsten Verpackung zwischen spiritusgetränkter Baumwolle zu Grunde. Sie bilden wahrscheinlich eine ganz neue Familie der Krustenthiere und dienen wahrscheinlich den Schaaren von Wasservögeln, die man auf diesem See erblickt, zur einzigen Nahrung. Auffallend ist, daß keiner der englischen Reisenden, welche am Urmiasee gewesen, von diesen Thierchen Erwähnung macht."

Moriz Wagner, a. a. O. S. 137.

verwebte Vorstellung in unsern Gemüthern zu verschütten hinlängliche Kraft besitze. Es ist schon schlimm genug, daß man am Strande des Todten Meeres schattige Süßwasser-Oasen finden muß, und daß der Lufthauch die Wachtelschaaren nicht erstickt, wenn sie hoch ober dem Wasserspiegel zu den Cascaden der Kallirrhoë hinüberfliegen.

Bis Jedermann an die Porites elongata und an die Madreporen C. Botta's glaubt und die mikroskopischen Lynchanalysen allenthalben überwunden sind, wird es noch weiterer Sendungen und unanfechtbarerer Lebenszeichen bedürfen als des isolirten Fundes des französischen Consuls in Jerusalem. Der Anfang ward schon früher gemacht und in geradem Gegensatz der Lynchanalysis hat der berühmte Ehrenberg auf den Grund mikroskopisch untersuchten Wassers und Bodenschlammes, welche ihm Lepsius vom Nordende des Todten Meeres brachte, ebenfalls das Dasein thierischen Lebens innerhalb und am Grunde des Seebeckens schon vor der Bottasendung auf das unzweideutigste anerkannt. An Polygastern hat Ehrenberg in den Schlamm- und Wasserproben eilf, an Philolitharien fünf und an Polythalamien zwei Arten entdeckt und aus dem Umstande, daß er aus den im Jordanmündungswasser schwebenden Lebensformen auch einige Meeresthierchen hervortreten sah und darunter noch ein paar lebende Exemplare, den Schluß gezogen, daß es zahlreiche, athmende und fortpflanzungsfähige Meeresthierchen im Todten Meere selber geben müsse, weil lebendige Meeresformen auch anderwo (Elbe und Themse) durch Flut und Sturm aus dem Salzwasser weit in die Flußmündungen hinaufgetrieben werden. Von diesem Bestand animalischen Lebens in den Sodomswellen hatte man etwa nicht bloß im dunkeln Alterthum, man hatte selbst im Licht der neuesten Zeit und bis auf das gegenwärtige Lustrum herab auch nicht die leiseste Ahnung.

Aber auch über andere, viel näher liegende Dinge, z. B. über die Höhenverhältnisse der Jordanthalsohle und des Seespiegels, sowie über die Tiefe des Todten Meeres selbst, hat uns das Alterthum, so viel bekannt, nur allgemeine Phrasen, aber keine wissenschaftlich beglaubigten Nachweise hinterlassen. Das „lacus immenso ambitu" des Tacitus, und das ἡ δὲ Σιρβωνὶς λίμνη πολλὴ μέν ἐστι des Strabo kennt Jedermann *).

Der Schluß indessen, daß eine Landschaft, wo die Myrte, die Balsamstaude und die Dattelpalme wachsen, und welche überall mit den üppigsten Gegenden Aegyptens verglichen wird, eine verhältnißmäßig tiefe Lage und ein indisch-tropisches Klima haben müsse, ist freilich nicht anzufechten.

Die Oase von Jericho, wie sie Flavius Josephus schildert, war ein Paradies, von welchem heute nur noch die Wärme, das Wasser und der fette Humus übrig geblieben, alles übrige aber, Schatten, Pracht und Glückseligkeit mit dem Menschen selber verschwunden ist **).

Dieser Jericho-Oase mit ihrer südlichen Pflanzenglut und ihrer nun überall verschwundenen Städteüppigkeit am Nordende des Todten Meeres, lag und mußte — das ist der Hauptgedanke dieser Diatribe — am entgegenstehenden Südende des See's schon nach unwandelbaren Erdbildungsgesetzen eine Landschaftsscene von ähnlichem Reichthum und gleicher Naturfülle gegenüber liegen. Und das sind, oder waren vielmehr die „Fünfstädte der

*) Daß bei Strabo eine gewisse Verwechslung des Asphaltsee's mit dem Sirbonischen See (in Unterägypten) unterläuft, wußte Fallmerayer natürlich so gut als andere, hat aber hier das Wie weit? mit Recht bei Seite gelassen. Man bemerkt dies auch wegen der Maßverhältnisse, von denen nachher die Rede ist. d. H.

**) Diese wasserreiche, winterwarme Baum-Oase von Jericho war gegen vier Stunden lang und nur etwa eine Stunde breit, hatte aber — was Dichtheit der Schatten und Kühle des Quellensprudels betrifft — eine auffallende Aehnlichkeit mit dem paradiesischen Obstwalde von Damascus.

Ebene", die Pentapolis von Sodom, welche durch ihre „Zoanfrische" und durch das sträfliche Uebermaß irdischer Glückseligkeit den Zorn des Allmächtigen gereizt und die gebundenen Kräfte des Abgrundes entfesselt haben.

In der That liegt auch Jericho (El-Riha) sechshundert vierzig Pariser Fuß unter dem Wasserspiegel des Mittelmeeres. Die Entfernung aber von dieser selbst in ihrer Verödung noch heute lieblichen Oase bis hinab zum Saum des Todten Meeres beträgt in gerader Linie kaum zwei Stunden Weges, und doch fanden schon die noch mit ungenügenden Mitteln angestellten Messungen von Russegger, Wildenbruch und Symonds den Wasserspiegel zwischen 1231 und 1970 Pariser Fuß tief unter dem Mittelmeere, bis endlich der neueste und besteingerichtete Erforscher des Todten Meeres, W. F. Lynch, 218 Fathoms, d. i. 1308 Fuß englisch, oder 1227 Fuß Pariser Maß als die wahre Tiefe vom Wasserspiegel bis zum weichen, braunschlammigen und mit rechtwinkligen Salzkrystallen belegten Seegrund hinab durch wiederholte Messungen — wenigstens bis jetzt — feststellte. Was aber Länge und Breite des Todten Meeres betrifft, so hat, so viel man weiß, die erste gründliche und nach allen Regeln der Geometrie angestellte Messung Edw. Robinson, im Jahre 1838, bei Engaddi und auf verschiedenen andern Puncten der Westseite vorgenommen, und in gewissenhafter Angabe neun geographische englische Meilen für die Breite und neun und dreißig geographische englische Meilen für die Länge herausgebracht, was in üblicher Redeweise vier und eine halbe Stunde für die eine, und nicht ganz zwanzig Stunden für die andere Entfernung gäbe. Ungefähr dasselbe Ergebniß findet sich bei Lynch *).

*) Lynch fand bei seiner ersten Breitemessung zwischen Ain Feschcha' und dem gegenüberliegenden arabischen Ufer sieben Seemeilen, oder nahezu acht „statute miles".

Flavius Josephus, der Landsmann und Augenzeuge, griff zu weit und berechnet die Länge des See's auf 580 Stadien, d. h. nach unserer Art zu rechnen, auf 24—25 Stunden; die Breite aber gar auf 150 Stadien, was in gewöhnlicher Rechnung von 45 Stadien auf die deutsche oder geographische Meile ebenfalls 6—7 Stunden gibt. Strabo dagegen bliebe am weitesten hinter der Wahrheit zurück, wenn er die Länge wirklich nur zu 200 Stadien, ungefähr neun Stunden angenommen hätte, wie es jetzt in den Ausgaben dieses alten Geographen zu lesen ist. Der Umkreis von 1000 Stadien, d. h. von 45—46 Stunden, scheint aber wo nicht völlig genau zu sein, doch jedenfalls der Wahrheit ganz nahe zu stehen, wenn er auch das „lacus immenso ambitu, specie maris" des Tacitus als eine arge Uebertreibung erscheinen läßt. Eine ganz eigenthümliche Unbestimmtheit liegt in den Maßen des türkischen Geographen, wenn er die Länge des „Lotsee's" auf zehn Mil, die Breite auf sechs Mil, den Umfang aber auf zwei Tagreisen setzt.

Indessen ist nicht etwa bloß an das Todte Meer selbst, es ist auch an die übrigen Bestände der Umgegend überall nur der verjüngteste Maßstab anzulegen. Der vielbesprochene „Thalspalt" z. B. beträgt in seiner ganzen Länge vom See Tiberias, wo er eigentlich zuerst diese Benennung erhält, bis zur Jordanmündung kaum 30 Stunden Wegs, und der Gebirgscontinent, das Hochland oder das eigentliche Judäa, zwischen dem Asphaltsee und dem Mittelmeer, zählt in seiner Breite mit Inbegriff der Tiefebene Philistiim auch nicht mehr als 20 Stunden.

Blickt man aber an einem hellen Tage vom hohen und steilabfallenden Westufer des Todten Meeres auf den scheinbar noch höhern und noch steiler abfallenden Ostrand hinüber, so sinkt die ohnehin nur geringe Breite der tief unten liegenden Wasserfläche in scheinbar noch engere Grenzen zusammen, und man

meint, wegen der unglaublichen Durchsichtigkeit der Luft, selbst kleinere Gegenstände am gegenüberliegenden Uferstrich noch deutlich zu unterscheiden. Nur die Länge des in der Frühsonne wiederblitzenden Wasserspiegels reicht über die Tragweite des menschlichen Auges hinaus und rinnt, vom flachen Norduser aus gesehen, mit dem südlichen Horizont zusammen.

Der Zeitpunct wann, und die Ursache warum sich auf die weiland so viel besuchte Landschaft zwischen dem Südende des Todten Meeres und dem ailanitischen Golf von Akaba am Rothen Meere eine dunkle Wolke niedergelassen hat, die man erst in den beiden letztverwichenen Decennien wieder allmählich zu verscheuchen Mittel fand, hat man schon oben angedeutet.

Es ist dieser Erdstrich das alte Land Edom mit dem Seirgebirge der heiligen Schrift; — das Idumäa, der Sitz der Nabatäer, das Arabia Peträa der griechisch-römischen Erdbeschreiber, und hat seine in der europäischen Literatur noch jetzt gültige Benennung „das Peträische Arabien" von der alten Nabatäischen Hauptstadt Selah, d. i. „Fels, Stein", griech. „*Πέτρα*", erhalten, deren prachtvolle Ruinen erst im Jahre 1812 durch Burckhardt, inmitten des Wadi-Musa, wieder aufgefunden, und seit jener Epoche wiederholt besucht, beschrieben, gezeichnet und gepriesen worden sind. Es ist diese Landschaft eine in der Regenzeit vom Himmel reichlich getränkte, von unzähligen Gießbachrinnsälen durchfurchte, im Sommer ausgebrannte, im Winter empfindlich kalte, und auf den höher liegenden Theilen mit tiefem Schnee bedeckte, allzeit aber gesunde und luftreine und nur sporadisch, heute wie im Alterthum, mit immergrünen Baum-Oasen und mit Buschwerk bedeckte Steinwüste, welche im Karavanenschritt zu durchreiten, von Sodom an der Südspitze des Todten Meeres bis zum Castell Akaba am Rothen Meere, nur 39 Stunden nöthig sind. Als erster wissenschaftlich ausgebildeter

Wanderer auf diesem unbekannten Plan durchgeschlichen hat sich der obengenannte Wadi-Musa-Entdecker J. L. Burckhardt von Basel. Neben der Kunde alter Säulenpracht in Wadi-Mysa ist hauptsächlich durch diesen viel verdienten Mann die neue, früher gänzlich unbekannte Idee eines in beständiger Senkung vom Südende des Asphaltsee's bis zum Golf von Akaba fortlaufenden Erdspalts (El-Ghor) zuerst nach Europa gekommen. Der Gedanke, es habe sich in einer Epoche, die dem Einsinken der Feldebene Siddim und der Entstehung des Todten Meeres voranging, der Jordanstrom, wie ein anderer Nil durch die Sahara, längs dieser Wüstenmulde in das Rothe Meer ergossen, lag zu nahe, und war zu verlockend, als daß er im Abendlande nicht allgemein Anklang gefunden haben sollte. Ein romantisch-andächtiges Interesse knüpfte sich an diese neue, so viel man weiß, zuerst von M. Leake in seiner Vorrede zu Burckhardt's Reisen öffentlich vertheidigte Hypothese, welche in ihrem ganzen Umfang geologisch zu begründen Hr. Leon de Laborde im Jahre 1828 den nur halb geglückten Versuch unternommen hat.

Eine muldige Eintiefung von Akaba bis in die Umgegend von Wadi-Musa hinauf ward damals auch wirklich außer Zweifel gestellt; und wenn Hr. de Laborde auch die Nordhälfte der vermutheten Einsenkung, von Wadi-Musa bis zur Südspitze des Todten Meeres, nicht zu beseitigender Localhinderniſſe wegen, zu prüfen nicht vermochte, so ward doch am Bestand des Ganzen in frommer Gläubigkeit nicht gezweifelt. Daß der Spiegel des Rothen Meeres bei Akaba um dreißig Fuß und sechs Zoll höher liege als das Mittelmeer, wußte man freilich schon seit der Expedition von 1799; daß er aber die Jordanmündung und den Spiegel des Asphaltsee's an Höhe noch um wenigstens 1300 Fuß weiter überrage, und daß auf der wüsten Hochebene zwischen beiden Meersee'n ein Querhügelzug mit deutlich

ausgesprochener Wasserscheide hindurchstreiche, ward im Jahre 1833 noch von Niemanden geahnt.

Das Mangelhafte der de Laborde'schen Forschung zu ergänzen und von Jerusalem her in das südlich vom Todten Meere fortlaufende El-Ghor hinabzusteigen, um bis Wadi-Musa vorzudringen, wollte auch dem scharfsinnigen Callier (1834) nicht gelingen. Doch hat Herr Callier den ersten Anflug eines Widerspruches nach Europa zurückgebracht und das Dasein eines ausgedehnten, selbst südlich gegen den Golf von Akaba abgeschlossenen, dem Asphaltsee zugeneigten Wasserbeckens, sammt einer Unzahl aus der Wüste nordwärts gegen das Todte Meer ausmündender Strombetten, freilich mehr aus mündlichen Berichten der Beduinen als nach eigener Anschauung, in einem offenen Schreiben (1836) zuerst vernehmlich ausgesprochen und, nicht ohne leidenschaftlichen Widerspruch von allen Seiten, der Leake-Laborde'schen Burckhardt-These als eine Möglichkeit schüchtern entgegengestellt. Beide Ansichten machten sich nun in gleicher Weise geltend. Entschiedener, aber noch immer ohne sichere und unanfechtbare Unterlage, ward die Callier'sche Wendung in demselben Jahre noch durch den berühmten Letronne verfochten, Gewißheit aber über das Dasein eines auch südlich abgeschlossenen Asphaltbassins erst im nächstfolgenden Jahre (1837) durch den vom Institut beauftragten Comte de Bertou erlangt.

Das Ghor am Südende des Todten Meeres gesehen und selbst von der Ostseite zur Westseite herüber quer durchwandert hatten allerdings Seetzen und Irby, Mangles mit Co. schon früher. Aber alle diese Wanderungen brachten für die Wissenschaft im Allgemeinen und für Lösung der schwebenden Frage insbesondere nicht den erwarteten Gewinn, weil die Züge, wie es in jener Gegend meistens auch jetzt noch der Fall ist, eilenden Schrittes und in beständiger Furcht feindlicher Ueberfälle

unter rastlosem Treiben und Drängen der arabischen Bedeckung zu verrichten waren, so daß den Wanderern kaum den Blick, viel weniger die Schritte nach der südlich fortlaufenden Ghorschlucht zu wenden gestattet war.

Glücklicher als alle seine Vorgänger ist Hr. von Bertou gewesen. Ihm ward es gegönnt, für sein gelehrtes Unternehmen vollständig ausgerüstet, in anständiger und fruchtbarer Fortbewegung vom Südende des Asphaltsee's und im Thale fortziehend über die Höhen von Wadi-Musa nach Akaba am Rothen Meere hinabzukommen, auf dem Rückwege das Terrain in allen Richtungen links und rechts zu untersuchen und Thatsachen von solchem Gewicht in die Wagschale zu legen, daß der Streit auf immer entschieden wäre, wenn sich hadernde Parteien jemals redlich vergleichen möchten. Vom ganzen Reichthum seiner Beobachtungen soll nur das allernöthigste kurz und schmucklos angedeutet werden. Die Breite des Ghorthales vom Salzberge bei Sodom bis zur Bergwand von Moab beträgt nur zwei bis drei französische Meilen; aber gleich beim Eintritt entdeckte Hr. v. Bertou schon in der Ferne eine von der westlichen Thalwand zur östlichen quer über das Ghor sich hinziehende Hügelkette, die einer Mauer glich und das Flußthal auf der Mittagsseite zu schließen schien. Den Abstand von der Südspitze des Todten Meeres bis zu dieser Querwand gibt Herr v. Bertou, genau gerechnet, auf drei Glockenstunden an, und zahlreiche Bäche, die von der Bergseite hervorsprudelten, oder von Süd her in gerader Richtung entgegenkamen, um nordwärts in das Todte Meer zu rinnen, sagten ihm gleich vorläufig, was es mit der Hypothese einer Jordansergießung in das Rothe Meer für eine Bewandtniß haben könne. Diese, aus weißem und zerreiblichem Sandstein bestehende Querhügelkette, an deren Fuß Hr. v. Bertou von der westlichen Thalwand zur östlichen

hinüberzog, ist ebenfalls von einer großen Menge in das Ghor herabrauschender Winterbäche eingeschnitten und 60—70 Fuß hoch. Nahe an der arabischen Seite aber fand Hr. v. B. einen 700—1000 Fuß breiten Durchbruch, dessen Sandsteinwände zu beiden Seiten eine Höhe von 150—200 Fuß haben mochten. Es war wie der Rinnsal eines gewaltigen Flusses, der aber seine Neigung ebenfalls von Süd nach Nord gegen den Asphaltsee hatte. Der Winterstrom im Hauptcanal sowie in den Nebenwadi's war (3. April) schon abgelaufen und die Oberfläche ausgetrocknet, aber dagegen die ganze Rinnsalbreite, der inneren Feuchtigkeit wegen, mit Tamariskengrün dicht bewachsen — lieblich-erquickender Ruhepunct des Auges in der wasserlosen todten Steinwüste rund umher.

Dieser canalartige und bis zur völligen Verflachung der Seitenwände ebenfalls drei Wegstunden lang sich fortziehende Durchbruch heißt in der Landessprache nicht mehr „Wadi-el-Ghor" — ein Name, welcher bei der Quermauer endet, — sondern „Wadi-el-Arabah", d. i. „reißende Strömung", wenn das Wort arabisch ist; oder „Wüstenebene", „Steppe", wenn sich in ihm, wie Robinson will, das althebräische Arabah erhalten hat.

Als leichtkenntliche Strommulde zieht sich der „El-Arabah" genannte Wadi auch nach Verflachung der Seitenwände — aber beständig ansteigend und nordwärts gegen das Todte Meer abfallend — noch neun volle Stunden bis zu einer langgedehnten Höhe fort, die im Munde der Eingebornen „El-Sathh", d. i. das Dach, heißt, und die natürliche Wasserscheide zwischen den nordwärts in den Asphaltsee, und südwärts in das Rothe Meer rinnenden Winterströmen bildet. Jenseits dieses Wendepunctes fand Hr. v. Bertou den Wadi wieder etwas deutlicher eingerahmt und mit abermals veränderter Benennung als Wadi Akaba rasch zum Golf dieses Namens abfallend.

Die Weglänge von der Südspitze des Todten Meeres, an der Quermauer vorüber, bis „El-Sathh“ und an der Wasserscheide hinauf beträgt chronometrisch genau berechnet 23 Stunden und 25 Minuten; von „El-Sathh“, oder von der Wasserscheide bis Akaba hinab aber nur noch 15 Stunden und 35 Minuten.

Stellt man das Ganze unter einen Blick zusammen, so heißt der Erdspalt vom See Tiberias bis zur Querhügelkette oder dem Serravalle, im Süden des Todten Meeres, 53 Stunden lang Wadi-el-Ghor; dann vom Serravalle bis El-Sathh hinauf durch 20 Stunden und 25 Minuten Wadi-el-Arabah, und von El-Sathh bis zum Rothen Meere hinab eine Strecke von 15 Stunden und 35 Minuten endlich Wadi-Akaba, welche dritte und letzte Benennung von Robinson angefochten und mit „Arabah“ verschmolzen wird.

Das Dasein einer den Asphaltsee vom Rothen Meere trennenden Wasserscheide und der selbst ohne künstliche Höhenmessung herzustellende Localbeweis, daß Wadi-el-Arabah mit seinen zahlreichen Nebenwadi's einen nordwärts abfallenden und die Querhügelmauer durchbrechenden großen Wasserzufluß des Todten Meeres bildet, nöthigten Hrn. von Bertou

1) der früher eifrig verfochtenen Thesis: „der Jordan habe sich einst durch Arabia Peträa strömend in das Rothe Meer ergossen“, als einer physischen Unmöglichkeit zu entsagen;
2) im Todten Meere den Tiefpunct eines großen Wasserbeckens zu erkennen, dessen Randgrenzen nördlich der Antilibanon mit den Jordanquellen, östlich die vom Hauran herabstreichende arabische Gebirgskette, westlich das Hochland Judäa mit Hebron und Jerusalem, tief im Süden aber die Wasserscheide El-Sathh mit den „El-Yemen“ genannten Querbergen bilden; und folglich

3) an die vorhiſtoriſche Exiſtenz des Todten Meeres als einer geologiſchen Nothwendigkeit, hauptſächlich aus dem weiteren Grunde zu glauben, weil die unermeßliche, ſelbſt die Jordaneinſtrömung noch übertreffende Waſſermaſſe, welche zum Theil perenn, meiſtens aber nur periodiſch in der Regenzeit durch das Haupt-Wadi El-Arabah und eine Unzahl von Seitenthalungen, oft von weiteſter Dimenſion, noch jetzt in das Ghor herausſtrömt, keinen andern Ausgangspunct als den Asphaltſee haben konnte.

Nur wenige Wochen ſpäter als Bertou kam Edward Robinſon denſelben Weg von Hebron über Sodom und Wadi-El-Arabah zu den Säulenruinen von Petra herauf, Schubert aber mit ſeinen Gefährten in entgegengeſetzter Richtung von Akaba über Petra nach Hebron und Jeruſalem. Hr. von Schubert ließ zwar das Südghor, ohne es nur zu ſehen, ſeitwärts liegen; aber ſein indirectes Zeugniß über die auffallend raſche Senkung des Bodens von Wadi-Muſa (Petra) gegen das Südende des Todten Meeres herab legt zu Gunſten der Bertou'ſchen Entdeckung ein um ſo ſchwereres Gewicht in die Wagſchale des Streites, als es noch unentſchieden iſt, ob der Ruhm die auffallende, „beiſpielloſe", bis dahin von Niemanden auch nur im mindeſten geahnte, ja beinahe unglaubliche „Depreſſion" des Asphaltſee's unter dem Waſſerſpiegel des Mittelmeeres zuerſt entdeckt zu haben, Herrn von Schubert allein gebühre, oder ob er ihn mit den beiden Britten Moore und Beke zu theilen habe.

Jedenfalls treffen Bertou's, Robinſon's, Schubert's, Moore's und Beke's Bemühungen, das Asphaltſeeproblem zu löſen, in wundervoller Weiſe auf den engen Zeitraum weniger Frühlingswochen des Jahres 1837 zuſammen.

Die Gemüther und die Einbildungskraft des Occidents erſchreckt hat die unerwartete Nachricht von der Tieflage des Todten

Meeres allerdings, die Rothemeer-Theſis erſchüttert aber hat ſie nicht. Seht nur, hieß es, wie groß muß die Sünde der Pentapolis geweſen ſein, da Gott zu einem ſo ungewöhnlichen und in ſeiner Wirkung ſo ſchauerlichen Strafgericht ſchreiten mußte! Die Barometerſcala und Oltmann's Logarithmen gaben das Sündenmaß von Sodom wie den Völlegrad der göttlichen Zornſchale.

Den erſten merklichen Bruch in das feſtgedrängte Jordan-Rothemeer-Argument hat eigentlich Hr. v. Bertou gebracht, und der Ruin der Theſis wird und muß vollſtändig ſein, wenn man die Waſſerſcheide El-Sathh mit der großen nordwärts geneigten Schiefebene von Arabia Peträa auf Wegen der Erfahrung und der Wiſſenſchaft nicht bald und gründlich wegdisputiren kann.

Anfechtungen der Bertou'ſchen Befunde haben natürlich gleich anfangs nicht gefehlt. An erſten Entdeckungen zeigt ſich bei näherer Prüfung immer etwas unausgefeiltes, ſchiefes und mangelhaftes, was ein ſpäter Kommender auszubeuten und geltend zu machen meiſtens nicht unterläßt. Aber ſelbſt Robinſon, der gelehrte, ſtrenge und kritiſch-kühle Nachtreter Bertou's, wußte, ſo weit er denſelben Weg verfolgte, außer einer vollſtändigeren Aufzählung der Seitenwadi ſammt den links und rechts in das Südghor herausquirlenden Waſſerbächen, an ſeinem Vorgänger in der Hauptſache nichts auszuſtellen, als daß er Begriff und Namen „Wadi-el-Arabah" zu allgemein genommen und die Bezeichnung des breiten, tiefen, romantiſch-wilden, inmitten dieſer Arabah gelegenen Wüſtenthales El-Dſcheib aus der allgemeinen Benennung nicht ausdrücklich als Nomen proprium hervorgehoben habe, da es doch die Hauptwaſſerſtraße der ganzen Arabah ſei und, weit im Süden von Petra entſpringend, neben der eigenen Winterſtrömung auch die Fluten großer Seitenwadi zur

Regenzeit nordwärts in das Todte Meer sende. — Die Bodenerhöhung von der Ausflachung der (El-Dscheib) Arabah bis zu dem eine Tagreise entfernten Nimlapaß in der Nähe von Wadi-Musa (Petra) schätzt Robinson auf nicht weniger als 2000 Fuß. Diese Angabe stimmt beinahe völlig mit v. Schubert's Barometermessungen auf seiner Lagerstätte in Wadi-Musa überein, da die Senkung bis zum nächsten Ruhepunct, etwas nordwestlich von der Asphaltseerichtung, nicht weniger als 2137 Fuß betrug.

Jedermann weiß, daß auf die Stichhaltigkeit solcher Bestimmungen nicht gleich beim ersten Wurf zu rechnen ist; auch mag Oberst Callier immerhin die durch kochendes Wasser und mangelhafte Instrumente gewonnene El-Sathh-Höhenmessungen Bertou's für unzuverlässig und ungenau erklären; die Hauptsache — das Dasein einer Wasserscheide auf dem Peträischen Isthmus — bleibt doch gesichert, und Niemand wird fromme Skepsis hindern, sich mit dem Plus oder Minus solcher Wandelscalen gelehrt abzumühen.

Daß sich bei der gegenwärtigen Configuration des Peträischen Isthmus der Jordan unmöglich habe jemals in das Rothe Meer ergießen können, wird von allen Parteien gleichmäßig eingestanden. Ebenso wenig wird von irgend Jemand in Abrede gestellt, daß Terrainbestand und Dasein des Todten Meeres der Zeit nach so weit hinaufreichen als man Geschichte kennt.

Aber literarische Autoritäten, deren Gewicht man respectiren muß, können sich bei diesen einfachen Thatsachen nicht beruhigen. Sie sagen nicht bloß mit gläubigem Gemüthe, sie suchen auch auf Wegen der Wissenschaft und der besseren Forschung den Satz zu demonstriren: was heute eine physische Unmöglichkeit ist, sei es nicht allzeit gewesen und es habe sich durch unmittelbares Dazwischentreten höherer Gewalten einerseits der tiefe Kessel des Asphaltsee's eingesenkt, andererseits aber die ungeheure,

durch Bertou auf 90 geographiſche Meilen Länge und 20 Meilen Breite geſchätzte Peträiſche Iſthmus-Schwellung mit der Waſſerſcheide in vorhiſtoriſchen Zeiten, von denen ſelbſt die heil. Schrift nichts wiſſe, in Folge einer vulcaniſchen Erderſchütterung gehoben und den primitiven Neigungen der Strombetten überall die entgegengeſetzte Richtung nach dem Todten Meere angewieſen, in welcher man ſie noch heute trifft.

Was man für Begründung dieſer Anſicht bisher in Localforſchungen aufgefunden hat und einzulegen weiß, genügt aber noch nicht, um aus dem Bereich der Hypotheſe herauszutreten, der man übrigens nichts ſchlimmeres nachſagen kann, als daß ſie das Anſehen und den Textlaut der heil. Schrift nicht für ſich hat und deswegen als offene Frage der Zukunft anheimzuſtellen iſt.

Beſſer dagegen, als es noch vor kurzem räthlich war, läßt ſich jetzt ſagen, was das ſüdliche oder, wie es C. Ritter nennt, das Peträiſche Ghor ſei.

Was iſt alſo das Peträiſche Ghor am Südende des Todten Meeres?

Das Ghor am Südende des Todten Meeres iſt eine drei Stunden lange, nicht überall ebenſo breite, in Oſt, Weſt und Süd durch Berghöhen geſchloſſene, flache, deltaförmige Niederung, in die ſich eine Menge Thäler, theils mit perennen, theils mit periodiſchen Waſſerſtrömen — ſämmtlich gegen das Todte Meer geneigt — hereinmünden und in der Regenzeit, der Jordanmündung gerade gegenüber, in wildem Getöſe eine Waſſermaſſe in den Asphaltſee wälzen, deren Reichthum die vorgenannten Sommerwanderer nur ſchlußweiſe erkannt, deren tiefe und reißende Strömung aber Hr. von Saulcy, der neueſte und letzte Beſchreiber dieſer Terra incognita, mit eigenen Augen geſehen und nicht ohne perſönliche Gefahr (1851) durchwandert hat.

Der Westrand des Ghor, an welchem der ganz aus Salz und Lava bestehende, aber helle quirlende Salzbächlein spendende Sodomsberg hinstreicht, ist ohne alle Vegetation; der Ostrand dagegen am Fuß der Moabhügelkette, wo der perenne Karahystrom vorüberrinnt und in mehreren Armen in den Asphaltsee fällt, ist alles mit Gehölze, Canälen, hochwipfligen Bäumen, mit Weizen-, Gerste-, Durra- und Tabakfeldern, mit üppigem Buschwerk und lieblichem, selbst die Sommerglut überdauerndem Grün erfüllt. Auch Indigo vorzüglicher Qualität und besonders der frisch-süße, Beiruk genannte Baumhonig fehlen diesem heißen Thale nicht.

Während auf der Nordseite des Todten Meeres ein einziger Fluß, der schnellfliehende, tiefe und schweigsame Jordan, den Wassertribut des Antilibanon und seiner Ausläufer lautlos, ohne Brandung und Gemurmel in den Asphaltsee gießt, sah Robinson, außer dem lieblichen und perennen Karahystrom, auf der Südseite inmitten der sumpfigen Deltaniederung (Ende Mai 1837) mehrere breite Strombetten in trägen Windungen zum Todten Meere hinabschleichen. Irby und Mangles hatten deren sechs gezählt, aber nicht allen sechs war in der Sommerglut ihre Flüssigkeit geblieben.

De Saulcy wanderte im Januar vorüber, wo alles voll und rauschend ging, Nahr-Fekrah aber an Wasserfülle für sich allein schon dem Jordan nahe kam.

Robinson behauptet, daß selbst heute noch eine größere Anzahl lebendiger Ströme von der östlichen Bergseite in das Ghor am Südende des Todten Meeres rinne, als man im ganzen übrigen Palästina auf so schmalem Raum beisammen finde, und folglich dieser, wenn auch großentheils unangebaute District durch Quellen und Bäche besser bewässert sei, als irgend eine Gegend im ganzen Lande.

Von der reißenden Wildheit der Südghorströme zeugt die Menge Triftholz, welches — von waldigen Höhen herabgeflößt — nach Verlauf des Wintergewässers dürr und krustig auf dem Trockenen der salzgeschwängerten Westseite liegen bleibt, wie man es auch am Nordghorstrande unweit der Jordanmündung zu jeder Jahreszeit sehen kann.

Dieses Südghor ist jene wasserreiche, weiland überschwänglich fruchtbare Aue Siddim, an deren Randhöhen die in Reichthum, Ueppigkeit und Sünde schwelgenden Städte Sodom und Gomorrha lagen, von welchen noch heute, wie zu Josephus' Zeiten, die Ruinen zu sehen sind, und die im Munde der Anwohner zum Theil selbst die alten Namen noch unverändert behalten haben.

Wo sind nun die Ruinen von Sodom, und wie ist heute die Oertlichkeit dieser einst so mächtigen und glücklichen Stadt bestellt?

Den steilen, hohen, baumlosen, beinahe geradlinicht auf der Ost-, wie auf der Westseite des Todten Meeres hinstreichenden Klippenrand kennt im Allgemeinen Jedermann. Daß aber diese — wenigstens scheinbar öden Klippenwände in regelmäßigen Distanzen von tiefeingeschnittenen, dunkelschattigen Engthälern mit oder ohne rinnend Wasser durchbrochen sind, so wie daß diese Tiefschluchten an ihrer Mündung ebenso regelmäßig ein breites Delta bilden, von denen nur im Nordwesten des Asphaltsee's einige völlig öde liegen, mehrere dagegen perenne Ströme nähren, die meisten aber selbst in der Wärmezeit mit einer unterirdische Feuchtigkeit verrathenden Vegetation bekleidet sind, — diese Eigenthümlichkeit, sagen wir, ist erst durch den neuesten Lynch-Periplus für den ganzen Umfang des Todten Meeres zum gemeinsamen Verständniß gekommen.

Ein solches Delta, breit, flach, sumpfig, an der Nordspitze grün und wasserreich, an der Südecke mit Erdharz und Salz

geschwängert und durch einen drei Stunden langen, eine Stunde breiten, 400—600 Fuß hohen, über den Seeschluß hinauslaufenden, aber ganz isolirt stehenden Asche-Salz-Lavaberg geschlossen, fanden die neuesten Entdecker am äußersten Südwestende des Todten Meeres.

Das ist „Dschebel-el-Milhh" (der Salzberg); „Hadschr Sedom", „Dschebel Sedom", „Chaschm Sedom" (Stein, Berg, Nasenknorpel von Sodom) im Munde der Beduinen.

Dicht an diesem „isolirten Salzberge" oder „Dschebel S'dom" sah Hr. de Saulcy die Ueberbleibsel einer großen Stadt, „Cherbet S'dom", die Ruine von Sodom, genannt*).

Nach der Meinung des Hrn. de Saulcy ist kein Zweifel, daß Sodom und Umgegend in Folge eines vulcanischen Ausbruches, welcher den „isolirten Salzberg" in die Höhe trieb, vom Grunde aus zerstört oder, wie die Schrift sagt, „umgekehrt" worden ist. Die unermeßlichen Schichten von Asche und Schlakken an diesem Sodom'schen Kurullo sprechen allerdings für vulcanische Gewalten, und inmitten der Zerstörung, sagt Hr. de Saulcy, haben sich sogar Reste cyklopischen Gemäuers erhalten**).

*) Djebel-Esdoum (la Montagne de Sodome), appelée aussi Djebel el-Melhh (la Montagne de Sel); non loin de là, les restes d'une grande ville, Kherbet-Esdoum (ruines de Sodome). Merkwürdig genug wird der Name dieses Salzberges und der anliegenden Ruinen von den Beduinen heute noch ganz ebenso ausgesprochen, wie ihn der Text des Alten Testaments accentuirt. Das Arabische سدوم S'dom, Sedom, ist genau das סְדֹם der heiligen Schrift. Französische Orthographie fordert in diesem Falle Esdoum, auch Ousdonne, und die brittische gar Usdum; werden aber diese beiden Wortformen richtig ausgesprochen, lauten sie ebenso wie das arabische und hebräische Urwort von jeher gelautet hat. Was dagegen occidentalische Gelehrsamkeit über die verschiedenen Schreibeformen dieses einen und desselben Namens commentirt, vermuthet und zusammenstellt, ist ganz überflüssig und verdient keine weitere Berichtigung.

**) Sodome, selon notre voyageur, a dû être renversée de fond en comble par l'effet du soulèvement qui a fait surgir la Montagne de Sel..., à la suite d'une éruption volcanique, qui a laissé pour traces d'immen-

Von Lava, Schlacken und Asche thut Robinson keine ausdrückliche Meldung; auch die cyklopischen Mauerreste hat er im Vorübereilen nicht bemerkt; wohl aber hat er sich durch den Augenschein überzeugt, daß reines lebendiges Steinsalz Hauptbestandtheil des ganzen, vulcanisch gehobenen und nur durch einen schmalen Küstenstreif vom See getrennten Berges ist. Den Strandboden am Fuße des „Salt mountain" mit Salz und Erdharz bekleidet hat, wie schon oben angedeutet, auch W. Lynch gefunden. W. Lynch hat aber auch von der Barke aus an diesem Salzberge ein „Phänomen" entdeckt, welches den übrigen Forschern vor und nach ihm in gleicher Weise entgangen ist. Wir meinen die Salzsäule, in welche der Sage nach Lot's Weib verwandelt wurde, und die man bisher als eine Schöpfung der Einbildung und des Aberglaubens in das Fabelreich verwiesen hat. Die „Salzsäule" existirt aber wirklich, wenn sich auch die ihr von St. Irenäus zuerkannten Sexualfunctionen an derselben nicht mehr zeigen sollten.

Lynch's Entdeckungsmannschaft sah, zu nicht geringem Erstaunen, auf der Ostseite des Sodomberges, etwa ein Drittel Abstand von der Nordspitze desselben, am Eingang einer engen, tiefen, steilen Schlucht eine runde, hohe, von der Bergmasse, wie es schien, losgeschälte Säule von reinem Salz, cylinderförmig auf der Stirn- und pyramidal von der Rückseite. Der runde Säulenschaft mag vierzig Fuß Höhe haben und ruht auf einer ovalen Unterlage — im Ganzen vierzig bis sechzig Fuß über dem Spiegel des Todten Meeres. Die Dicke der Säule scheint mit der Höhe zu schwinden, die Spitze ist zerbröckelt und die ganze Masse reine Krystallisation. Ein Strebepfeiler verbindet

ses dépôts de scories et de cendres; on trouve, dit Mr. de Saulcy, parmis les décombres, des restes de murs cyclopéens.

Jomard's Bericht im Bulletin de la Soc. de Géogr. t. 2 pag. 52. 1851.

ſie mit dem Berge im Hintergrunde, der Ueberzug iſt von heller Steinfarbe und das Gebilde ſelbſt, nach Lynch's Dafürhalten, eine Schöpfung der Winterregen*).

Dieſe Gründe zuſammengefaßt heben alle Bedenken, daß hier Sodom, die alte, große, prachtvolle, vulcaniſch zerſtörte Hauptſtadt der zaubervollen „Waſſeraue" des Patriarchen Lot geweſen iſt.

Die Lage von Gomorrha und den übrigen, durch die Kataſtrophe verheerten Orten der alten Siddimebene iſt weniger leicht mit Beſtimmtheit nachzuweiſen, weil an der Südſeite des Todten Meeres, an und auf den beiden Ghor-Einrandungen allerdings Ruinen vom höchſten Alterthume übrig geblieben ſind, aber im Munde der Eingebornen ſich keine alten Namen lebendig erhalten haben.

Sechs Seemeilen (drei Stunden) nördlich von dem „Salt mountain", am Ausgang einer tiefen Schlucht, iſt ein anderes Delta, in welchem Robinſon und Lynch, ſelbſt in der heißen Jahreszeit, rinnendes Waſſer, friſche Bäume und grünes Strauch-

*) Soon after, to our astonishment, we saw on the eastern side of Usdum, one third the distance from its north extreme, a lofty, round pillar, standing apparently detached from the general mass, at the head of a deep, narrow, and abrupt chasm. We immediately pulled in for the shore, and Dr. Anderson and I went up and examined it. The beach was a soft, slimy and encrusted with salt, and a short distance from the water, covered with saline fragments and flakes of bitumen. We found the pillar to be of solid salt, capped with carbonate of lime, cylindrical in front and pyramidal behind. The upper or rounded part is about forty feet heigh, resting on a kind of oval pedestal, from forty to sixty feet above the level of the sea. It slightly decreases in size upwards, crumbles at the top, and is one entire mass of crystallization. A prop, or buttress, connects it with the mountain behind, and the whole is covered with debris of a light stone colour. Its peculiar shape is doubtless attributable to the action of the winter rains.
Lynch, Narrative, p. 307.

werk in Fülle sahen, de Saulcy aber in der Winterperiode liebliche Thalfrische mit „tropisch-üppiger Vegetation" gefunden hat, und deswegen es auch von seinen Beduinen Wadi Mojet-Embarek, Bach des gesegneten Wassers nennen hörte. Auf einer Erhöhung am Eingang in die Schlucht entdeckte Lynch die Ueberbleibsel eines Bauwerks von behauenen Quadersteinen; die Grundlagen und ein niederes in die Schlucht hinabstreichendes Gemäuer waren allein noch übrig. Auch Spuren von künstlichen Terrassen waren noch da, und ein roh gearbeiteter Canal zur Seite, meint Lynch, war vielleicht eine Wasserleitung, die anliegende Deltaebene zu befruchten. Costigan, auf einem früheren Versuch das Todte Meer mit Barken zu befahren, war von Nord herab bis zu diesem Delta vorgedrungen und glaubte, es könnte hier wohl Gomorrha, die Schwesterstadt von Sodom gewesen sein. Vulcanische Schlünde und erstarrte Lavaströme, welche de Saulcy in der Umgegend bemerkte, scheinen die Voraussetzung eher zu bestätigen als zu widerlegen. Mit welchem Rechte dagegen Hr. de Saulcy Gomorrha auf der Ostseite des Ghor gefunden haben will, kann beim Mangel aller kritischen Unterlage Niemand sagen.

Hätte man aber dem unerschrockenen Wanderer in jener Gegend des schattenreichen Wadi Kerek wirklich eine Ruine „Cherbet Sabâan" genannt, so wäre das allerdings auf das biblische „Seboim", so wie auf das „Sabaah" des Türken Hadschi Chalfa auszudeuten. Indessen geräth der vielleicht zu eifrige Pentapolis-Ruinenauffinder de Saulcy nebenher doch auch in starken Widerspruch mit seinen eigenen Behauptungen, wenn er im Ergänzungsbericht zur Umwanderung des Todten Meeres auf der Westseite desselben, südlich von Ain-Feschchah, „einen Krater mit großen Ruinen, Cherbet-Gumrân genannt", gefunden und in ihnen die Ueberbleibsel von Gomorrha entdeckt zu haben glaubt.

Sodom ausgenommen, ist von den Ruinen der übrigen Fünfstädte, wenn sie ja noch existiren, noch keiner die unanfechtbar richtige Stelle angewiesen, und muß man diesfalls erst noch genaueren, an Ort und Stelle selbst, mit Griffel und Meßruthe in der Hand und arabischer Sitte und Rede kundig, anzustellenden Forschungen entgegensehen, was natürlich erst bei veränderten und verbesserten politischen Zuständen des Peträischen Isthmus erwartet werden könnte.

Nur eine Bemerkung kann man hier nicht unterdrücken. Vergleicht man die Lage der von Lynch wieder aufgefundenen Salzsäule mit der Lage der von de Saulcy ebenfalls erst entdeckten Ruinen von Sodom, so wäre Lot's Flucht aus benannter Stadt offenbar nordwärts zu einem nahe gelegenen Sicherheitsort gegangen, und nicht ostwärts über das vielgenannte Ghor, an der heutigen Ghowarineh-Ortschaft Es-Safieh vorüber, und das Baumrevier hinauf zum Hüttendorf El-Mesraah, in dessen Umgegend — wohl zehn gute Stunden von Sodom — man die Ruinen des biblischen Zoar erkennen will. Ein befestigter Ort Zoar oder Seghor mag allerdings bis auf die spätesten Zeiten in der Gegend am perennen Kerekstrom gewesen sein; aber ein anderes Städtchen dieses Namens, das kleine Belah oder Zoar des Patriarchen Lot, muß, aller von Robinson wegen Ajin und Ghajin mit großem Aufwande linguistischer Gelahrtheit zusammengestellten Gegengründe ungeachtet, am Ende doch in dem El-Zoeirah unserer Tage verborgen sein. Dieser Name haftet an der Nordspitze des Sodom-Delta und ist von den cyklopischen Mauerresten nicht viel über eine Stunde Wegs entfernt.

Wie in der ganzen Argumentation überhaupt, so haben wir in diesem einzelnen, die Lage von Zoar betreffenden Puncte insbesondere Text und Ansehen der heil. Schrift für uns. Wie sich am östlichen Himmel der erste Schimmer der Morgenröthe

zeigte, heißt es, begann Lot zögernd seine Flucht aus Sodom; und beim ersten Strahl der Morgensonne ging er durch das Thor von Zoar ein.

Wie hätte der Patriarch, mit drei weiblichen Begleitern zu Fuße davoneilend, in der kurzen Frist zwischen Morgenröthe und Sonnenaufgang in das weit entlegene Zoar am Wadi Kerek jenseits des Todten Meeres gelangen können?

Gar so Unrecht hätten also MM. de Bertou und de Saulcy mit ihren Berichterstattern am Ende vielleicht doch nicht, wenn sie ohne Scheu vor der schwer gerüsteten Yankee-Gelehrsamkeit im „Ouad-ez-Zouëra" der Neuzeit Lot's alten Zufluchtsort beim Brande von Sodom erkennen wollen.

Burckhardt sucht einen Mittelweg und verlegt das Lot-Zoar in die Nähe der heutigen Ghowareneh-Ortschaft Es-Safieh (Ghor Es-Safieh) am Karahystrom, etwa drei Wegstunden östlich von Sodoma; er vermag jedoch das Willkürliche dieser Annahme weder durch irgend eine in der Ghorbevölkerung fortlebende Ueberlieferung, noch durch das Dasein alterthümlicher Ruinen zu beseitigen, und er hat deswegen auch nicht viel größern Anspruch auf unsern Beifall als Robinson und Comp.

Selbst die höchst wahrscheinliche, ja kaum zu beseitigende Annahme, der südliche Theil des Todten Meeres, zwischen der großen, auf der Ostseite wenigstens zu drei Viertheilen, wo nicht gar zu Fünfsechstheilen der Seebreite hereinragenden Halbinsel und dem Salzberg von Sodom, sei ursprünglich trockenes Land der Ebene Siddim gewesen und erst in Folge einer Katastrophe unter Wasser gekommen, kann an der Zoarsache, so wie wir sie deuten, wenig oder gar nichts ändern, weil die Entfernung von Lot's Wohnsitz zu Sodom in gerader Linie zur Kerekflußmündung hinüber auch bei dieser Voraussetzung noch sieben gute Stunden betrüge, welche Strecke keine menschliche Beweglichkeit

zwischen Morgenröthe und Sonnenaufgang zu durcheilen vermöchte.

Die eigenthümlichste Erscheinung in der Gestaltung des Todten Meeres ist sicher diese rauhe, öde, vierzig bis sechzig Fuß hohe Halbinsel, welche, wie die Südspitze Italiens, in Form des menschlichen Fußes, beim Knöchel angefangen bis zur äußersten Zehenspitze, vom baumreichen Moabstrande so nahe an das Westufer des Asphaltsee's herüberreicht, daß nur ein verhältnißmäßig schmaler Wassercanal in Bosporuswindungen offen bleibt, und selbst die gegen Süd hinab sich wieder ausbreitende seichte Wasserfläche, nach Robinson's Ausdruck, einem breiten amerikanischen Strome gleicht, wenn Ebbe ist und die Untiefen trocken liegen.

Die dem Westufer zugekehrte Sohle dieser Halbinsel und natürlich auch die schmale, auf der engsten Stelle, nach Lynch nur achtzehn Fuß tiefe Canalwindung ist — um bei dem Gleichniß zu bleiben — von der Zehenspitze zu der Ferse gerechnet, zwei Stunden vierzig Minuten lang; die Breite aber von der Ferse zur Kerek- (el-Draah-) Mündung hinüber gaben schon Irby und Mangles auf zwei Stunden an. Die vorbenannte engste Stelle zwischen dem neuerlich „Cap Molyneux" benannten Fersenpromontorium dieser Peninsula und dem gegenüberliegenden Ufervorsprung des jüdischen Continents beträgt kaum mehr als eine englische Meile, d. i. den dritten Theil einer Glockenstunde, was ganz der Dardanellenenge zwischen Sestos und Abydos, oder dem Bosporusschluß bei den Castellen von Anadol und Rum-Ili nahe käme, wenn nicht ganz gleich zu setzen wäre.

Hier sind die Dardanellen des Todten Meeres und zugleich die Grenzen zwischen dem ureigentlichen alten Asphaltsee und der in der Zeit entstandenen „Zuydersee" der Pentapolis von Sodom.

Die plötzliche Hebung des Seegrundes von tauſend bis dreizehnhundert Fuß Tiefe zu einer Tiefe von nur durchſchnittlich ſechs bis achtzehn Fuß verkündet deutlich genug, daß im „προπέσοι“ des Eratoſthenes, wie es unter den Gelehrten ſeines Zeitalters in Umlauf war, die Löſung des Asphaltſeeproblems zu ſuchen ſei.

Das alte Todte Meer iſt vorgerückt und hat Erdſtriche vulcaniſch bezwungen, welche früher außerhalb ſeines Bereiches im freien Genuſſe der Sonne lagen.

Wo heute die Halbinſel und die bleierne Dardanellenſtrömung, dort war einſt Schluß und Südgrenze des Todten Meeres. Und von dieſem natürlichen Clauſtrum bis zur Querhügelmauer am Wadi Arabah war die weiland blühende, reichbewäſſerte, von Erdharzquellen geſchwängerte Siddim-Aue — das „Lectonien“ von Canaan —, von welchem heute außer ſeinen höchſt ungleichen Randeinfaſſungen in Oſt und Weſt nur das große, oben bezeichnete Delta im Südghor übrig geblieben iſt.

Trümmer alten Mauerwerks hat die amerikaniſche Bleiſonde in der „Zuyderſee“ von Sodom nirgend entdeckt. Die ganze Ebene ſcheint Weide- und Gartenland voll Baumſchatten geweſen zu ſein; und die Sitze der Menſchen hingen, wie es im Orient — beſonders in Paläſtina und Syrien — noch jetzt überall Sitte iſt, zu beiden Thalſeiten am Hügelrande.

Von der alten Siddim-Glückſeligkeit des Patriarchen Lot iſt auf der Abendſeite des „Neuſee's“ nichts mehr übrig. Es iſt dieſe Abendſeite eine völlig verlaſſene, menſchenleere Oede mit kleinen Buſch-Oaſen zwiſchen Aſchen-, Salz- und Lavaklippen. Nur die Uferſtrecken im Südoſt des See's, unmittelbar am Fuße der ſchluchtigen Moabberge, zwiſchen den beiden perennen Strömen Wadi Karahy (Es-Safieh) und Wadi Kerek haben ſich mit den beiden einzigen, ſommerlicher Glutofenhitze ungeachtet, nahe

am Seerande von Menschen bewohnten Niederlassungen Spuren alter Naturpracht bis auf den heutigen Tag erhalten.

Das sind die beiden Ghorortschaften Es-Safieh und El-Mezrâah*).

Von dem ersten dieser beiden Dörfer und seinem dreinamigen, voll- und perennrinnenden Strom war schon oben die Rede. El-Mezrâah, im Gesträuche versteckt, liegt eine halbe Stunde vom See und wird eigentlich vom zweiarmigen Wadi-Hamed bewässert, mit welchem, nach Lynch, der nur periodisch wasserreiche Wadi Kerek zusammenrinnt. Das Oleanderbuschwerk am Ufer des unversiegbaren Stromes war achtzehn Fuß hoch, in voller Blüthe und von angenehmem Duft. Ueppiges Gehölze, Akazienhaine und „Oescherbäume" mit der trügerischen Frucht des Sodom-Apfels, künstlich bewässerte Durra-, Gersten-, Weizen- und Melonenfelder mit Tabakpflanzungen und zuckerrohrähnlichem Stängelwerk bedeckten in schwelgerischer Fruchtbarkeit die Deltaebene, und in der tiefen Zoarschlucht des Wadi Kerek rauschte unter diluvianischen Regengüssen und furchtbar wiederhallendem Donnergeroll ein Waldstrom nieder, dessen Tosen mit der schauerlichen Gewitterpracht der umliegenden Scenerie nur der Majestät und den erhabenen Schrecknissen des Niagara zu vergleichen war.

Außer den beiden nun hinlänglich besprochenen Ghor-Deltabächen Es-Safieh und El-Mezrâah rinnen — um sechs bis sieben kleinere Bächlein unerwähnt zu lassen — auf der Ostseite des Todten Meeres nur noch zwei reichlich und immer fließende Wasserströme bald an Palmgruppen, an Pappeln- und Tama-

*) Die ständigen Bewohner dieser beiden Schlamm- und Hüttendörfer am heißesten Theile des Todten-Meerufers, oder die sogenannten dunkelfarbigen und sonnenverbrannten Ghorleute heißen in Lynch's Bericht „Ghaurâiyeh", bei Robinson aber, wie uns scheint, sprachrichtiger „El-Ghawârineh", was der Pluralis von el-Ghawri ist und Ghorbewohner bedeutet.

riskenwäldchen in schleichenden Mäandern vorüberziehend, bald in geschwätzigen Cascaden vom Felsen rauschend, aus den hier abenteuerlich gestalteten, hier in liebliche Formen gegossenen, überall steil zerklüfteten und baumlosen Sandstein-, Basalt- und Lavabergen Moabs herab. Wir meinen Wadi Zerka-Mâin und Wadi el-Modscheb, welch letzterer in der Bibel den Namen „Arnon" trägt.

Die idyllenhafte Einsamkeit und reizend fruchtbare Wildniß an der Arnonmündung hat Seetzen zuerst entdeckt, und weniger als vier Stunden Ruderfahrt haben auch die Yankee-Barken vom Landungsplatz bei El-Mezrâah zu dieser stillen, dem einst dattel- und traubenreichen Engaddi gegenüber liegenden Tempeschlucht des Todten Meeres gebracht.

Aus einer siebenundneunzig Fuß weiten, von senkrechten, roth-, braun- und gelbfarbigen Sandsteinklippen schattig eingekeilten Klamm wälzt der Arnon seine fischreiche, zweiundachtzig Fuß breite und vier bis zehn Fuß tiefe milde Fluth langsam durch ein riesig hohes, malerisches Felsenthor heraus. Vor dem Riesenthor hat sich ein, jetzt freilich nur von Weiden, Tamarisken, Röhricht, Immergrün und anderem Geschlinge wild und dicht bebuschtes, durch Kunst und Bewässerung aber leicht in ein reizendes Paradies von Dattel-, Bananen-, Limonien-, Zuckerrohr-, Weizen- und Gemüseanlagen zu verwandelndes Delta angelegt. Weithin durch die dunkelgewundene Felsenschlucht hallt das Echo wieder; hoch oben in den Lüften kreist der Aar und von Engaddi herüber wirft die hinter das Judäagebirge sinkende Sonne auf die einsam im Gebüsch schleichenden Arnonwellen ihren melancholisch glitzernden Abendstrahl.

Ist es ein Wunder, wenn der Zauber dieser romantisch-stillen Oede mit ihren schattigumbuschten Kalypsogrotten, ihrem ewigen

Frühling, ihren Bächen und ihrem Immergrün den gefühlvollen deutschen Seetzen überwältigt hat?

Ist aber die anmuthig gewundene Arnonschlucht das „Tempe", so sind die heißen Quellen der Kallirrhoë und ihr Abfluß, der Wadi Zerka-Mâin, das Prusa, das Carlsbad, das „Schönbrunn" des Todten Meeres.

Etwa fünf Stunden gemächlicher Barkenfahrt vom Arnon nordwärts mündet das laulicht-frische Geströme des „Zerka-Mâin" zum Todten Meer heraus. Im Zwischenraume strich die Barke an einem grüneingerandeten, in langem weißen Faden von der Felsenhöhe herabstürzenden Kataraktenbach vorüber, dessen plätscherndes Getöse man im Vorüberrudern deutlich hören konnte. Uebrigens sind Busch-Delta, Grotten, achtzig Fuß hohes und hundertundzweiundzwanzig Fuß weites Felsenthor und in das Strandgebirge hinein gewundene Engschlucht mit senkrechten, bis hundertundfünfzig Fuß hohen, röthlich-gelben Sandsteinwänden am Zerka-Mâin wie am Arnonbach. Nur war der Strom, der in der Regenzeit eine einzige volle und überwältigende Wassermasse bildet, des Sommers, als Lynch erschien, innerhalb des Thores in drei Rinnsale verschiedener Weite und Tiefe gespalten, die erst im Delta zu einem selbst dicht an der Ausmündung ins Todte Meer nicht mehr als zwölf Fuß breiten und kaum einen Fuß tiefen Volumen zusammenflossen.

Die Strömung selbst geht reißend, und kaum eine (engl.) Meile innerhalb des Felsthores beginnt eine Reihe Schnellen (rapids) mit kleinen Cascaden, wo das Wasser vier, fünf, sechs Fuß hoch niederrauscht. Etwa eine und eine halbe Stunde tiefer schluchteinwärts sprudeln in Zwischenräumen die schon im Alterthum berühmten und viel besuchten, jetzt in der Oede, wo nicht ganz nutzlos verdampfenden, so doch nur an wenige be-

nachbarte Beduinen ihre Heilkraft verschwendenden heißen Quellen links und rechts aus der Felsenwand hervor.

Ob nun das „Schönbrunn", die Kallirrhoë der gräco-romanischen Welt, im Hauptflußthale selbst oder eine halbe Stunde südlich in einer Nebenverzweigung lag, ist für unsere Zwecke völlig unerheblich, weil die Luxusbauten und künstlichen Badeeinrichtungen doch überall gleichmäßig verschwunden sind und übrigens aller Quellensprudel der Umgegend mittels des Zerkastrombettes seinen Abfluß in den Asphaltsee hat.

Reizend, wie nur die kolchische Scenerie im epheu-umrankten Indschir-Liman-Spalt, ist der Durchblick, wenn er von innerhalb des hohen, dunkeln, engen Zerka-Felsthores über den Silberspiegel des Todten Meeres auf den gegenüber liegenden „Dschebel el-Fareïdis", d. i. Paradies- (oder Franken-) Berg in der Nähe von Bethlehem fällt.

Keine der Vorbedingungen irdisch-frohen Daseins, weder gesunde reine Luft — sogar dicht am Strande des Todten Meeres, noch Fülle ewig rinnenden süßen Wassers, und in den Tieflagen ein üppiger, hohe Bäume und tropische Nahrungspflanzen tragender Humusboden fehlen am Arnon wie am Zerka irgendwo; selbst die holzlosen, im Sommer kahlen Berghöhen überzieht in der Regenzeit ein Grasteppich mit buntfarbigem Blumenschmuck. Und doch ist seit Titus Vespasianus, mit geringen Ausnahmen, der Mensch aus der nächsten Umgebung des Todten Meeres verschwunden und hat die uralte Oasenlebendigkeit überall dem Stillschweigen und der Verödung Platz gemacht!

Am Südrande des nämlichen Zerkathales, nahe bei der lieblichen Kallirrhoë, deren heißer Sprudel weiland so vielen Leidenden Frische und Gesundheit wiedergab, jetzt aber, wie schon oben gesagt, so gut als unbenützt in das Salzmeer rinnt, fand Seetzen (1806) die Ruinen der in den letzten Zeiten des jüdischen Staa-

tes vielbesprochenen, durch Herodes I. prachtvoll erbauten Felsenstadt und Festung Machärus. Die Trümmer liegen weithin sichtbar auf der Plattform eines isolirten, steilabgeglätteten, von drei Seiten durch unausfüllbare Schluchten geschirmten, auf der vierten durch einen schwer überschreitbaren, einhundert Ellenbogen tiefen Spalt von der nächsten Anhöhe getrennten Steinkegels, dergleichen die Natur hauptsächlich im Orient zur Sicherstellung des Schwachen gegen Vergewaltigung des Starken mit Absicht geschaffen, die Kunst häufig nachgeahmt, die erfindungsreiche Kraft der Herrsch- und Habsucht aber doch jederzeit überwunden und erstiegen hat.

Der Ort, von den umwohnenden Beduinen heute „Mkaur" und „Mschaur" ausgesprochen, ist wie Jericho nur gegen drei Wegstunden vom Strande des Todten Meeres entfernt, und wir hätten ein gutes Recht, die malerische Schilderung, die uns Flavius Josephus über Lage und Schicksal dieses Palästina-„Aornos" (zugleich fürstliches Schatzhaus, Staatsgefängniß und Todesstätte des Vorläufers Christi) hinterlassen hat, in den Bereich unseres Asphaltsee-Panorama's hereinzuziehen. Wir wollen und müssen aber des beschränkten Raumes wegen auf den beneidenswerthen Vortheil, dieses abenteuerliche, aber romantisch-prachtvolle Naturgebilde mit dem abgeplatteten Taborkegel auf der Ebene Esdrälon, mit den waldeinsamen Felscastellen in Trapezunt, in Masanderan, in El-Soghd und in Kurdistan, und mit den kegelförmigen Kunsthügeln von Haleb und Homs zu vergleichen, für dieses Mal verzichten.

Auch über die Oase Jericho soll die oben angedeutete kurze Erinnerung aus demselben Grunde vorderhand genügen.

Dagegen wäre es ein wesentlicher Mangel, ja eine unverzeihliche Fahrlässigkeit und ein sträfliches Versäumniß, wenn wir ohne die beiden berühmten, dicht am westlichen Strande des

Todten Meeres haftenden Namen Engaddi und Masada auch nur zu berühren und durch die Lieblichkeit des einen, wie durch die Melancholie des andern das Gemälde gleichsam abzurunden und auszufüllen, sofort zum Schlusse eilen wollten.

Nach vulcanischer Versengung des am Südende des Asphaltsee's gelegenen Gartenlandes der Pentapolis um Sodoma war die deltaförmige Oase von Engaddi die wonnevollste und belebteste Oertlichkeit am Westufer des Todten Meeres. Fülle süßen rinnenden Wassers, Baumschatten, weiche Lüfte, buntfarbiger Blumenschmuck und Schweigsamkeit sind ja nach den Begriffen des Morgenlandes überall die Elemente irdischer Seligkeit.

Die wohlschmeckendsten Datteln und den kostbarsten Balsam, wie ihn nur Jericho, Arabia Felix und Babel kennen, sagt Flav. Josephus, liefern die Palmen und die Balsamstauden von Engaddi, wo König Salomo seine Weinberge, seine Terrassengärten und seine versiegelten Brunnen hatte.

Diese Engaddi-Herrlichkeiten, wenn sie auch nicht in ihrer ganzen Fülle unvermindert bis auf unsere Zeiten herabgekommen sind, haben im wesentlichen doch wenigstens die Stürme des großen jüdischen Aufstandes sammt Hadrians Verödungsedicten siegreich überlebt. Noch St. Hieronymus (400 n. Chr.) nennt die alte Palmenstadt En-Gaddi — zur Zeit des letzten Nationalkampfes Districts-Hauptort und Sitz eines der eilf Revolutionscomités von Judäa — einen vornehmen und sehr großen Flecken am Todten Meere.

Mit St. Hieronymus verschwindet En-Gaddi gleichsam aus dem Gedächtniß der Menschen, und was immer vom Beginn des fünften bis gegen die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts über diese Balsam-Palmen-Oase ergangen ist, findet sich nirgend aufgezeichnet.

Nach einem Stillschweigen von mehr als vierzehn Jahrhunderten hat im Frühling des Jahres 1838 der gelehrte Amerikaner Edw. Robinson gegen die Mitte des westlichen Asphaltsee-Ufers Quellbach und Oase „Ain-Dschedi" entdeckt und nach den flüchtigen Eindrücken ephemeren Aufenthalts seit Flav. Josephus wieder die erste Beschreibung der zaubervollen Oertlichkeit in das Abendland zurückgebracht.

Das Neueste und Beste hat aber auch hier, zehn Jahre später, Robinson's Landsmann W. F. Lynch gethan, welcher drei gute Wochen Rast und Haupt-Zeltstation in dieser lieblichen Oede hatte.

Zwischen beide Epochen ungefähr in die Mitte hinein fällt Semilasso's berühmter „Gang" und anakreontisch weiches Lob der Ain-Dschediquelle, deren „merveilleuse végétation" und buntfarbigen Blumenteppich Mr. de Saulcy vor noch kaum drei Jahren (1851) zuletzt gepriesen hat.

Ist aber auch die heute von den Eingebornen wie von den bedeutendsten neueren Palästinawanderern „Ain-Dschedi" benannte Oertlichkeit wirklich das „En-Gaddi" der heiligen Schrift?

Wo sind die Palmen, wo Salomo's Weinberge, wo die Balsamstauden und die vielen Menschen der großen Stadt?

Das alles ist verschwunden! Nur was der Mensch nicht zerstören konnte, die weichen Tinten der Luft, der nie versiegende Quellstrom, das Röhricht, der Schatten, das unvertilgbare Baum- und Buschwerk, die Terrassen, das zarte Grün und die menschenleeren Troglodytenwohnungen mit dem alten Namen sind geblieben.

Das hebräische „Ain-Gedi" oder „En-gedi", wie der Urtext überall accentuirt, haben die Uebersetzer der Septuaginta in correcter Nachahmung morgenländischer Vocalisation durch Ἐγγαδδὶ ausgedrückt, und durch Zuthun St. Hieronymi ist diese Form für den ganzen Occident bis auf den heutigen Tag Styl und Maß

geblieben. Das jüdische עֵין [En] und das arabische عين [Ain] „die Quelle", ist wie גְּדִי [Gedi] und جدى [Dschedi] „das Böcklein" ganz und gar dasselbe Wort; denn daß aus dem hebr. ג bei den Arabischredenden überall ج geworden ist, weiß ohnehin Jedermann, so daß Ain-Dschedi und Engaddi in gleicher Weise mit „Böckleinsbrunn" zu übersetzen sind*).

Wie hat sich aber das weiland gepriesene Engaddi den neuesten europäischen Besuchern heute dargestellt?

Die am Westufer des Todten Meeres steil und geradlinicht von Nord nach Süd streichende hohe und öde Klippenwand mit ihren „unzähligen", enge und tief eingebrochenen Gießbachschluchten (Wadi) kennt der Leser zur Genüge aus dem, was wir bereits früher angedeutet haben. Und ein vom Strande des Todten Meeres zwischen zwei solchen tiefdunkeln Gießbachschluchten sanft ansteigendes, terrassig abgestuftes, deltaförmiges Planum inclinatum mit einer fettleibigen, unten und in der Mitte abenteuerlich zerrissenen und künstlich ausgehöhlten, oben aber plattgedrückten, fünfzehnhundert Fuß hohen Felspyramide im Hintergrunde denkt sich selbst die matteste Phantasie ohne Schwierigkeit.

Die Quelle aber sprudelt nicht, wie weiter nördlich die schöne Ain-Terabeh, am Fuße des Berges aus dem flachen Boden der Schiefebene herauf; sie stürzt tief im Innern der Schlucht und hoch oberhalb der Deltaspitze aus dem Spinachristi-Schattenbusch

*) Der Beduinendistrict um Ain-Dschedi heißt wie in den Tagen Josua's noch heute „Hasasa"; und man begreift leicht, wie vor Alters Engaddi von dem Reichthum seiner Palmen auch als „Hasason-Thamar" (Palmen-Hasasa) erscheinen konnte. Hatten nicht in der Homerischen Welt Götter und Menschen für ein und dasselbe Ding ebenfalls zwei verschiedene Benennungen? Mehr als wahrscheinlich ist auch das „Sebbeh" der heutigen Anwohner des Asphaltsee's nur der uralte Name des schwer zugänglichen Tafelfelsens, auf dessen Plattform die Hasmonäischen Priesterkönige die Festung Masada — das Trapezunt des Todten Meeres — errichtet haben.

einer fünfhundert Fuß hohen Steilterrasse mit Stromesmacht hervor, wird aber des Wasserreichthums ungeachtet, wenigstens in der heißen Jahreszeit, ohne ganz das Todte Meer zu erreichen, vom glühenden Deltaboden so vollständig aufgetrunken, daß sie die kleine, nach de Saulcy, während der Regenzeit mit tropisch-üppiger Vegetation überzogene untere Deltaebene bis auf einen dunkeln grünen Doppelstreifen und zerstreut stehende Gummiakazien und Tamariskenbäume, wo nicht öde und ausgebrannt, doch lange nicht so fett und grasreich erscheinen läßt, wie sie Lynch's Vorgänger Robinson geschildert hat.

Robinson war vom Judäagebirge zum Quellensprudel und seinem dunkeln Schattendickicht in noch feuchter Jahreszeit herabgekommen; Lynch dagegen hat sich der Scene unterhalb vom Meere her genähert, bei schon übermächtiger Trockenheit und Sonnenglut, ohne beim ersten Vorüberfahren die hoch oben sprudelnde Stromquelle und ihr Buschdickicht selbst zu sehen. Daher die Ungleichheit des ersten Eindrucks und die im Grunde einander widersprechenden Schilderungen der Ain-Dschedi-Herrlichkeiten. Zum Unglück fand Lynch die zu Robinson's Zeiten von Arabern der Nachbarschaft mit Getreide und verschiedenen Gartengewächsen reichbepflanzten Delta-Terrassen kurz vorher durch einen feindlichen Beduinenhaufen geplündert und verheert.

Unter den Sträuchern und Bäumen des undurchdringlichen Strombett-Dickichts fanden sich die Tamariske und der Nelken-Oleander in überwiegender Zahl. Auf der „staubigen Deltaebene" dagegen machten der Lotus und der Sodomsapfelbaum (Oescher) mit seinen zarten, schmalen, glockenförmigen Purpurblüthentrauben neben der Felsenrose, der gemeinen Nelke, dem Eibisch, der Aleppo-Senna und der geruchlosen gelben Reseda den ganzen Schmuck.

Dieses Engaddi-Delta, an der Basis wenig über eine

Viertelstunde breit und von der Spitze bis zum Strand herab auch nur etwa eine halbe Stunde lang, schien den lagernden Amerikanern im Ganzen ein dürrer und trauriger Aufenthalt, bis endlich gegen das Ende der ersten Woche ihrer nautischen Untersuchung durch eine einzige Abendscene die verborgene Quellenpracht zum Vorschein kam, und die staubige Engaddi-Wildniß in der Einbildung der versengten Yankee's wie durch plötzlichen Zauberschlag in ein reizvolles Paradies verwandelt wurde.

Erhitzt durch die Glut des Tages und im Gemüthe tief erschüttert durch die sturmvollen Frühlingsberichte aus dem Occident (1848) ging Kapitän Lynch mit seinen Gefährten das Strombett hinauf gegen den schattigen Felsenspalt, um in der Kühle der noch unbesuchten Schlucht das Labsal eines frischen Bades zu genießen. Am Fuße des Kegelberges fesselte der Anblick einer in der Felswand mit Marmorschwellen und gewölbten Fensterbogen kunstreich ausgemeißelten, jetzt unzugänglichen Höhlenstadt zuerst den Schritt der Wanderer; aber das von Ferne aus der Schlucht herbrummende Gemurmel des Cascadenstromes und die Sehnsucht nach dem Schatten der engen Schlucht trieb sie fort unter Tamarisken, Oleander und Röhricht zur „Egeria aller Brunnen" hinein.

Weit im Rohrdickicht, von Buschwerk gleichsam eingewölbt und tief versteckt im Schatten der Purpurfelsen und im milden Grün schwellender Vegetation, rauscht mit lieblichem Gemurmel über, unter und neben dem Gestein, von Becken zu Becken hüpfend und mit seinen Krystallarmen das Felsenrevier breit umspannend, der Wunderbrunn von der buschigen Steilhöhe in die Dunkelschlucht herab. So strotzend und blumensaftig ist am Stromrande der Pflanzenwuchs, daß sich das Buschwerk durch die eigene Schwere niederbeugt und bogenförmig über dem Geströme wölbt. Diana selbst, die jungfräuliche Waldgöttin, mit ihren jagenden Najaden hätte keine verborgenere Badestelle finden können:

hic dea silvarum venatu fessa solebat
virgineos artus liquido perfundere rore*).

Des lauwarmen, in der Luft sich bald kühlenden Wassersprudels war eine solche Fülle, daß von Lynch's Gefährten jeder sein abgesondertes busch-umschlossenes Becken zur Erfrischung wählen konnte.

Der Contrast zwischen dem Schattendunkel tief unten in der Schlucht und dem hoch oben im Buschwerk sonnig funkelnden Geglitzer der krystallhellen Cascadenfluth war wundervoll!

Erfrischt und neugestärkt gingen die Wanderer nach dem Grottenbade wieder in ihr Lager zurück, saßen bei Ueberfluß an süßem Wasser, Zucker und frisch indessen von Jerusalem hergebrachten Limonien im Schatten der offenen Zeltdächer und freuten sich — von der kühlen Luftströmung abendlich angefächelt — ihres Daseins in Fröhlichkeit und Lust, während in Europa die Grundfesten der alternden Gesellschaft wankten und alle Lebensfreudigkeit aus den verzagenden Herzen der Menschen entflohen war.

Das Andenken an diese Engaddi-Scene hat die Heimkehrenden selbst in das entlegene Amerika zurückbegleitet, und es ist nicht wenig eigenthümlich, daß einer der glücklichsten und wonnevollsten Lebenstage dieser Fremdlinge mit jener Oertlichkeit zusammenhängt, die wir bisher nur als Aufenthalt der Verödung und des Greuels und als Landschaft zu denken pflegten, wo „umbra mortis et nullus ordo, sed sempiternus horror inhabitat."

Von der nur etwa ein paar Stunden weiter nördlich nahe an dem See aus dem Boden hervorsprudelnden Quelle Ain-Terabeh kann nach En-Gaddi kaum mehr viel zu sagen übrig bleiben, obgleich ein schmales, von dem Quirl genährtes, saftig und dunkelgrünes Rohrdickicht mit einer nicht zu verachtenden Salzwüstenvegetation im Gegensatze zur schauerlichen Oede der Umgebung auf die Phantasie des Wanderers auch hier seine Wirkung nicht verfehlt.

*) Ovid. Metamorph. III, 163.

Hätte Masada oder Sebbeh, wie es die Beduinen gegenwärtig nennen, niemals eine höhere politische Bedeutung und eine kunstvollere Gestaltung gehabt, als heut zu Tage in seiner Oede und Verlassenheit, so dürfte dieses einsam am schluchtigen Rande des Todten Meeres stehenden, mit Trümmern bedeckten, sonnenverbrannten und bis gegen zwölfhundert Fuß hohen Tafelfelsens selbst in einem ersten Periplus des Asphaltsee's kaum mehr als flüchtig und im Vorübergehen zu gedenken sein. Es ist ja nur ein Glied der abenteuerlich gezimmerten, wild-romantischen und langgestreckten westlichen Uferkette des Todten Meeres.

Seit wenig mehr als einem Decennium weiß man nun zwar, daß die Schaubühne des letzten blutigen Actes der jüdischen Nationaltragödie auf Masada gewesen ist und dieses weiland berühmte Felsencastell an natürlicher Unbezwingbarkeit nur mit Gibraltar, an Todesmuth seiner letzten Vertheidiger aber nur mit Numantia verglichen werden kann.

Dieser Kunde ungeachtet wäre uns über das Masada-Trauerspiel und seine Oertlichkeit hier umständlich zu verhandeln doch auch nur erst dann gestattet, wenn nach Robinson's und Semilasso's Fernschau von En-Gaddi auf die von halbweg nach Sodom herüberleuchtende Plattform-Ruine nicht Wollcott und Tipping, Lynch und de Saulcy durch erschöpfende Localberichte alles, was Flav. Josephus über die Vergangenheit geschrieben, und sie selbst mit eigenen Augen über die Zustände der Gegenwart beobachtet haben, aufs beste zusammengestellt und durch ihre Arbeiten allen weiteren Commentatoren gleichsam den Redestoff vorweg entzogen hätten.

Das von anderen gut und vollständig Gesagte aber, ohne dem Gegenstande einen neuen Gesichtspunct abzugewinnen, noch einmal zu sagen und die eben genannten Forscher geradefort zu copiren, erlaubt der Ernst und die Strenge unserer Arbeit nicht.

Titus Toblers dritte Wanderung nach Palästina im Jahre 1857.

Mit einer Karte. Gotha 1859. *)

Wenn die Palästinagläubigen im Occident heute die Stadt Jerusalem und den Landstrich zwischen Joppe, Hebron und dem Todten Meer nicht ebenso gut, ja noch besser als die eigene Heimat mit der nächsten Umgebung kennen, — wenn sie sich, ohne die Studirstube zu verlassen, nicht jeden Fußsteig, jede Thalwindung, jede Straßenecke, jede Hebung und Senkung des heiligen Terrains und das verborgenste Bächlein mit dem saftigen Rasengrün, mit den Pomeranzenbäumen und mit den alten Mauerresten seiner lieblichen Oasen nach Fuß und Zoll auf das Reißbret zeichnen können, so ist es gewiß nicht Dr. Toblers Schuld. Selbst die Wolken, ihre Schatten, ihre flüchtigen Contouren sehen wir vom Meere aufsteigen und labend über Jerusalem in die Wüste am Jordan ziehen. Das Maß der herabträufelnden Flüssigkeit ist vor die Augen des Lesers hingestellt.

Daß in einem solchen Bilde das Conterfei der Bewohner, ihre Physis, ihre Rede und Sitte, ihre Abendkost und ihr Lager

*) Dieser Aufsatz gehört zwar in die Abtheilung der „Kritischen Versuche", wir haben ihn aber seines Inhalts wegen unter die Fragmente gestellt in der Voraussetzung, er werde, obleich in der Hauptsache das Nämliche sagend, zur Verdeutlichung unserer durchaus neuen, auf besserer Kenntniß des Orients gestützten, aber manchem Abendländer doch schwer zugänglichen Anschauungen über Jerusalem vielleicht etwas beitragen.

Anm. des Verf.

mit der Architektur der Hütte nicht fehlen darf, ist selbstverständlich. Ebenso wenig kann es in einer minutiösen, unzählige Mal seit Menschenaltern mit ungleichem Geschick entworfenen Portraitirung Judäa's an Verbesserung, Berichtigung und Tadel der Vor- und Nebengänger mangeln. Und will sich Jemand von der Langsamkeit des wissenschaftlichen Fortschrittes überhaupt, sowie insbesondere von der unsäglichen Mühe und von der aufreibenden Thätigkeit überzeugen, deren es bedarf, um nur ein schmales Areale des heiligen Landes in geographisch-historischer Vollendung darzustellen, so braucht er nur Tobler's Palästinaschriften der letzten zehn Jahre mit den gleichzeitigen Lucubrationen seiner Concurrenten neben einander hinzustellen. Fürwahr, ohne die hartnäckigste Zähigkeit und ohne blinde, die ganze Seele erfassende Hingebung an den Gegenstand ist das vorgesteckte Ziel hier, wie anderswo, nicht zu erreichen. Dr. Tobler ist Judäaenthusiast, und verfolgt, unbekümmert um die Nöthen des Occidents, seit länger als zwei Decennien mit dem frommen Eifer eines Petrus Eremita und mit der wissenschaftlichen Nachhaltigkeit eines Franklinkatastrophen- und Nordpoldurchfahrtsaufsuchers sein geliebtes Kanaanitenthema, von dem er wahrscheinlich glaubt, daß es die ganze abendländische Culturwelt mit ebenso warmer Erkenntniß-, Streit- und Wissenslust, wie ihn selber fülle. Hat aber Hr. Tobler niemals ausgerechnet, bei wie vielen seiner Zeitgenossen und vorauszusetzenden Leser der incurable Jammer der deutschen Zustände, der Frankfurter Bundestag, Mac Mahons „Käpi" und Solferino mit Gyulai's Strategie tiefer im Gemüthe haften, als die einsame Dattelpalme von Katanneh, tiefer als der idyllische Thalgrund zu Ras Abu Ammar, tiefer als die Citronenwälder von Ain el-Dib und die melancholischen Trümmer von Chörbet el-Jehud? Zwei Palästinafahrten hat mehr als ein Occidentale unserer Zeit gemacht,

der Ruhm einer dritten Forschungstour in das heilige Land bleibt, Johannes Roth ausgenommen, bis jetzt vermuthlich dem Verfasser ganz allein. Und wer bürgt uns dafür, daß ihn der Raptus nicht zum vierten Male erfaßt, und eines leichten Zweifels wegen über Land und Meer an den Jordan schleudert?

Der Weg ist heute ebenso kurz als gefahrlos und bequem. Am 13. October 1857 verließ der Verfasser die Ufer des Bodensee's, stieg, von Marseille nach Alexandria segelnd, am 29. desselben Monats bei Jafa ans Land, und trat am 18. December auf derselben Rhede schon wieder die Heimfahrt nach Europa an. Die kurze Frist von fünfzig Tagen genügte dem zeitkargen, unermüdet rüstigen Wanderer durch einen Theil von Philistäa zu reiten, dann in einer Fußwanderung den Gebirgstriangel zwischen Jerusalem, Hebron und Askalon am Mittelmeere bis ins einzelne zu erforschen, in Jerusalem strenge Nachlese zu halten, und im Ganzen das Material für einen elegant ausgestatteten Octavband von 514 Seiten zusammen zu bringen. Und doch, meint der Verfasser, gebe die Bodengestalt der Heiligen Stadt allein selbst nach diesem dritten Examen noch eine Menge Stoff für Erörterung, Bestätigung, Anfechtung und Widerlegung von Ansichten und Meinungen, welche bisher in Deutschland Credit und Geltung hatten.

Ist es aber auch gewiß, daß die Europäer gar so detailwüthig sind und über Schutt und Schmutz der Davidsstadt noch mehr wissen wollen, als uns der Verfasser schon gesagt? Ganz ohne Sorgen ist Hr. Tobler in diesem Punct selber nicht, und es beschleicht ihn inmitten seiner Mühsale häufig die Furcht, vom Pilgerschlendrian nicht einmal gelesen, noch viel weniger „studirt" zu werden; man wolle keine Mühe aufwenden etwas Gründliches zu wissen, — trübes Privatinteresse, sündhafte Parteileidenschaft, Streitsucht, Gewissenlosigkeit, hochmüthiges Absprechen, Gleich-

gültigkeit für Wahrheit und eitel boshafte Rechthaberei, meint er, stehen der wahren Erkenntniß der Thatsachen, wie überall, so auch hier entgegen. Klagen über Unzugänglichkeit der Gegner für die einfachsten und unwiderlegbarsten Befunde kehren in diesem Wanderbuche mehr als einmal wieder, und nicht am wenigsten übel vermerkt es der Verfasser unter anderm, daß seine historisch-kritischen Berechnungen über den Schneefall in Palästina in Europa theilweise unbeachtet geblieben seien. Vollends zur Entrüstung aber treibt ihn die boshafte und willkürliche Verstocktheit der Opponenten, allem wahren Textverständniß zum Trotz, noch immer zu glauben, Justinians Marienkirche sei die heutige Aksamoschee auf der Tempelarea, was doch aller erprobten Schriftauslegung entgegen sei.

Warum aber, fragen wir, der Welt Wahrheiten aufnöthigen, von welchen sie nichts wissen will? Fontenelle's Ansichten waren hierin ganz verschieden. Wer reizbar ist und sich gern über die Unvollkommenheiten seiner Nebenmenschen ärgert, nebenher aber doch an die siegreiche Macht der Wahrheit über den Geist des Widerspruches glaubt und im gelehrten Streit auf die Ehrlichkeit der Gegner rechnet, der schreibe überhaupt kein Buch, und gehe insbesondere nicht nach Jerusalem. Muß man nicht in der That ein wenig Schwärmer sein, um sich über Nebendinge in schweren Worten und in lautem Hader zu ergehen? In Dschibrin z. B. ärgert sich Hr. Tobler über die Zerstreutheit der „guten Mohammedaner" im Gebet, und nach dem fruchtlosen Versuch, Salomons Tempelarea zu betreten, kehrt er mit „unnennbarem, durch das ganze Leben an seinem Herzen nagendem Schmerz" und mit „gründlicher Verachtung" der „türkisch-mohammedanischen Mißwirthschaft" in seine Wohnung zurück.

Seit diesem unglückseligen Tage ist für Abdül-Medschid und seine Wesire bei Dr. Tobler nichts mehr zu hoffen. Die Katakomben,

die Tunnel und die Wasserbehälter unter dem Boden des Tempelraums wären für einen so determinirten, neugierigen und gelehrten Forscher allerdings ein gewichtvoller Gegenstand. Indessen hat uns erst wieder Max Busch, à la Suite des Großfürsten Konstantin, diese giaur-verpönte Fläche und das prachtvolle Octogon mit einer plastischen Durchsichtigkeit geschildert, die bis auf bessere Zeiten selbst einem Dr. Tobler genügen soll.

Daß der Verfasser auf seiner dritten Reise die Kenntniß der Configuration des Palästinabodens innerhalb des vorbezeichneten Dreiecks wesentlich gefördert, selbst Robinsons Mappe mehr als einmal berichtigt, und überhaupt allerlei feine und interessante Beobachtungen über Luft, Land und Leute eingeflochten, und folglich ein nützliches Buch geschrieben habe, muß ihm selbst die strengste Kritik zugestehen, wenn auch der Leser an dem ohnehin äußerst bescheidenen Kärtchen seiner Kreuz- und Querzüge die Nichtausdehnung desselben auf das durchwanderte Philistäasegment ungern vermißt. Das originellste indessen bleibt immer die Fußreise des Verfassers, zuerst vom Landungsplatz in berittener Gesellschaft nach Jerusalem hinauf, dann allein und mit dem Torniſter auf dem Rücken nach Bethlehem hinüber, und von dort mit Dragoman, Führer und Lastthiertreiber durch das verschlungene Hügelrevier und die Baum-Oasen westlich von Bethlehem, bis wo sich das schluchtige Bergland zur Philistäaebene niedersenkt unterhalb Dschibrin. Solange Europäer Palästina besuchen, hat, so viel man weiß, eine solche Strecke dieses Landes, bloß von Wißbegierde getrieben, noch kein Pilger zu Fuß durchwandert. Und auch nur aus dieser neuen und ungewöhnlichen Praxis ist die im Tagebuche niedergelegte, wahrhaft militärische Terrainkenntniß zu begreifen, um welche den Verfasser mancher europäische Generalstabsofficier des letzten Krieges (1859) beneiden könnte.

Auch ist sich Hr. Tobler dieser Errungenschaft nicht ohne lebhaftes Selbstgefühl bewußt, und glaubt er insbesondere auf seine Ausmittelung: daß ein die Gewässer vom Bezirke Bet Dschibrin bis Terkumieh daherführender Nebenbach östlich von Esdud (Azotus) sich mit dem Hauptbach Es-Sant vereinigt, und dieser Es-Sant unweit Esdud unmittelbar mit dem Meere verkehre, einigen Werth legen zu dürfen. Wir wünschen, daß Jedermann das Gewicht dieser Entdeckung ebenso lebhaft wie der Verfasser selbst empfinde. Neben dem Bodenrelief von Judäa und den mathematisch genauen Messungen der Schutttiefen der wiederholt zerstörten Stadt Jerusalem gilt dem Verfasser ein siegreich durchgekämpfter Nachweis über Lage, Stellung und Construction der Bauten aus dem christlichen Mittelalter für besonders wichtig und interessevoll, und sein Wunsch: die Kritik möchte sich vorzugsweise in diesem Punct auf seine Leistungen werfen, trat schon einige Mal deutlich genug hervor. Das mag für eine biblisch-geographische Zeitschrift gut sein, hier wäre für Specialissima dieser Art nicht der rechte Platz, und Hr. Tobler soll sich nur zufrieden geben, wenn man seiner Mühseligkeiten nur im Allgemeinen hin gedenkt. Von einer Contestation seiner Terrainbefunde kann ohnehin keine Rede sein, weil alle seine Aufstellungen das Gepräge der Wahrheit in sich selber tragen, und nur das Nachmessen und Nachtreten auf dem gleichen Wege die Möglichkeit einer Anfechtung bieten könnte.

Was der Verfasser von der Durchsichtigkeit des Luftmeeres in Palästina und von dem weitreichenden bis auf Distanzen einer halben Wegstunde deutlich vernehmbaren Schall der menschlichen Stimme erzählt, ist keine Uebertreibung und findet in der heil. Schrift selbst die vollste Bestätigung.

Von der Spitze des Berges Garizim bis zur unten in der Thalsohle liegenden Stadt Sichem ist die Entfernung noch viel

bedeutender als eine halbe Stunde, und doch hielt Gideons jüngster Sohn von diesem Standpunct herab seine bekannte Unterredung mit den Sichemiten (Richter 9, 7), zwar mit einiger Anstrengung, aber in articulirter und voller Deutlichkeit. Allerdings wohnt in der Brust des Morgenländers überhaupt ein heller tönendes Metall, als in den meistens böotisch-dicke Lüfte athmenden Lungen des Occidents. Welchem Europäer wäre etwa nicht der volle melodische Glockenton der in den Frühstunden „lebben! lebben!“ ausrufenden Sauermilchverkäufer in den Straßen Kairo's aufgefallen?

Für Leser, die aus Schriften über Palästina nur Motive der Erbauung und des andächtigen Gefühlschwelgens schöpfen wollen, haben Sondernotizen dieser Art allzeit ungleichen Werth. Merkwürdiger scheint ihnen die kurze Schlafzeit der Palästinabewohner, und doppelt behaglich müssen sie sich in ihrer behäbigen Häuslichkeit fühlen, wenn sie von dem preishohen und doch comfortlosen Wandern des Pilgers durch die Dörfer und Flecken Judäa's hören, wo es oft an den unentbehrlichsten Nahrungsstoffen gebricht, und wo für einen schmutzigen Lagerplatz auf hartgestampfter Erde häufig derselbe Preis gefordert wird, wie für ein weichliches Prunkgemach im Occident.

Mit vollem Recht aber darf sich ein Europäer der socialen Tugenden, der bürgerlichen Glückseligkeit, des wachsenden Wohlstandes, der Sauberkeit, der steigenden Pflege des Schönen und Verständigen im Abendlande bei der Kunde erfreuen, daß man in Palästina noch heute von Fortschritt und Verbesserung überhaupt nichts weiß, daß der Wanderer noch heute an denselben Unbequemlichkeiten und Mängeln zu leiden hat, wie vor dreißig Jahren, und daß — sollte es heißen — seit den Zeiten der Erzväter, die Verödung ausgenommen, in Palästina Alles beim Alten geblieben ist. Viele unserer Zeitgenossen haben Jericho

gesehen, und wissen nur zu gut, daß man in jener ausgedorrten Kalkgrube, ich will nicht sagen von den Balsamgärten, selbst von den Palmenwäldern mit den „einpfündigen Datteln", wie sie Antonius von Placentia noch im Jahre 600 nach Chr. fand, heute nichts mehr sieht. Dagegen wird es selbst bei dem geduldigsten Leser nicht ohne gerechten Verdruß und frommen „Horreur" hingehen, wenn er vernehmen muß, daß es in der Heiligen Stadt auch bei den Christen mit dem Sittengesetz nicht allzu streng genommen wird, und daß man in denselben gebenedeiten Straßen von Jerusalem, durch welche einst der Herr mit seinen Jüngern wanderte, von frechen Dirnen sogar bei hellem Tage angesprochen wird. Ebenso wenig soll auch der (orthodoxe) Klerus jenen Grad einsiedlerischer Vollkommenheit und Strenge schon erstiegen haben, den er der sündigen Welt so eindringlich und salbungsvoll empfiehlt. Es ist jedoch eine alte Wahrheit, daß die Heiligkeit eines Ortes mit der Moralität seiner Bewohner meistens in umgekehrtem Verhältniß steht. Vergleicht man aber die allgemeine Charakteristik, wie sie der Verfasser in seinem Tagebuche und früher in seinen „Denkblättern" von der Bevölkerung Jerusalems entwirft, mit dem, was St. Gregorius von Nazianz in seinen Briefen aus dem Ende des vierten Jahrhunderts über die Sitten der Heiligen Stadt berichtet, so könnte selbst ein strenger Philosoph und Splitterrichter mit den Jerusalemern unserer Zeit noch zufrieden sein. Freilich ist die Stadt heute klein und arm, die Bevölkerung verhältnißmäßig dünn gesäet, und die türkische Polizei weniger duldsam als die orthodoxe Kaiserwirthschaft im vierten Säculum.

Sind die Reisebemerkungen des Verfassers im Allgemeinen vielseitiger, hie und da selbst feiner und gründlicher als bei Manchen seiner Concurrenten, so theilt er doch mit allen seinen Vor- und Nebengängern die sonderbare Eigenschaft, um nicht zu sagen

engherzige Beschränktheit, niemals und nirgend etwas zu Ehre und Nutzen, zu Preis und Lob der früheren Besitzer Palästina's, der Kinder Israel vorzubringen. Und doch hätten die Christen, besonders die Deutschen, viele Sünden gegen das merkwürdige und hochbegabte weiland kriegerische Bauernvolk der Juden gut zu machen. Oder erlaubt etwa unser Jahrhundert nicht Jedermann gegen jede Ueberzeugung und gegen jede nachhaltige Kraftersheinung gerecht zu sein? Vergleicht man die jedesmalige Weltlage und die zermalmende Uebermacht des feindlichen Angriffs auf der einen Seite mit der Kleinheit des Landes und mit der Schwäche der Hülfsmittel der jüdischen Abwehr auf der andern Seite, so darf man ohne Scheu behaupten: kein Volk des Alterthums habe mit so viel Muth, Standhaftigkeit und Todesverachtung Freiheit und Gesetz vertheidigt wie Israel.

Wie ärmlich und lahm hat Hellas gegen die Legionen Stand gehalten! Und man weiß in der That nicht, ob, außer den gepriesenen Hellenen, noch irgendwo auf der civilisirten Erde ein zweiter Nationalcomplex so aufgelöst und innerlich verkommen war, um nach der ersten Unterjochung keine allgemeine Insurrection zu wagen. Selbst das streitbare Gallien glaubte nach der Niederlage des Vercingetorix und der Uebergabe von Alesia das Joch der römischen Dienstbarkeit ohne weitere Protestation in Geduld tragen zu müssen.

Hingegen die Juden erhoben sich, durch das unglückliche Ende des ersten großen Aufstandes unter Nero und Vespasianus und durch die furchtbaren Scenen von Masada und Jerusalem ungebeugt, sechs und sechzig Jahre nach dem Brande der Hauptstadt und des Tempels unter Führung ihrer Schriftgelehrten zum zweiten Mal in allgemeinem, verzweiflungsvollem Kampf gegen die Tyrannei von Rom. Nur mit Mühe und nach entsetzlichen Greueln vermochte die Gesammtmacht der Legionen

Hadrians die ausgebrochene Bewegung wieder zu ersticken und durch Ueberwältigung des neuen Centralpunctes der Insurrection in Bet-tir der besorgten Welt vor dem verzweifelten Freiheitssinne der Kinder Israel endlich Ruhe zu schaffen. Schade daß der letzte „Schmerzensschrei" Judäa's nicht gleich dem ersten seinen Flavius Josephus gefunden hat, und daß er nur in den mangelhaften Bruchstücken eines Dio Cassius oder im Bilde phantastischer Ungeheuerlichkeit der Talmudisten auf unsere Zeit gekommen ist. Die Grabstätte der jüdischen Nationalunabhängigkeit ist indessen heute noch wohl bekannt. Sie liegt in einer fruchtbaren und wasserreichen Gegend, etwa vier Wegstunden westwärts von Jerusalem, auf einem mit modernen Ruinen bedeckten Hügel, im Munde der Umwohner „Judenruine, Choerbet el-Jehud" genannt. Auch ein Dorf Bet-tir ist in nächster Nähe noch jetzt bewohnt.

Alle diese Oertlichkeiten hat der Verfasser wiederholt besucht, die Namen Bet-tir, Bether und Bither mit gewohnter Schärfe kritisch abgewogen, den „entzückenden" Wasserreichthum und die strategische Opportunität der Lage nicht übersehen, auch die kriegerischen Ereignisse nach Robinson kurz berührt, sie aber nirgend mit gehöriger Wärme und mit gebührendem Nachdruck herausgestellt und anerkannt. Vielleicht untersagte ihm die ganze Anlage seines Wanderbuches und sein helvetisches Christenphlegma in gleicher Weise der jüdischen Freiheitsbestrebungen mit besonderer Gunst zu gedenken. Tadeln will man diese Richtung nicht, aber sie beweist, daß der berühmte Lagunenspruch: prima siamo Veneziani, e poi Cristiani, nicht Bekenntnißwort Dr. Toblers ist. Aus demselben Grunde mag ihm auch der Umstand nicht aufgefallen sein, daß sich vorzüglich in der Runde um Bet-tir der Beisatz „Choerbet" (desertus vastusque locus) an eine Unzahl von Dörfern hängt — ein nicht ganz schwaches Argument,

daß der Sitz des großen Kampfes wirklich um Choerbet el-Jehud gewesen ist. Bekanntlich wurden nach Erstürmung des Hauptquartiers der jüdischen Insurrection die Häupter der Patrioten militärisch hingerichtet und zugleich alle Ortschaften des rebellischen Landes verbrannt und demolirt, was bei dem vorherrschenden Steinbau selbst für ein zornentbranntes Heer keine leichte Aufgabe war, und innerhalb der heutigen Choerbetdörfer im Wesentlichen seine Grenze gefunden haben mag.

Die Nachkommen der Insurgenten von Bet-tir leben aber heute noch, zwar gruppenweise zerstreut über den ganzen Erdboden, aber ungebrochenen Muthes und im Geiste ihres heldenmüthig vertheidigten Gesetzes doch vereint zu einer unzerstörbaren compacten Nationalität. Vielleicht ist dieses Volk heute sogar zahlreicher, und trotz seines confiscirten Landes in der Wagschale der menschlichen Dinge schwerer wiegend, als es selbst in der Blüthezeit seines Staates war. Es ist ein alter Streitsatz der Philosophen, ob der Mensch oder das Uebel — die uns überall verfolgende ultio des Tacitus — stärker sei. Die Juden haben das Problem entschieden und den Beweis hergestellt, daß der willensstarke Mensch der feindlichen Natur, ja dem Fatum selber überlegen sei. Das Argument war freilich lang, und es bedurfte achtzehnhundert Jahre voller Kampf, Widerstand, Leiden und Geduld, bis die bösartige Gewalt den ganzen Vorrath ihrer Kraft erschöpft und den letzten Pfeil verschossen hatte. Das war gewiß der längste Krieg, von welchem die Geschichte zu erzählen weiß. Jetzt ist der Streit zu Ende, und wenigstens Eine Ungerechtigkeit weniger in der Welt. Israel hat das Spiel gewonnen, und beginnt nun die Ernte säculärer Arbeit und Noth einzuthun. Von den Sueven sagten die alten Deutschen: sie seien so stark, daß ihnen ne dii quidem immortales pares esse possint. Auf die Frage: ob nach der langen Gefahr das Gefühl

der Sicherheit und des unbestrittenen Genusses am Ende etwa nicht das diamantene Gefüge des Mosaismus lockern müsse, kann nur die Zukunft Antwort geben. Gewiß ist nur, daß die Künste der Ueberredung und des Syllogismus theologicus heute noch ebenso machtlos sind, als es früher der rohe Zwang gewesen ist, und daß vorerst noch auf lange Zeit hinaus Marc. 6, 3—6 volle Geltung haben wird. Die Thatsachen sprechen so laut und eindringlich, daß man sie hoffentlich ohne Verletzung des europäischen Christengefühls aussprechen und anerkennen darf. Ist übrigens die Angabe des Verfassers richtig, und hat die römische Propaganda, obgleich sie nur vom Jahre 1821 an gerechnet nahe an neun und sechzig Millionen Franken für Missionszwecke eingenommen, in sieben und achtzig Jahren trotz aller Mühe und Opfer wirklich nicht mehr als siebzehn Juden zum Katholicismus herübergebracht, so hätte man auf das Unternehmen Israel zu christianisiren schon längst als desperat verzichten sollen. Vielleicht wäre Schweigen und Gehenlassen wirksamer als Reden und Thun. Ebenso wenig stehen der Machtbesitz des Katholicismus und der Credit, den er bei Andersgläubigen in Palästina genießt, in richtigem Verhältniß zu der enormen Summe von 240 Millionen Realen, welche, ohne die Privatopfer zu zählen, die römisch-katholischen Nationen Europa's von Anno 1650 bis Anno 1850 zur Aufrechthaltung und Verschönerung ihres Cultus publice dem Heiligen Lande gespendet haben.

Wie Sie sehen, bringt Dr. Tobler dieses Mal allerlei gute und brauchbare Notizen über die Wiege des Christenthums, und ob sich gleich nach der Meinung eines großen Stylisten der Débats (La Boulaye oder Cuvillier-Fleury) selbst die geistreichsten Tagebücher vom Erbübel der Langeweile selten frei erhalten, so trifft dieser schlimme Vorwurf die „dritte Wanderung nach Palästina" unendlich weniger, als der Leser bei der ersten Ansicht

des Titels vielleicht besorgt. In Sachen über Palästina ist Dr. Tobler eine Instanz, die man nicht mehr umgehen kann. Von den sieben, zum Theil dickleibigen Werken, die er seit 1849 über Jerusalem und Judäa propria bekannt gemacht, hat man der Reihe nach kurz und wohlmeinend alles in der Allgemeinen Zeitung angemeldet. Nur die Besprechung über eine Planographie der Heiligen Stadt wurde verwichenen Jahres dem Publicum vorenthalten, obwohl es sich um das Beste und Exacteste handelte, was in dieser Art bei den Deutschen existirt. Und weil man dieser endlosen Diatribe über das gelobte Land endlich selber müde ist, muß man doch zum Schluß die Freunde biblischer Alterthumskunde auf ein scheinbar geringes und unbedeutendes, in seinen Folgen aber nicht wenig nachtheiliges und sinnverwirrendes Uebersehen aufmerksam machen, das sich, so viel man weiß, auf alle seit dem Erwachen der wissenschaftlichen Kritik über Jerusalem verfaßten Schriften aller Parteien — Tobler nicht ausgenommen — mechanisch fortgeerbt, und selbst bei den scharfsinnigsten Topographen der Heiligen Stadt ein unentwirrbares Labyrinth von Irrthum und Unzukömmlichkeiten zu Tage gefördert hat, aus welchem Labyrinth die bisher verfolgte Methode keinen Ausweg hoffen läßt — wir meinen die grundfalsche Vorstellung, die man sich bis zu dieser Stunde noch in Europa über die Art und Weise macht, wie man einst in Jerusalem und im Orient überhaupt die Todesurtheile vollzogen hat und heute noch vollzieht. Im christlichen Abendland hatte und hat bekanntlich bis auf die neueste Zeit jede Stadt ihren gesetzlich bestimmten Platz, ihre Richtstätte, ihren „Galgenberg", wo das Verbrechen seine Strafe und die irdische Gerechtigkeit ihre Versöhnung findet. Diese Vorstellung eines einzigen bestimmten Richtplatzes, wie es noch immer geschieht, auf Palästina übertragen, heißt die ersten Anfangsgründe der morgenländischen

Archäologie verkennen. Die Sache wie das Wort fehlen dem Orient in gleicher Weise. In Jerusalem — wie überall im Morgenlande — ist jeder beliebige Punct der Stadt geeignet und wählbar für das Hochgericht und wird die Stelle der Execution, hat sie nicht unmittelbar bei der Urtheilsfällung der Richter selbst angeordnet, von jeher der Vollstreckungsbehörde überlassen, ohne Berufung wie ohne Frist. Alles hängt von der Qualität des Verurtheilten und von dem Grad der ihn verfolgenden Rache ab. Eine belebte Kreuzstraße, die Nähe eines frequenten Stadtthors, der Platz vor dem Tribunal, die landesherrlichen Gärten, der Palasthof des Despoten, ja selbst die Tempelarea sind und waren von jeher die beliebten Executionsplätze im Orient. Nur abgelegen, unbesucht und einsam darf der Ort nicht sein, denn im Orient ist das Todesurtheil weit weniger ein Gebot der Gesellschaftsrettung und der traurigen Nothwendigkeit, als ein Act der Rache und eine Schaustellung despotischer Allgewalt. Schrecken, nicht Besserung ist das Ziel. Der einzige und natürliche Feind des Machthabers ist im Morgenlande das eigene Volk, und umgekehrt. Der Spruch des Pontius Pilatus wurde nicht in der Altstadt (πόλις, cité) von Jerusalem, wo das Prätorium, er wurde draußen in der Vorstadt, wo die Vornehmen und Reichen ihre Gärten und Paläste hatten, an einem Ort vollzogen, der im Volksmunde „Golgatha", d. i. κρανίον, Schädel, Capitolium hieß. Hier, meinte die jüdische Priesterschaft, wäre die Rache an ihrem Todfeind in wohlgewählter und gehöriger Evidenz. Ob die Oertlichkeit wegen der Configuration des Bodens oder aus irgend einem andern Grunde den Namen „Schädel" trug, ist einerlei. In diesem Styl war der freie Platz vor dem Prätorium bei Jedermann in Jerusalem unter dem Namen „Gabbatha", d. i. λιθόστρωτος, Hochpflaster, Terrasse bekannt, wie z. B. Einschütt, Lehel, Kreuz,

Römerberg, Zeil, Terrasse, Freiung, Tratten, Hohebruck beliebte Localitäten deutscher Städte sind.

Hätte man die einschlägigen Texte der Evangelisten, besonders Lucas 23, 33 besser angesehen, den Begriff πόλις richtiger gestellt, und überhaupt die Criminalpraxis des Occidents nicht blind und unverständig dem Morgenlande aufgeladen, so wären wir von dem unerquicklichen Gezänke über Lage und Aechtheit des Heiligen Grabes, wie von gewissen naturwidrigen Planographieen der alten Stadmauern von Jerusalem verschont geblieben. Der Text sagt nicht und konnte nicht sagen, das κρανίον sei gewöhnlicher Platz für solche Acte der Justiz gewesen. Vielleicht hat man, so lange das nachbabylonische Jerusalem stand, weder vor noch nach der Execution des Propheten von Nazareth an derselben Stadtörtlichkeit je ein Urtheil dieser Art vollzogen. Bewiesen ist indessen mit all dem nur die Möglichkeit, daß die traditionellen Andachtstätten der Heiligen Stadt wenigstens in diesem Hauptpunct nicht anzufechten seien, die Gegengründe aber jedenfalls und ohne Ausnahme in sich selbst zerfallen. Das ist schon ein wesentlicher Gewinn, es beruhigt viele Gewissen, und ist zugleich eine der wenigen Controversen, in welchen Tradition und Wissenschaft sich gegenseitig unterstützen. Kann man sich in Europa auch über nichts verständigen, so mag doch wenigstens in diesem Punct von jetzt an Ruhe sein.

Anatolische Reisebilder.

Anatolische Reisebilder.

I.

Bujuk-dere, 23. Junius 1847.

Es hat mich wieder aus Deutschland fortgetrieben, aber weniger unbesonnen als zur Zeit der thessalischen Wanderschaft (1842) horchte ich diesesmal mit mehr Bedacht auf Freundesrath und wollte wirklich, ohne Athen zu berühren, geraden Weges von Triest nach Konstantinopel eilen. Bei der leidenschaftlichen Aufregung, die jetzt in Griechenland überall an der Tagesordnung sei, sagte man mir, könne sich ein so schwer angeklagter Mann in der Hauptstadt der Hellenen kaum mit Sicherheit erblicken lassen. Nicht ohne peinliche Ueberraschung für das eingeschüchterte Gemüth ging aber das Lloyd-Dampfschiff vom 18. Mai — für welche Frist ich nach Triest gekommen war — nicht direct über Syra in den Bosporus, wie man es irrig angegeben hatte; die Bestimmung war nach Patras und Lutraki am Isthmus von Korinth, und dann von Kalamaki in den Hafen von Athen.

Um noch acht weitere Tage im schönen, aber heißen Triest zu bleiben und das nächste Fahrzeug abzuwarten, wie es etwa die Klugheit rieth, war die Furcht vor hellenischem Zorn doch nicht stark genug. Der eitle Gedanke, das griechische Volk, seine Art, seine Richtung und seine Sitte, so wie die Kunst mit ihm

umzugehen gründlicher als andere zu verstehen, ist ja bekanntlich des Fragmentisten noch heute nicht überall verziehene Leidenschaft.

Besorgt zwar, aber doch vertrauend auf Zufall und auf Glück, trug uns die „Maria Dorotea" (18. Mai Abends) vom Triester Molo in den weiten Golf hinaus. Auf den rauhen germanischen Winter hin in der schönsten Blüthezeit des Jahres — „in gentle breezes, smooth seas and agreeable sunshine" — über die spiegelglatte Meeresfläche schiffen, war eine lange nicht mehr gefühlte Lust. Auf der Höhe von Parenzo warf die Abendsonne den letzten milden Strahl auf die saftig grünen Küstenhügel und verschwand vom Horizont. „Ecco la città del Papa", sagten zwei italienische Mönche trocken und schneidend, als „Maria Dorotea" am andern Morgen (19. Mai) bei Sinigaglia vorüberstrich. Freundliche Mienen und Euphemismen reicher Mönche auf Pius IX. sind ebenso wenig zu verlangen, als Janitscharenlob und Derwisch-Hymnen auf Sultan Abd-ül-Medschid-Chan. Als weltlicher Regent hat das Haupt der Gläubigen in Alt-Rom mit dem Haupt der Gläubigen in Neu-Rom dasselbe Spiel, dieselben Feinde und dieselbe Noth.

In Ancona, wo man von acht Uhr früh bis vier Uhr Abends (19. Mai) vor Anker lag, verließ mit andern Fremden ein Conte Mastai Ferretti, Neffe des Pontifex, das Schiff, und rief die über die Stadt hinaufragende Citadelle die kluge Heuchelei des Julius-Königs und Despans-Cubières' Waffenruhm und heutiges Mißgeschick zurück.

In Mondsichelglanz und abendlicher Kühle ging es von Ancona auf ungetrübtem Wasserspiegel an Pelagosa und der traurigwilden Albanierküste vorüber in achtundvierzig Stunden Tag und Nacht ohne Aufenthalt zum öl- und pomeranzenreichen Strande von Corfu. Die zwanzigstündige Rast (21. Mai Nachmittag bis gegen Mittag 22.) ward zu einem Besuch in der Stadt benützt.

Mehr als viele andere Orte regt Corfu die Gedanken an. Wer aber hätte vom alten Corcyra und von den Gärten des Alcinous, wer von Ulyſſes und der Königstochter Nauſikaa, von den Scenen des peloponneſiſchen Bürgerkrieges, und erſt neulich durch Ludwig Roß von den herrlichen Wirkungen der Freiheitsgabe unter Rom nicht etwa zur Genüge ſchon gehört? Leider iſt auch über die ſchöne Baumallee und über die langen Geſichter der Sieger von Aliwal, über den Landesheiligen Spiridon und über den argen Blick der „braunen Amyntas“ der modernen Stadt nach ſo vielen Berichten nicht leicht etwas pikantes aufzubringen. Nur das Baumparadies der Inſel und ihre Schatten lobt man nie zu viel. Das heimatliche „Ora pro nobis“, mit ſüdlicher Metallſtimme und mit Orgelſpiel durch monderhellte Fenſter eines katholiſchen Tempels tönend, ſprach wundervoll zum Gemüth. Die mildklare Mondnacht und die unglaubliche Lindigkeit des Morgenhauches mit den ſtolzen Siegeshoffnungen der deutſchen Philologen waren noch im Sinn, und „Maria Dorotea“ ſchwamm, um das Vorgebirg der Feſtung beugend, ſchon auf der hellen Fluth nach Paxos fort*).

Links am ſteinigen Oelwald der albaniſchen Küſte blickte das verkaufte Parga aus dem Grün hervor, und Abends ſtrich das Fahrzeug eilend am langen Santa-Maura hin; am ſteilen Ithaka ſank die Nacht, und Pfingſtſonntag (23. Mai) Morgens früh ward vor der erſten bedeutenden Ortſchaft des freien Griechenlands auf der Rhede von Patras zu ſechsſtündiger Raſt der Anker ausgelegt. Die wohnliche und wohlhäbige Außenſeite der ſeit 1842 bedeutend vergrößerten Stadt, das friſche Grün und die neuen Baumpflanzungen der fruchtbaren und wohlangebauten

*) Die deutſchen Philologen, wie Greverus meint, denken vor allem Byzanz zu nehmen, und dann erſt das ſtark befeſtigte Corfu mit Waffengewalt den Hellenen einzuräumen.

Umgegend, die Rührigkeit und die feinen Gesichtszüge der frei gebornen Patrasser Jugend standen mit Elend, Schmutz und verzerrtem Blick der Vergangenheit im lieblichsten Contrast. Tugend und christliche Sittsamkeit, von denen man an der Isar wie an der Eisak so gerne redet, werden in Patras so heimlich und unbemerkt geübt, daß in sechsstündigem Aufenthalt von dieser herrlichen Frucht nicht viel zu entdecken war. Korinthen dagegen, Gärbe-Eicheln und Wolle aus Arkadien, hohe Disconto, Handelsbetrug und Advocatenkniffe wären im Ueberfluß zu haben.

Um Mittag schifften wir wieder fort, und drangen durch die kleinen Dardanellen (Rhion und Anti-Rhion) steuernd in den lieblichen Golf von Korinth hinein. Bis Vostizza, wo wir um drei Uhr Nachmittags eine Stunde Anker hielten, schienen beide Ufer unbebaut und menschenleer; die Schattenseite, d. i. die rasch anlaufende Moreaküste grün und buschbewachsen, die Sonnseite aber (Rumelien) steinig und ausgebrannt.

Erst um Vostizza that sich eine neue und überraschende Scene auf — eine liebliche Oase an die dunkle Berghalde von Achaja hingelehnt. Fluren mit europäischer Sorgfalt angebaut, Wiesengrün, Gebüsch, Obstgärten, Heckenzäune im Maiflor, perenne Wasserbäche und reizende Naturterrassen mit riesigen Platanen; Stadt, Dorf und Einödhöfe neu und zum Theil in besserm Styl aufgeführt, malen dem Vorüberschiffenden ein Bild, welches durch Neuheit und Farbenpracht selbst den aus Europa Kommenden freudig überraschen muß. Nur die Kirche mit Thurm und weithinschallendem Glockenton fehlt noch überall dem wiedergebornen Griechenland. Vermuthlich soll auch hier das fromme und nüchterne Bauernvolk dem reichen und üppigen Städter als Vorbild und Muster dienen. In Athen, wo sie dreißig vom Hundert nehmen und sich ihres orthodoxen Sinnes rühmen, wird noch mit Kühschellen zum Pontificalgottesdienst geläutet, während unser

Dampfboot eine bedeutend große Thurmglocke für die slavisch genannte Berggemeinde „Vresténi“ aus Triest nach Vostizza brachte. Die am Strand unserer Ankunft harrende dichtgedrängte Menschenmasse in blendend weißen Sonntagsfustanellen und rothem Fes festlich angethan, gewährte einen schönen malerischen Blick.

Vom platanenreichen Vostizza bis in den innersten Winkel des Golfes dauerte die Fahrt noch sechs volle Stunden; dunkle Bergschatten stiegen auf die Gegend um Sicyon nieder, und erst um zehn Uhr Abends waren wir dicht vor dem Lloydhaus in Lutraki glücklich am Ziel. Der Mond schien so freundlich, die Abendlüfte fächelten so kühl und weich, und so magisch spielte der Schatten von Lentiscusstrauch und Lorbeerrose am Strand, daß ich in schwärmender Vergessenheit erst um ein Uhr Morgens das Deck verließ und zur Ruhe kam.

Lutraki, das Baden-Baden von Hellas — fünf ärmliche am Fuß des ausgebrannten Steinberges hingestreute Albaneserhütten — hat seinen Namen von der warmen Quelle, welche dicht über dem Wasserspiegel heimlich und verlassen aus dem Geschiebe bricht und in der traurigen Oede unbenützt verrinnt. Blühende Lorbeerrosen, Oleander, Lentiscusstrauch und Ginster sind die spärliche Vegetation dieser Einsamkeit, die nur durch den neugebauten und weißgetünchten Lloydsaal mit Säulenhalle, Nebenzimmer, Schreibstube und Magazin in eingefriedigtem Hofraum für Aufnahme der Güter und Passagiere einen Anstrich menschlichen Aufenthalts gewinnt.

Von hier nach Kalamaki am andern Rand der Erdzunge hat der Triestiner Lloyd eine bequeme Fahrstraße angelegt, auf der man uns (24. Mai nach acht Uhr Morgens) auf zweispännigen Reisewagen in weniger als einer Stunde zum Dampfboot von Athen hinüberbrachte. Kein Haus, kein Feld, kein Mensch, kein Lebenszeichen, nicht einmal Ruinen auf dem einst so dicht be-

völkerten Verbindungspunct! Wie auf dem Strand des Todten Meeres ruht der Fluch der Verödung auf dem Isthmus von Korinth. Auch in Kalamaki sind außer dem schönen Lloydsaal mit Nebengemächern und Säulenhalle Hütten und Häuser geblieben, wie sie vor dreizehn Jahren waren. Das Umladen der Fahrzeuge dauerte von Morgens sieben Uhr bis nach drei Uhr Nachmittags, und am steinigen Salamis vorübereilend liefen wir nach Sonnenuntergang im Hafen von Piräeus ein.

Die ersten Werbeposten, um die Fremden aufzufangen, hatten die sorgsamen Gastwirthe Athens bis Lutraki vorgeschoben. In Kalamaki waren sie selbst, um sich in gegenseitiger Schmähung und Verkleinerung der Gäste zu bemächtigen. Aus Vorsicht und größern Credits wegen entschied ich für „Hôtel d'Angleterre", das vornehmste Einkehrhaus, wo die Zeche zwar etwas höher, aber das Unterkommen vortrefflich ist. Verwirrung und Tumult eines mit Gut und Passagieren überladenen, von Barken schreiender Gondoliere umschwärmten Dampfbootes im Augenblick des Ankerwerfens kennt Jedermann. Dazu gesellte sich in Griechenland, wenigstens für den Unkundigen, die Sorge vor der hellenischen Ufermauth, dann der Piräeus-Vetturin, die fremde Sprache, die sinkende Nacht, die Furcht vor Betrug, und das Bestreben in allem weise und klug zu sein, als Quelle peinlicher Gefühle am Landungsplatz. Allen diesen Uebeln ward aber in Kalamaki klüglich vorgebaut. Nach getroffener Wahl des Gasthofes nahm der Eigenthümer sämmtliche Effecten der Angeworbenen gleich auf dem Fahrzeug schon unter seine Hut, bestellte im Hafen die Landungsbarke, besorgte Mauth und Vetturin, und ohne Aufwand eines einzigen Wortes unsererseits rollte der Wagen nach acht Uhr Abends im Mondschein auf bekannter Straße durch den Oelwald nach Athen hinauf. „Piräeus-Spesen" kamen dann

freilich, aber doch zu beiderseitiger Zufriedenheit, auf die Wirthshausrechnung.

Der matte Blick des Nachtgestirns auf die abgeschälte Cephissusebene, das dürre Kalkgestein am Straßenrand, selbst die Schatten der verkrüppelten Oelbäume, und nicht am wenigsten die Sorge, wie es weiter gehe, drückten auf dem Balcon des prachtvollen Einkehrhauses noch ängstlich das Gemüth. Wie traurig doch der Mond über Athen, über den Cypressen, über dem marmornen Palast und den Ruinen hing!

II.

Bujuk-dere, 1. Juli 1847.

Daß Athen eigentlich in einer ſtaubigen Kiesmulde ohne Baum und ohne fließendes Waſſer liege, und Ende Mai's auf dem ſteinigen Acker am Theſeustempel bereits die Gerſtenernte eingethan und alle Graſung in der Runde braun und erſtorben ſei, ſind Dinge, die Jedermann weiß und jetzt ſelbſt in Deutſchland Niemand mehr hören will. Hat indeſſen Athen auch keinen Bach und iſt der Iliſſus ausgetrocknet, ſo haben doch die neuen Cekropiden in der Zwiſchenzeit, wie die Knechte des Erzvaters in der Wüſte Gerar, zur Befruchtung ihrer claſſiſchen Steinöde Brunnen gegraben, neben den Häuſern hohe Cypreſſen gepflanzt und außer dem jungen Baumparadies mit Schattenbuſch und Waſſerbecken an der marmornen Königsburg Gartenvierecke mit ſüdlicher Farbenpracht innerhalb der Neuſtadt ſelbſt angelegt. Dunkles Sevengrün mit rother Oleanderblüthe auf weißem Hintergrund iſt auch kein ſchlechtes Spiel. Den ausgebrannten Kalkfelſen der Akropolis wird freilich keine menſchliche Kunſt mit Ranken von Immergrün umſchlingen, wie die Schloßmauer von Trapezunt, und nach der Meinung Kundiger iſt auch vom Hymettus das dunkle Waldgewand auf immer abgeſtreift. Liebliche Schattenſcenen, wie ſie die Cephalusmythe bei Ovidius malt, können niedrige Myrtenſtauden und Lentiscusſträucher der Höhenzüge im Iliſſuspanorama nie mehr ſehen. Glück und Hoffnung Attika's

sind von den Bergen auf die Ebene herabgestiegen, und die frisch-sprossenden Wein- und Gemüsegärten zwischen Stadt und Olivenwald zeigen klar, wo Schätze und Wasserspruden von Neu-Athen vergraben sind. Fürchten Sie ja nicht, ich möchte nach Vorgang erlauchter Levantefahrer hier noch einmal den zersprengten Minervatempel auf der Akropolis und die vergilbten Karyatiden des Erechtheums beschreiben, als hätte vor mir noch Niemand ihre alte Pracht und ihre heutige Melancholie gefühlt. Daß die Burg oben auf dem Felsen, die Stadt aber unten in der Ebene liege, hat uns Greverus schon als Neuigkeit gesagt. Selbst die sinneschwellenden, frischen Abendlüfte mit den im Mondschein nickenden Cypressenwipfeln entlocken nach der Glut des atheniſchen Sommertages aus Scheu vor dem Wiener Publicum kein Lob. Oder sind etwa Prater-Linden und Hügel's indischer Blumenflor nicht der Inbegriff irdischer Pracht und Seligkeit? Doch beschleicht es wundervoll die Brust, wenn sich in attischer Vollmondnacht die Lichtscheibe über den Rand des Hymettus hebt, und schweigend, aber freundlich und mild, durch die heiteren Säulen der Parthenonsruine auf den Fremdling schaut. Eine Festjahressitzung der griechischen Alterthumsfreunde am Maivollmondabend, in Beisein des Königs auf der Akropolis gehalten, wäre doch ein willkommenes Thema, um in stereotyper Form die Lenker Griechenlands und das „unvergleichliche Genie" der hellenischen Menschenrace zu loben. Aber auch diese Gelegenheit Verdienst zu sammeln und mißliebige Erinnerungen einzuschläfern bleibt unbenützt. Nur die Zustände des Volkes im Allgemeinen und die Richtung der Geister Griechenlands in der verwickelten Lage der Gegenwart zu kennen, hat in Europa noch einigen Werth. In vielen Dingen sind die Bewohner der griechischen Hauptstadt einsichtsvoller und verständiger als die Leute im Occident. Einen harmlosen Fremdling zu beunruhigen, weil er über

das griechische Volk andere Thesen vertheidigte als die Enthusiasten im Abendland, kam früherer Aufreizungen ungeachtet hier Niemanden in den Sinn. Wie vor Jahren das Geschrei um ein „Syntagma" und jetzt der Parteieifer gegen Kolettis und den König selbst, war auch das erste Aufwallen gegen die neue historische Ansicht eine von fremder Erde eingepflanzte Frucht, die auf griechischem Boden keine Nahrung fand und bald verdorren wird.

Ein achttägiger Aufenthalt zwischen Patras und Syra genügte den gänzlichen Umschwung der öffentlichen Meinung in diesem Puncte wie in andern und wichtigeren herzustellen. Bei der idealen, zu Zeiten doch noch schulphantastischen Färbung Ihrer Correspondenzen aus und über Griechenland, können Nachrichten, wie ich sie gebe, kaum willkommen sein. Oder dürfte man Ihren Lesern trocken und unverhohlen sagen: der Zustand arger Selbsttäuschung und künstlicher Berauschung, in welchem übelberechnete Schmeichelei philhellenischer Enthusiasten, versteht sich in bester und redlichster Absicht, bisher die Bewohner Griechenlands eingewiegt und festgehalten, beginne allmählich einer nüchternen Stimmung Platz zu machen, und durch die Erfahrungen der letzten Zeit erschreckt, ist das Land zur Ueberzeugung gekommen, harte Wahrheit bringe am Ende mehr Gewinn als unverdientes Lob, und eigene Tüchtigkeit mit entschlossener Selbsthülfe durch Arbeit und freie Entwicklung der im Boden und Volk schlummernden Kraft verleihe höhere Würde und bilde eine festere Grundlage öffentlicher Glückseligkeit, als der Enthusiasmus der Europäer für die untergegangene classische Welt. Wir wollen Niemand anklagen, meinen aber, alle Irrwege der öffentlichen Meinung in Hellas, alle falschen Schritte der griechischen Regierung, besonders die Gefahren und Verlegenheiten der letzten Zeit seien die natürlichen Früchte der schwärmerischen Zärtlichkeit und Verblendung des Abendlandes über Natur und Ursprung des

Aufstandes, über den Charakter des griechischen Volkes, über seine Bestandtheile, seine moralischen Zustände, seine Antecedentien und seine künftigen Möglichkeiten. Wenn sich das kleine arme Hellas der Meinung überließ: es habe durch eigene Kraft die Befreiung aus osmanischem Staatsverband errungen, es könne und müsse sofort die Stelle des auszutreibenden Padischah am Bosporus übernehmen, und es vermöge durch sein Genie und seine nachhaltige Stärke als Schlußstein europäischer Politik Orient und Occident im Gleichgewicht zu halten, so mögen es jene verantworten, die das demüthige, uneinige, schwache Christenvolk von Rumelien und Morea mit der Einbildung einer weltgebietenden Macht erfüllten. Oder könnte man wirklich das aus dem Boden der oströmischen Monarchie herausgewachsene und festgewurzelte Osmanli-Sultanat in Konstantinopel ohne Vorbereitung und langsam gährenden Uebergang plötzlich, wie man einen Wachtposten mit Ueberlieferung der Parole durch den andern ablöst, und sogleich denselben Dienst erhält, durch ein hellenisches Regiment ersetzen? Das ist doch eine Sünde gegen die ersten Elemente der Politik! Das Schlimme für die Ueberschwänglichen liegt in der Bemerkung, daß man in Athen zum Theil das Unpraktische und Unmögliche dieses Gedankens bereits erkennt, und daß sich in Folge vermehrter Einsicht und reiferer Erfahrung gewissermaßen eine Reaction gegen die „germanische Thorheit", wie sie es nennen, in Griechenland selbst gebildet hat.

Sogar über den Optimismus der Franzosen — so nützlich er scheinbar ist — lächelt man im nüchternen Augenblick. Bequem wäre es freilich, brauchte man nur mit Protocollen und Dithyramben ausgerüstet über die Alpen zu gehen, um Cäsar des Orients zu sein. Sagt man den Griechen: Eroberungen haben nur dann Bestand, wenn sie nach natürlichem Gesetz aus der Fülle physischer und geistiger Ueberlegenheit entspringen, und

hellenisches Regiment, sollten es fränkische Beschlüsse in Konstantinopel unmittelbar installiren, könnte sich nicht sechs Monate lang aus eigener Kraft erhalten, so erkennen und fühlen sie jetzt etwas von der Wahrheit dieses früher so verhaßten Spruches. Daß man sich in Europa getäuscht und die alte Monarchie der Osmanli für schwächer, den jungen christlichen Staat von Hellas aber für stärker gehalten habe, als sie beide an sich sind, ist jetzt eine ausgemachte Sache und, wie jeder große Irrthum, eine Quelle neuer Verlegenheit.

Wie die römische Kirche nach ihrem Kampf mit dem Geist der Reformation innerlich kräftiger, gereinigter und lebensfähiger dastand, als sie vor der Probe war, ebenso hat auch der vom Aufstand überraschte und bei wiederkehrender Besinnung nur durch das intervenirende Europa zum Frieden und Nachgeben gezwungene Türkenstaat in der letzten Zeit zum Erstaunen des Occidents ein so zähes, so nachhaltiges und so lebenskräftiges Element herausgekehrt, daß ihm mit der Achtung der abendländischen Politik auch ihre Sympathie neuerdings gesichert ist. Daß aber im Staatenverkehr nur Brauchbarkeit und Stärke, nicht idealer Preis Vertrauen und Credit verleihen, hätte man nie vergessen sollen. Der Gedanke, durch das islamitische Sultanat am Bosporus seien die großen Interessen der gegenwärtigen Weltordnung leichter und durchgreifender zu schirmen und sicherzustellen, als durch eine Ex-Abrupto-Restauration der illyrischen Christenheit, hat — wenn man es nicht übel nimmt — vorläufig allen Hellenenträumen diesseits wie jenseits der Alpen die Hoffnung abgeschnitten. Daß aber unter den „großen Interessen der gegenwärtigen Weltordnung" vorzugsweise Dämmung und Zügelung moskowitischen Uebergewichts zu verstehen sei, weiß man ohnehin. Nicht weil sie mit den halbjährigen Zahlungsraten im Rückstand sind und ihren ersten Geschäftsführer

lieber Johannes Kolettis als Alexander Mavrokordatos nennen, sind die Hellenen von der ersten Weltmacht angefeindet. Ebenso wenig hat Eifersucht über die vielen kleinen Fahrzeuge, die sie jährlich bauen, und über das reiche Frachtgeld, das sie monatlich verdienen, Albions Zorn auf das arme Griechenvolk herabgezogen, wie man neulich in Ihren Spalten las. Motive so geringer Art sind mit der Größe und der Rechtlichkeit des englischen Volks in gleichem Widerspruch. Piscatory mit seiner gräco-gallischen Harmonik mag allerdings lästig sein. Aber das Hauptverbrechen der Hellenen ist ihre politische Unzulänglichkeit, ihre Ohnmacht und die in England klarer als anderswo erkannte Unmöglichkeit, aus hellenischen Elementen je einen haltbaren Damm wider den vorgreifenden Ehrgeiz der den Occident bedrohenden Slavenvölker aufzuthürmen. Wenn aber die Griechen unter solchen Umständen doch, wie jener Phaëthon der Fabelwelt, mit Hartnäckigkeit nach einer Rolle langen, der sie nicht gewachsen sind, so wundere sich Niemand über Sir Edmund Lyons Tücken und die üblen Launen Lord Palmerstons. Wäre es nebenher noch richtig, was wir natürlich nicht behaupten, daß man in der Finanzverwaltung zu Athen Lug und Trug zur Revenue erhebe, und absichtlich falsche Listen führe, um lästigen Verbindlichkeiten auszuweichen, so wären beim englischen Volk, das mit allen Germanen noch an die Wahrheitsliebe im Menschen glaubt, Verachtung und Unwillen über diese wälsche Handlungsweise eher zu entschuldigen und zu loben, als vor ganz Europa als brutal und übermüthig anzuklagen. Ist einer aber schwach und unredlich zugleich, so wäre es doppelte Thorheit sich mit Gegnern einzulassen, bei denen sich zur Stärke auch noch die Ehrlichkeit gesellt. Rechtssinn und unverbrüchliche Treue in Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten muß aber dem türkischen Volk und seiner Regierung selbst der entschiedenste Gegner zugestehen. Die

Frage, ob ohne eine vernünftige Philosophie, d. i. ohne alle Grundlage von Wahrheit, Ehrlichkeit und Recht eine freie und gedeihliche Politik in die Länge möglich sei, wäre in der That der Beachtung einer neugestifteten Académie des sciences morales et politiques würdig, und wird eben jetzt zur Ehre der europäischen Christenheit in Paris aufs erbaulichste abgehandelt.

Der alten Gewohnheit Moral zu predigen, die Dinge überall auf das rechte Maß zu bringen, kluge Demuth und Selbsterkenntniß als nothwendige Bedingungen des öffentlichen Lebens aufzustellen, sind wir, wie Sie sehen, auch in Athen treu geblieben, und haben durch diese philosophische Haltung in der Gunst der Gewaltigen und ihrer Wesire, wie sich von selbst versteht, bedeutende Schritte gemacht und früher Versäumtes nachgeholt. Die Guizot, die Salamanca und die Cabral der Zeit haben uns wiederholt ihren Beifall ausgedrückt, und Monsignore T... in der ersten Wärme sogar ein Memento zugesagt.

Die Lösung der Musurusfrage bildet jedenfalls im Leben des neugriechischen Staats den Wendepunct, und wird im illyrischen Delta überhaupt die Dinge auf den wahren Gehalt und in die rechte Stellung drängen. Ihre Haltung in der Streitsache bleibt hier unangefochten, und man will auch nicht lange untersuchen, ob Sie die Verhandlung mit dem nöthigen Maß von Unabhängigkeit führen, oder eine Ansicht vertheidigen, die im Grunde nicht die eigene ist. Daß aber durch den Spruch des europäischen Areopags einer heillosen Umwälzung der Süddonauländer vorgebeugt und der allgemeine Friede neue Bürgschaften erhalten würde, darf man nicht bezweifeln. Befestigung der gegenwärtigen Ordnung des Türkenstaats ist eine Lebensfrage für Europa, und daß sich Reschid Pascha's Reformverwaltung im Fall verweigerter Gerechtigkeit und bei officieller Demüthigung des Padischah der Reactionspartei und dem starken nationalislamitischen

Element gegenüber nicht halten könnte, weiß und fühlt Jedermann. Die Folge nochmaligen Rückschritts in der Türkei wäre Unordnung und Aufruhr auf allen Seiten und im Gefolge beider fremde Intervention. Intervention in der Türkei aber führt die Russen nach Konstantinopel, was man um jeden Preis verhindern will. Von den streitenden Parteien hätten durch das Wiener Austrägalgericht im Grunde beide guten Gewinn: die Türken mit ihrem Recht gesteigertes Vertrauen auf christliche Billigkeit; die Griechen aber, von thörichter Verblendung geheilt, würden wissen, was und wie viel sie von Europa überhaupt und vom Romanticismus ihrer Schirmvögte insbesondere zu erwarten haben. Wer den Griechen sagt wie weit ihre Kräfte reichen, was sie eigentlich vermögen und können, hat ihnen den größten Dienst gethan. Nicht völlig aufgeben und neuerdings dem Islam zur Beute überlassen, wie es verzagte Seelen schon besorgten, will man das junge Königreich. Griechenland ist durch den unzerstörbaren Kitt von Thränen, Blut, Gold und Mitgefühl auf immer mit Europa zusammengewachsen und wird bestehen und leben. Nur findet man es der Natur der Sache und dem Vortheil Europa's angemessener, daß die Griechen vorerst mehr an ihre Korinthengärten, an ihre Maulbeerbäume und wallenden Weizenäcker, an ihre künftigen Straßen, Brunnen, Glockenthürme und Pomeranzenwälder, als an die Eroberung von Konstantinopel und St. Sophia denken. Die Griechen sind keine Soldaten, kein eroberndes Volk; sie sind Bauern, Schafzüchter, Krämer und Matrosen, wollen und brauchen nichts als Frieden mit festem, ehrlichem, unabhängigem und wohlfeilem Regiment.

Wer ihnen von Thessalien, Epirus und Macedonien redet als unerläßlichen Elementen und Lebenspulsen hellenischen Königthums, ist ein Feind der öffentlichen Ordnung und übt selbst an Griechenland Verrath. Weder Ruhe noch inneres Gedeihen, noch

wahre Gesundheit, noch Credit, noch Ehrlichkeit ist in Hellas möglich, bis es nicht den letzten Rest des verderblichen, dünkelhaften, aus dem enthusiastischen Europa einfiltrirten Hellenentandes von sich gestoßen und ausgewiesen hat. Statt die Mächtigen zu reizen, wäre im Gefühl äußerer Sicherheit still, heimlich und vergessen leben, arbeiten und nichts von Europa, Alles von sich selbst und von der Zukunft hoffen, die einzig gute Politik für Griechenland. Ist Hellas erst an Bevölkerung, Reichthum, Intelligenz und Kraft von innen organisch herausgewachsen, dann treten mit vermehrter politischer Thätigkeit Credit und Bedeutung von selber ein. So wenig man Feige durch Worte muthvoll machen, ebenso wenig kann man Schwache vor der Zeit durch bloße Ordonnanzen zur Macht erheben. An Krieg und Gewalt gegen die Türken dachte aber bei aller Prahlerei der öffentlichen Organe selbst vor dem Wiener Spruch Niemand ernstlich in Griechenland. „Diesmal", lauten die Provincialberichte, „bringe man eine Deputirtenwahl noch mit Noth zu Stande; im Wiederholungsfall hätte es vermuthlich große Schwierigkeit; es kümmere sich Niemand um das Treiben der Kammern in Athen; Ordnung und Sicherheit bei täglichem Geschäft und Erwerb sei allein gesucht." Einige Müßiggänger und Intriganten ausgenommen will von Krieg und von spitzfindigen Reden über Metaphysik der Staatsgewalt hier Niemand etwas hören. Ja die Gleichgültigkeit der Massen sogar für die Form der Staatsverwaltung geht so weit, daß die Hellenen um den Preis von Frieden und innerer Ordnung, wie einst die müden Quiriten, alle Volksrechte mit der ganzen vis tribunicia am liebsten in der Person des Staatsoberhaupts concentriren möchten. Odilon Barrot und ** werden mit dieser Haltung ihrer Helden vielleicht nicht zufrieden sein.

Der Widerspruch in den Nachrichten der Presse über die

öffentlichen Zustände Griechenlands und über die Stellung des Königs Otto zum Volke war eigentlich der Hauptbeweggrund, nach Athen zu kommen. Daß in den griechischen Provinzen überall Ruhe herrsche, und der König beim Volk geliebt und geachtet sei, hat man im Gegensatz gehässiger Parteischilderungen englischer Organe zwar in Deutschland schon wiederholt versichert, hat aber aus natürlichem Mißtrauen, es möchten Stimmen erkaufter und eigennütziger Berichterstatter sein, bei den Lesern nicht allemal den nöthigen Glauben gefunden. Die Sache indessen ist nicht mehr zu leugnen. Trotz aller Aufreizungen zu Mord und Bürgerkrieg herrscht im Lande die tiefste Ruhe, und der giftigsten Lästerungen ungeachtet sieht das Volk im König seinen natürlichen Beschützer, seinen treuesten Rathgeber und seinen besten Freund. Der gesunde und rechtliche Sinn des Königs — man muß es gestehen — verdient dieses Zutrauen und diese Liebe des griechischen Volkes in vollem Maße. Das Volk huldigt indessen Otto I. nicht etwa seines Namens und seiner erlauchten Herkunft wegen; es huldiget, ehrt und liebt, weil es in ihm den König, d. i. den Schlußstein der öffentlichen Ordnung und die einzige Garantie für Sicherheit der Person, des Eigenthums und der Zukunft sieht. Von abergläubischer Verehrung und nordisch-gemüthlicher Schwärmerei für die Fürsten, wodurch das Regieren anderswo so ungemein erleichtert wird, wissen die südlichen Völker nichts. Nur die Stärke erzeugt hier Respect, und Gehorsam wird nur gegen überwiegenden Vortheil eingetauscht. Dieser Beisatz schien uns nöthig, damit wir etwa nicht als gemeiner Schmeichler und Speculant à la .... verdächtig werden. Die Gewaltigen loben ist so wenig in unserer Gewohnheit, daß wir uns diesesmal billig entschuldigen müssen.

Dafür ist aber doch hoffentlich Johann Kolettis, wie ihn seine Gegner — versteht sich in der uneigennützigsten Absicht und aus

reiner Liebe für bessere Ordnung und sorglichere Wahrung des öffentlichen Nutzens — schildern, ein Bösewicht, ein Mörder, ein Straßenräuber, ein byzantinischer Propagandist, ein Heuchler und ein Dieb? Einen Mann wie Kolettis, der wie ein zweiter Aeolus der Fabelwelt Anarchie und Ordnung, Ruhe und Aufruhr, Segen und Fluch seines Landes in Händen hat, gegen solche Parteivorwürfe im Ernst rechtfertigen könnte nur ein Thor: Kolettis ist der fähigste Mann, ja der einzige öffentliche Charakter und wahre Staatsmann, den die griechische Revolution auf die Bühne gebracht. An Büchergelehrsamkeit und Kanzleiactenkunde kann ihm mancher überlegen sein; auch ist es noch unentschieden, ob er im Tabellenwesen und „rubricirten Betreffen" in und außer Griechenland nicht gefährliche Nebenbuhler hat. In Johann Kolettis aber erkennt das griechische Volk sich selbst und glaubt den eigenen Willen zu thun, wenn es dem Wort dieses Mannes folgt. Warum ist aber das griechische Volk bei gleicher Rechtlichkeit der Competenten gehorsam und zahm, wenn Johann Kolettis redet, aber aufrührerisch und störrig, so oft Alexander Mavrokordatos in den Geschäften ist? Vielleicht ist hier auch ein Geheimniß der Regierungskunst, das man in den Wirkungen sieht, aber nicht definiren kann! „Aber merkt ihr denn nichts", ruft ** in ** mit triumphirendem Seitenblick, „die Sache hat ihren natürlichen Grund: Kolettis ist ächter Hellene und führt seinen Stammbaum ohne Zweifel in gerader Linie auf einen jener Helden vor Troja zurück, die in Rath und Waffenkampf gleich gewandt und überwältigend sind." Diese Erklärung ist von bedeutendem Gewicht, und im Grunde, wie man weiß, bin ich von jeher beiläufig derselben Meinung gewesen. Indessen fragte ich doch aus Vorsorge für bessere Belehrung den ausgezeichneten Mann, von welchem der Homerischen Heldengeschlechter er sich eigentlich abzustammen rühme? „Ich bin ein Walach

aus Metzovo im Pindus und habe zu Padua Medicin studirt", sagte mit Gelassenheit und feinem Blick der hellenische Premierminister. Einfach und anziehend, wie Ulysses in der Halle des Alcinous, erzählte Hr. Kolettis tief in die Nacht hinein aus seinem öffentlichen Leben von der Erhebung seiner Vaterstadt durch alle Phasen des Aufstandes bis zur Gegenwart herab. Es liegt etwas Dramatisches in diesem Mann, in seiner Figur und in seiner Rede, und wer ihn gehört und gesehen hat, begreift die magische Gewalt, die ein solcher Mann im Lande der Palikaren üben muß. Aber wer sind die Walachen, und welche Stellung weis't ihnen das zweite Buch in Homers Iliade unter den hellenischen Stämmen an? In der Iliade, wie man weiß, ist von Walachen noch keine Rede, sie sind italienischen Ursprungs, und wurden bekanntlich erst zur Zeit der Legionenherrschaft als Colonisten in die Donauländer und nach Illyricum verpflanzt. Als Muttersprache reden sie ein corruptes, mit Slavischem und Albanesischem ꝛc. gemischtes Latein, gehören großentheils zur griechisch-anatolischen Kirche und haben sich auf der Nordseite der untern Donau in bedeutenden Massen, in den Gebirgen zwischen Thessalien und Albanien aber in kleinern Bruchstücken und mit ungeschwächter Nationalität bis auf diese Zeit erhalten. An Intelligenz, Freiheitsliebe, technischem Geschick und Erwerb stehen die Walachen hinter keinem der Volksstämme des illyrischen Continents zurück, und sie spielten im oströmischen Reich selbst als politische Macht eine so bedeutende Rolle, daß man der Provinz Thessalien mit Inbegriff der Länder um den Aspropotamos in byzantinischen Schriften Jahrhunderte lang nur unter dem Namen „Groß-Walachei" gedenkt. Heute ist General Kolettis der tüchtigste und beste, Freiherr von Sina aber in Wien der reichste Mann dieses Volkes.

Wollte Jemand sagen, in Griechenland sei die Regierung

stark und ehrlich, und nur die Administration verderbt und schlecht, so schien das Urtheil zwar ein Widerspruch, wäre aber dennoch wahr. Nach der Meinung der Billigsten werden in Hellas von den öffentlichen Geldern etwa vier bis fünf Millionen Drachmen, das ist ungefähr der vierte Theil des Staatseinkommens, jährlich unterschlagen. Ebenso weiß in Europa Jedermann, daß die Stimmenmehrheit beinahe eine currente Handelswaare der griechischen Deputirtenkammer ist; aber woher nähme einer, besonders den Moralbeständen der französischen Verwaltung gegenüber, den Muth, Dieberei, Aemter- und Stellenverkauf neben feilem Schmutz der Volksvertreter als Klageartikel gegen Griechenland aufzustellen und mit Kanonen zu bedrohen? Wenn aber die Verwaltungsleute in Frankreich, wo man im Namen der öffentlichen Tugend und Freiheit bereits zwei große Revolutionen machte und wo die Charte endlich eine „Wahrheit ist", doch die größte Mühe haben ehrlich und gerecht zu sein, so ist öffentliche Tugend in der Staatsverwaltung entweder ein völlig unerreichbares Gut, oder man muß auch mit hellenischer Praxis noch eine Zeit lang Nachsicht haben. Die Frage, „ob man die Tugend lernen könne", hat schon Plato in einem philosophischen Dialog seinen Zeitgenossen vorgelegt; die Antwort scheint aber heute noch ebenso bedenklich als im Alterthum. Neben dem natürlichen Gefühl für Billigkeit hat der jämmerliche und beschämende Zustand der europäischen Staatsmoral, wie ihn die freie Presse zur allgemeinen Kunde bringt, unsere strengen, zum Theil schon voraus zurechtgelegten Phrasen und Redeübungen über corrupte Handhabung des öffentlichen Pfennigs in Griechenland wieder abgekühlt und zurückgeschreckt.

Leben und Bestehen um jeden Preis und mit jeder Bedingung ist der einzige Rath, den die ungewisse Zukunft des illyrischen Continents erlaubt. Selbst die kleine Demüthigung, die

euch etwa bevorsteht, schadet nicht; sie wäre sogar heilsam und brächte wahrscheinlich für die kommende Zeit gute Frucht. Oder habt ihr etwa nicht schon Schlimmeres ausgehalten und es nicht zu bereuen gehabt? Die alten Czare von Moskau, die heute so stolz und empfindlich sind, hatten für Kränkung und Schmach nicht allezeit so enges Maß. Leset nur im Karamsin nach, was und wieviel sie in ihrer schlimmen Zeit von der hohen Pforte zu Sarai persönlich erduldet haben, um nur ihren Posten im Kremlin nicht aufzugeben. Die Czare rechneten auf die Zukunft und errieten, gleichsam vom Instinct belehrt, daß Geduld und kluge Schmiegsamkeit sicherer zum Ziele führen, als Trotz und Uebermuth.

III.

Bujuk-dere, 12. Juli 1847.

Sechs Tage reichten hin das Gemüth mit der classischen Oede von Athen zu versöhnen, und am Schluß gar noch schön zu finden, was beim ersten Anblick niederschlagend und melancholisch schien. Oder wären wir etwa der erste Deutsche, der über den falben Korydallus und über die abendlich blauen Tinten des attischen Horizonts geschwärmt hat? Von den Ehren dagegen, die man uns angethan, und von der freundlichen Aufnahme, die wir an bedeutenden Orten der griechischen Hauptstadt fanden, sagen wir begreiflicherweise nichts, damit Sie etwa nicht glauben, man wolle in seiner Unbedeutenheit mit Männern wetteifern, deren Ankunft und Abreise, wie sie selbst erzählen, in drei Welttheilen zuerst überall das größte Aufsehen machte, und nachher, wie man weiß, einen nicht unbeträchtlichen Raum in ihrem Reiseberichte füllt. Ehren-Doctor Bochara-Wolf und besonders der unvergleichliche Doctor „Waue deejib" können in nützlicher Auswahl des Stoffes und in belehrender Erzählung dieser Art noch lange als Muster gelten.

Mit Empfindungen merklich verschieden von denjenigen, die auf der Herfahrt die Brust beengten, kam ich am vorletzten Maitag Abends wieder in den Piräeus hinab. Das Bewußtsein mit Gegnern, die man achten muß, endlich den langen Streit friedlich ausgeglichen und das natürliche Verhältniß gegenseitiger

Beziehung hergestellt zu sehen, gab leichtes Blut und ungewöhnlich heitern Sinn. Doch die letzte Probe war noch nicht überstanden. Im Diamantglanz funkelte der Hesperus, und das reichgefüllte Boot („Baron Kübeck") rauschte leichten Schwunges an der attischen Küste fort gegen Sunium. Der Zufall hatte diesesmal eine ungewöhnliche Menge Griechischredender auf das Schiff gebracht. Kanaris, der ruhmgekrönte Branderführer; Gennäos Kolokotronis, der schmächtige Sohn des alten Klephten von Karytäna; Dschianetakis, der Maina-Häuptling; der bekannte Koliopulo (Plaputas) mit dem unheimlichen Gesicht, und verborgen in der Cajüte seine geschiedene, den Rechtsweg verfolgende Gemahlin mit einem Heere beredter Sachwalter und Zeugen beider Parteien, gingen zur gerichtlichen Verhandlung zugleich nach Syra. Die Figur und die Haltung dieser Männer mit dem Ruf zu vergleichen, der sich an ihren Namen knüpft, wäre an unserer Stelle auch einem andern eingefallen. Am alten Dschianetakis, seiner turkomanischen Hammelphysiognomie, seinem Pascha-Anzug, seiner groben lauten Rede und seinem herrischen Benehmen war der mainotische Gebirgshäuptling, die Brandfackel von Gythion, nicht zu verkennen. Natürlich fiel die Rede der vornehmen Gräken auf die letzten Auftritte und Parteizerwürfnisse mit Mavromichalis, seinem Nebenbuhler. „Man hat dem Mavromichalis" — sagte schnarrend und hart im Kreise seiner Freunde der Archont — „Leute erschossen und ihre Häuser angezündet. Gut! Hab' ich die Leute erschossen? Hab' ich die Häuser angezündet?" „Ὄχι! Ὄχι! Nein, Nein!" erwiederte Kolokotronis mit den übrigen Genossen, und somit war Dschianetakis Gewissen beruhigt und die Schuld vergossenen Bürgerblutes, ohne die Busenbaum und Malagrida unserer Zeit zu consultiren, aufs glücklichste abgewälzt. Schweigsam und beinahe vernachlässigt, wo nicht ganz unbemerkt, stand ein ältlicher wohlgenährter Mann

in fränkischer Kleidung und von kaum mittlerem Wuchs im hellenischen Gedränge des Verdecks. Das graue Auge, das aschfarbige, breite, wenig sagende Gesicht, und das kleine, oben plattgedrückte, unten zugespitzte Näschen verkündeten keine ungewöhnliche Persönlichkeit. Frack und Pantalon des Mannes, wenn auch nicht gerade fadenscheinig, waren von Eleganz und Neuheit doch jedenfalls ebenso weit entfernt als eine abgetragene Schirmmütze, die das kurzgeschnittene graue Haar bedeckte. Das ist gewiß Kanaris von Psara, der Besieger Kara-Ali's, der Heros von Chio, das Schrecken der muslmanischen Flotte! Oft gefällt sich die Natur ihre köstlichsten Gaben unscheinbaren Hüllen launig einzuweben. Kanaris, soviel man weiß, besitzt als vaterländisches Xenium nur seinen unsterblichen Namen und seinen Lorbeerkranz, was für eigene Beruhigung und, wenn man will, auch für die Zukunft genügend ist. Wenn aber die alten Hellenen, wie der Dichter sagt, „praeter laudem nullius avari" waren, so finden dagegen die Dschianetakis und die Kolokotronis der neueren Zeit, daß Reichthum, Geld und Gut größere Macht verleihe und die Umgebung aufmerksamer, redseliger und schmiegsamer mache, als arme Tugend und leerer Ruhm. Selbst ein Europäer, den man mit Nennung des glorreichen Namens zu Kanaris hinführte, wußte dem berühmten Seehelden kein Wort des Lobes oder auch nur der anerkennenden Höflichkeit zu sagen. Ein glänzender Name und noch das irdische Leben dazu erscheint uns am Nebenmenschen häufig als strafbares, impertinentes Glück, wo nicht gar als persönliche Beleidigung, für die man sich wenigstens durch Kälte und Schweigen rächen muß. Nur wer Großes thut und an seinem Ehrentage stirbt, wie Marcus Botzaris, entgeht dem Neid und der Gleichgültigkeit der Zeitgenossen, die er vertheidigt und gerettet hat.

Während wir uns in glückseliger Unbekanntheit dieser Bemerkung überließen, bildete sich ein Knäuel neugieriger Hellenen in

der Nähe am Verdeck, und ich hörte deutlich die Worte „ὁ κύριος Φ..... εἶναι ἐδῶ!“*). „Welcher ist es? Wo sitzt er?“ riefen mehrere Stimmen zu gleicher Zeit. Einer der Beisammenstehenden bezeichnete mit ausgestreckter Hand die Stelle, und Aller Blicke wandten sich zu merklicher Beschämung auf den Fragmentisten hin. Das war der verdrießlichste Moment der ganzen Tour. Aergerlich zwar über das verlorne Incognito ergab ich mich geduldig dem Geschick und war zugleich auf irgend eine Scene der peinlichsten Art vorbereitet. Wirklich kamen zwei junge Männer aus dem Kreise zu mir herüber, begannen aber statt der Unziemlichkeiten, wie ich es erwartete, voll der theilnehmendsten Höflichkeit und im schönsten Deutsch eine Unterredung ohne alle Anspielung auf eine bekannte Frage oder, wie andere sagen, historische Häresie, die sich in Deutschland einiger Celebrität erfreut, und ohne nähere Bezeichnung von den meisten Lesern verstanden wird. Doch lasen sie gleichsam zur Strafe meiner Thesen das Gedicht eines jungen und reichbegabten Archilochus aus Jonien vor, bis endlich die Schatten fielen, und dem Dialog wie der Besorgniß ein Ende machten. Von diesem Tag angefangen ist der Krieg als beendet anzusehen, und ein für beide Theile gleich vortheilhafter Frieden hergestellt, den auch gleich anfangs nur ein Mißverständniß stören konnte. Am andern Morgen (31. Mai) früh waren wir auf der Rhede von Syra geankert, wo der prachtvolle Lloyd-Dampfer „Fürst Metternich“ unserer Ankunft harrte. Wind und Strichregen hatten die Lüfte abgekühlt, und nicht mehr als „Feind des griechischen Volkes“, sondern als nützlicher Freund und Bundesgenosse verließ ich das Piräeusfahrzeug, und trat in die neue Behausung über. Weil in Europa das Geschriebene von so großer Wirkung sei, meinte zum Abschied ein

*) Hr. F....r ist hier.

mitreisender Hellene, so möchte ich vor allem auf sein Heimatland, das heroische aber unglückliche Suli, durch warme Reden das Mitleiden der Könige und der Gewaltträger herabrufen, die jetzt die Welt regieren und dem blutgedüngten Boden so vieler tapfern Männer mit einem einzigen festen Wort die Freiheit geben könnten. Ein ernstes Wort wie zu Navarino, meinte der gute Mann, könnten die Europäer ja noch einmal zum Padischah der Osmanli sprechen. Und fürwahr! betrachtet man den energisch festen Sinn und die strenge Consequenz, mit der man die neueste turko-gräkische Frage gelöst und vermittelt hat, so ist eine zweite Auflage des Navarinotextes zu Gunsten Suli's mit nächstem zu erwarten.

Die Cykladen sind bekanntlich langgezogene, über den Wasserspiegel heraufragende vielzackige Steinbergrücken, zum Theil von höchst abenteuerlicher Gestaltung. Meistens sind sie ohne perennen Bach, und wenn auch nicht ohne Quellen lebendigen Wassers und ohne periodisches Gießstromrauschen, doch auf der Oberfläche entweder völlig kahl, oder doch nur in den Vertiefungen mit einer dünnen Erdkruste und mit seltenen Bäumen ärmlich bedeckt. Häufig ist nur die eine Halde des Bergrückens mit Grün bekleidet, und die andere gänzlich ausgebrannt. Syra, der Knotenpunct der Lloyd'schen Dampfschifffahrt, gehört jedenfalls zu den baumlosesten und ödesten Bestandtheilen dieser steinigen Inselwelt, und besitzt außer dem schönen Hermopolis nicht Einen namenswerthen Ort. Am Fuße des konischen Strandhügels, mit dem alten Syra auf der Spitze, ist während des Aufstandes die neue Stadt erwachsen, und durch Frieden, Reichthum und Glück zu solcher Blüthe gediehen, daß sie amphitheatralisch den ganzen Kegelberg bedeckt, und an Volkszahl wie an Größe wenigstens den zweiten, an Steinbau, Eleganz und Handelsgeist aber gewiß den ersten Rang im Königreich besitzt. Daß oben in Alt-Syra römisch-katholische, unten in Hermopolis aber

anatolisch-katholische Bürger wohnen, die sich beide tödtlich hassen, weiß man in Deutschland ebenso gut, als daß beide Stadttheile ohne Monument, und folglich für europäische Neugierde ohne Nahrung sind. Abends spät verließen wir die Rhede, hielten nach zehnstündiger Fahrt des andern Tages (1. Juni) um neun Uhr früh der Stadt Chio gegenüber eine kurze Rast und trafen mit vermehrter Ladung an schweigsamen Türken, geschwätzigen Gräken und frischen Citronenbäumen sechs Stunden später auf dem Ankerplatz vor Smyrna ein, wo das Fahrzeug des Verkehrs wegen die Nacht und den andern Tag bis wieder vier Uhr Abends blieb.

Man denke sich die geräumige, tief im anatolischen Continent eingeschnittene lieblich ausgeschweifte Bucht; das scheinbar geschlossene ungeheure Gebirgstheater nicht ohne Wald und Frühlingsgrün; im Hintergrund an den Hügel hingelehnt die große Stadt mit der durchsichtig glatten Wasserfläche in weiche jonische Lüfte eingefächelt; dazu das üppige Gedankenspiel und die angebrochene Mondscheibe, wie sie in abendlichem Dunkel langsam hinter dem waldigen Bergrand heraufblickt und das milde Licht in tausendfach gebrochenem Strahl auf den hellen Spiegel wirft! Klazomenä und Milet sind Ruinen, aber die jonischen Sommerlüfte sind noch heute lind und zaubervoll, wie sie der Bathyllbetrunkene Anakreon empfand.

nec, si quid lusit Anacreon,
delevit aetas; spirat adhuc amor ...

Was könnte man nicht auch schon nach vierundzwanzigstündigem Aufenthalt über Smyrna sagen! Der große Brand und der neue Steinbau mit geraden, im rechten Winkel sich kreuzenden Straßen des Armenierviertels; der Handel, die Waarenscala, die Karawanenzüge, die Kamele und die anatolischen Seldschukengesichter; das Sprachen- und Völkerbabel; der treffliche Mihanovich

und die europäische Consulargewalt; die Belustigungsorte, die Bibelpropaganda und die Chronique scandaleuse gäben reichen Stoff und lange Reden, hätte einer Talent, Gedankenfähigkeit und schnelle Finger, wie der vielgelesene beneidenswerthe Kohl. Was geht es die Leser an, ob das Gesagte auch allemal richtig sei? Fließende Phrasen will ich, leicht hingleitendes Wörterspiel; und wenn A. Dumas, ohne Isle de France zu verlassen, von Groß-Kairo an den Sinai reis't oder in dramatischem Schwung das Leben am Hof Cäsar Nero's schildert, lege ich Kochs und Eichwalds kritisch vielleicht unbestreitbare, aber weniger „amüsante" Reiseberichte über den kaukasischen Isthmus ungelesen weg. Besucht einer in Smyrna etwa auch türkische Kunstarithmetiker und armenische Handelsstuben, so fragen sie da nicht um Disraëli's neuesten Roman (Tancred) oder um Thaddens parlamentarischen Redeglanz. Wie die Feldfrüchte in Europa stehen, wollen sie wissen, und ob man dort volle Cassen habe, um in Smyrna Waaren einzutauschen, die in langen Karawanenzügen aus Anatolien kommen und unbegehrt in den Vorrathskammern aufgespeichert sind. Nicht Hungersnoth wie im letzten Jahr, sondern Ueberfluß und Ackersegen des Occidents macht auf der jonischen Scala den Handel blühend und die armenischen Gesichter heiter und faltenlos. „Jsmir chastá dir, amma ölmes" (Smyrna ist krank, Smyrna stirbt aber nicht), ist Klage und zugleich Hoffnungsprogramm der jonischen Handelswelt.

Die Vorboten der arktischen feucht-kalten Lüfte, die mit dem Mondwechsel über die Zone der nördlichen Länder zogen, waren am Abend des 2. Junius schon auf der jonischen Küste eingetroffen und mit ihnen die kaum beschwichtigte Sorge, der Erntesegen im Abendland möchte noch einmal zu Schaden kommen und das „kranke" Smyrna an seiner Genesung hindern, neuerdings erwacht. Auf der Herausfahrt durch den Golf warf die Abend-

sonne noch blickweise ihren Schein durch fliehendes Gewölke auf das Weinlaubgrün der Koressushalde. Bei Mitylene (zehn Uhr Nachts) blies es schon kälter von Nordwest her, und an der Küste von Troja, wo wir nach fünf Uhr Morgens (3. Juni) vorüberstrichen, hing der Himmel doppelt melancholisch über den Todtenhügeln der Ilias. Die Temperatur war auf + 15° R. herabgesunken und in der Enge des Hellespont fing es (neun Uhr Morgens) leise zu regnen an. Der Hellespont, namentlich die Stelle, wo sich Sestos und Abydos einst gegenüberstanden, und wo heute die Schiffe halten, ist wie eine Grenzmark zwischen der Dürre des warmen Süden und einer nördlichen Zone mit Wald und Wiesengrün. Der Uebergang ist plötzlich, und die wonnevolle Färbung der Pflanzenwelt Sestos aufwärts an beiden Ufern auch dem ungeübten Auge klar. Die terrassig hingedehnten, bis oben gartenmäßig angebauten Strandhöhen des Hellespont mit ihrem nordischen Dunkelgrün und dem hohen Laubwaldgebirge im anatolischen Hintergrund haben Andere schon gepriesen. Und die romantischen Thaleinschnitte zu beiden Seiten der rauschenden Strömung mit hellem Bach und kühlen Lüften, mit Blüthenstrauch, Baumschlag und Sommerzelten im Schatten gewähren doppeltes Entzücken, wenn man aus dem wasserlosen Attika und den verbrannten Inseln des ägäischen Meeres kommt. Um Mittag begann auf der Höhe von Lampsakus germanisch-kalter Regen; wagrecht berührten in langer Linie die grauen Nebel den Höhenrand; unten wogte die blaue Fluth, und zwischen beiden blitzte saftig und warmgrün der breite Doppelstreifen der Dardanellenhalde auf die Schiffenden herüber — ein Landschaftsbild, wie es am Hellespont nicht oft zu sehen ist. Bei den Marmorinseln legte sich trübe Regennacht auf die Propontis, und gegen Wind und Welle steuernd erwachten wir um fünf Uhr Morgens (4. Junius) der alten Sultansburg gegenüber im goldenen Horn von Byzanz.

IV.

Bujuk-dere, 11. August 1847.

Daß wohlhabende Leute des Sommerlabsals wegen aus den Vertiefungen der Perahalde auf das Land nach Bujuk-dere ziehen, wird man begreiflich finden, und Niemand hat noch angestritten, daß am Thore des Pontus kühlere Lüfte wehen, als im Holzhäuserqualm von Galata. Wenn sich aber ein nordischer Gast, der im Orient kein Fremdling ist und die Sonne fürchtet, in der Glutzeit des Jahres statt der Wälder und Alpen seiner Heimat das Hauptquartier der Levantepolitik an den Krümmungen des Bosporus als Schattensitz erwählt, so muß er es dulden, wenn man seiner Wahl Gründe eigenthümlicher Art unterschiebt, und ihn selbst am Ende für einen Intriganten hält. Was soll man aber auch ein drittes und viertes Mal in Stambul thun? Seitdem A. Böckh sein Corpus Inscriptionum angelegt und Dr. L. Roß das neueste Contingent dazu geliefert hat, geht lehrreicher Inschriften wegen jetzt doch Niemand mehr von München nach Byzanz. Inschriften sind ja viel näher bei der Hand, z. B. in Meran, wo man die lateinische Pflanzschule der frommen Stadt publice „Gimnasium" nennt, und mit dieser geistlichen Orthographie Layards bibelbedrohende Entdeckungen in Assyrien, zum Trotz aller Reverends von Oxford, zu Schanden macht *).

*) Sicherem Vernehmen nach haben die Oxforder Hochwürdigen neuerlich an Hrn. Layard das Ansinnen gestellt, er möchte die zu Nimrud in der assyrischen Königsburg aufgefundenen höchst wichtigen Geschichtstafeln aus Rücksicht für Autorität und Chronologie des Pentateuchs nicht bekannt machen.

Vielleicht hat auch der Fragmentist, um der Pforte aufzuhelfen und die Reform des türkischen Reiches zu beschleunigen, dem Padischah ein giaurisches Buch — etwa die Geschichte von Morea — submissest überreicht und einen Brillantring davongetragen, wie es neulich dem gelehrten Horvat aus Pesth begegnet ist. Oder wissen Sie es etwa nicht? Außer Bedrhan-Beg und Dschuleka mit Kurden und Albanesen, mit Nischancompetenten und christlichen Diplomaten hat Abd-ül-Medschid jetzt auch noch die Literaten des Occidents auf dem Hals. Kein Wunder, wenn es im türkischen Haushalt zuweilen Bedenken gibt und auch in Stambul Papier (Sehim) das Deficit decken muß. Unter allen Calamitäten, die im Laufe der letzten fünf Decennien die Türkei verheerten, wäre, unserer Meinung nach, eine der verderblichsten und in ihren Wirkungen zerstörendsten, wenn die Heuschreckenwolke der zehntausend bücher- und musikalienschreibenden Germanen nach völliger Austrocknung und Abweidung des occidentalischen Mäcenatenthums mit ihren Widmungen, Sendungen und gelehrten Betteleien den Flug nach Konstantinopel nähme. Denn wie die Haifische zuerst einzeln und bald in großen Haufen erscheinen, wo es Beute gibt, ebenso könnte auch der erste Großmuthsact des menschenfreundlichen Sultans gegen einen verdienten christlichen Büchergelehrten leicht ein unübersehbares Unglück zur Folge haben, und in wenigen Jahren vollends verschlingen, was früher Diebitsch und Paskewitsch und jetzt Abd-ül-Medschids allzeit offene Hand in den türkischen Cassen noch übrig ließen. Für die Türken ist die reiche Ernte des letzten Jahres ein großes Glück; denn von Natur hochherzig und geldverachtend, wie die Prinzen des Hauses Osman alle sind, hätte Abd-ül-Medschid, verführt durch das Exempel seiner Gewaltscollegen im Occident, ohne diesen unerschöpflichen Segen vielleicht sämmtliche Hülfsmittel seines weiten Reiche auf

Förderung von Ersch' und Grubers Encyclopädie aufgezehrt. Bei den großen Vortheilen, welche der Osmanlistaat bisher aus der Freundschaft des christlichen Abendlandes gezogen hat, ist es billig, daß die Türken für die Aufnahme in den christlichen Staatenbund vorerst ihre Taxen zahlen. Daß aber ungarisch oder deutsch geschriebene Bücher mit Varianten zu irgend einem alten Grammaticus, in der islamitischen Bibliothek des Großherrn aufgestellt, für Hebung und Stärkung des türkischen Reichs das beste Mittel wären, ist hoffentlich Jedermann begreiflich und klar.

Aus Mitleid für Abd-ül-Medschids Taschen haben wir die eigene Medicin im Palast von Beglerbeg noch nicht angeboten. Indessen werden Beda Webers Gedichte mit Zugaben aus den „katholischen Blättern für Tirol" und aus der „Münchener Landbötin", ihres freisinnigen und eleganten Schwunges wegen, unter Aufsicht und Leitung osmanischer Akademiker so eben ins Türkische übersetzt und, wie ich höre, als Chrestomathie in den neuen Schulen zu Galata-Serai eingeführt. Man will den jungen Osmanli, um ihre Herzen für die neue Ordnung zu erwärmen, das Kräftigste und Nervigste aus Presse und Literatur des Occidents in die Hände geben. Wer diese Auswahl hauptsächlich veranlaßt und in dieser Weise zur Förderung der guten Sache wesentlich beigetragen habe, verbietet die Bescheidenheit deutlicher auszusprechen. Dagegen wird nicht ohne Selbstgefühl und inneres Wohlbehagen eingestanden, daß wir für alle reformatorischen Bestrebungen des Sultans die „Besonderheit der subjectiven Innigkeit" *) mit nachhaltiger Wärme als Talisman empfohlen haben, und vermuthlich als türkischer Akademiker (versteht sich ohne Sold) wieder nach Europa kommen werden. Nützliche Dienste werden in der Türkei ebenso glänzend

*) Hegels Aesthetik.

und prompt belohnt wie im Occident. In angestammter Liebe des wissenschaftlichen Fortschritts hat der Sultan von Stambul, wie Sie wissen, und sein kaiserlicher Nachbar an der Donau fast zu gleicher Zeit eine Akademie eingestellt, und durch diesen Act lichtvoller Anerkennung geistiger Gewalt den eingeschlummerten Ehrgeiz in unserer Brust, wie man es wohl denken kann, zur hellsten Flamme angefacht. Randglossen mit neuen Ansichten über die turko-gräkische Frage wären gewiß der schicklichste Gegenstand einer Inauguralrede am Bosporus. Oxenstierna's Monitum: „quam parva sapientia mundus regitur" wäre freilich auch kein schlechtes Thema für eine Vorlesung in Byzanz. Aali-Efendi meinte aber, für den Augenblick und bei noch schwebender Unterhandlung zwischen Wien, Stambul und Athen wäre letztere Thesis bei aller Wahrheit wenigstens „inopportun", und folglich auf ruhigere Zeiten aufzusparen, wo Epigramme weniger schädlich seien als in der Gegenwart. Der geistreiche Osmanli redete offenbar im Interesse der Gewalt, deren Praxis und Betrieb wenigstens in Europa sich ohnehin mit jedem Jahre schwieriger und unerquicklicher gestaltet, und durch die letzten Ereignisse in Paris einen neuen höchst empfindlichen Stoß erlitt, so daß man am Ende, um nur der Kritik zu entfliehen, die Völker noch gratis regieren soll. Oder sehen Sie nicht den Tumult, die Scenen und das Aergerniß über elende hunderttausend Franken, die ein honneter Regierungsmann pro studio et labore genommen hat? Parmentier, Teste und Cubières, meinen sie hier, habe es allerorts und zu jeder Zeit gegeben, und der Unterschied zwischen heute und ehemals bestehe überall nur in der Presse und in der Oeffentlichkeit, welche jetzt die kleinste Unregelmäßigkeit zu Tage fördert und ansehnliche Leute am Sündigen verhindert.

Für Jemand, der in anatolischen Dingen auch sein bescheiden

Wort mitzureden denkt, ist persönliche Bekanntschaft mit den Männern an der Spitze der osmanischen Verwaltung nicht ohne Wichtigkeit. Außer dem Großwesir Reschid-Pascha haben wir von türkischen Großbeamten bis jetzt nur Aali-Efendi, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, dann den Ex-Großadmiral Mehemed Aali-Pascha und den alten nach Bosnien ernannten Tahir-Pascha auf ihrem Landsitz zu Balta-Liman am Bosporus zu sehen und zu begrüßen die Ehre gehabt. Von Bujuk-dere nach Balta-Liman, am europäischen Bosporusufer, gelangt man sechsruderig in weniger als einer Stunde Zeit. „Daha tschikmadi", „noch ist er nicht herausgekommen", sagte man, als wir um neun Uhr Morgens, geographischer Ordnung folgend, zuerst in der reizenden Gartenvilla Aali-Efendi's erschienen. Glauben Sie indessen ja nicht, ein Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Stambul sei ein Langschläfer und liege um neun Uhr Morgens noch im Bett. In diesem Fall hieße es „kalkmadi" („er ist noch nicht aufgestanden"), während „tschikmadi" nur sagen will, er sei noch nicht aus dem Harem in den Empfangsaal herausgetreten. Obgleich Aali-Efendi nur eine Gemahlin hat und die europäischen Gebräuche kennt, ist Clausur und Sitte in seinem Hause doch nicht weniger streng und national geblieben. Die Wohnung besteht aus zwei durch eine hohe Quermauer getrennten und zierlich angemalten Holzgebäuden, von denen das eine als eigentlicher Familienherd und Sitz heimischer Freude, als unverletzliches und Uneingeweihten ewig verschlossenes Heiligthum betrachtet wird, das sich nur dem Gebieter öffnet. *) Das andere ist bei allzeit offenen Thüren für die Geschäfte des Tages und für den Verkehr mit der männlichen Außenwelt bestimmt. In der Fronte sind beide vom blauen Bosporus bespült,

*) Diesen Sinn hat das Wort Harem.

rückwärts aber an die aufsteigenden Terrassengärten der Uferhügel malerisch hingelehnt. Der Strand ist mit behauenem Gestein bekleidet, an dem sich die fluthende Welle bricht. Drei, vier Stufen führen aus der Barke durch vergoldetes Gitterwerk zum Thor und über breite matt ansteigende Treppen in die luftigen Säle und weiten Osmanli-Hallen voll Blumenduft und strömender Kühle zu Aali-Efendi hinauf. Auf der einen Seite der Wohnung fächelt und saust die Luftströmung des Bosporus durch die breiten Fensterräume, und auf der andern hebt es sich in kunstreicher Stufenfolge grün und schattig wie die Gärten der Semiramis bis zum Laubdickicht auf der Höhe des schwelligen Randes empor.

Zur freigebigen Natur des Himmelsstriches hat sich in Anlage und Schmuck der Gärten überall Kunst und guter Geschmack gesellt. Soll ich etwa aus Gefälligkeit für fremde Leser die Nil-Banane loben mit dem hellgrünen kolossalen Blatt? Rankende Fülle des Immergrün umschlingt auch anderes Gemäuer, und wenn das kaukasische Kolchis seine Schatten und die heiße Zone ihre ganze Farbenpracht in Aali-Efendi's Gärten sendet, könnte man da noch von Pinien, von Weinlaub, von Celtis australis, von Pomeranzen- und Lorbeerbaum, von schmucken Cypressen, rothblühendem Oleander und von Terebinthen reden?

In Anordnung und innerer Verzierung der Säle finden Sie europäische Eleganz mit bequemer Einfachheit des Morgenlandes in schöner Harmonie. Der breite, üppig-volle Divan auf drei Seiten des Zimmervierecks verkündet den Orient, während fränkische Stühle, schmucke Tische, goldene Fensterknäufe und niedliche Gueridons mit goldgezierten Pendeluhren den Sinn nach Europa lenken, und statt der Doppelflügel ein golddurchwirkter Teppich, wie im Palast des Afrasiab, den Eingang schließt. Aali-Efendi ist etwa dreiunddreißig Jahre alt, schmächtig und von kaum mitt-

lerem Wuchs. Schattiges Antlitz und dunkle Augen sind gemeinsamer Typus des Morgenlandes; geistvollen Blick und bei reicher Fülle der Gedanken doch modeste Rede mit verschämtem Wesen gibt nur die Wissenschaft. Nicht nur spricht und schreibt Aali-Efendi das Französische mit Geschmack und Leichtigkeit, Aali-Efendi weiß auch, um welche Zeit es jetzt in Europa ist und welche Macht das Wort in unsern Tagen übt. Eine kleine aber ausgesuchte Sammlung abendländischer Meisterwerke schmückt den Saal, wo Aali-Efendi die Besuchenden empfängt. Nur die Neugierde Ihrer europäischen Lesewelt kann es entschuldigen, wenn wir noch weiter bemerken, daß statt fließender Gewänder und Saffianpantoffel jetzt weißes Pantalon mit lackirter Fußbekleidung, dunkelblauer Gehrock mit elegantem Schnitt, mit anliegendem kurzen Stehkragen und einer Reihe vergoldeter Knöpfe, Halsbinde und niederes Fes mit blauer Quaste im officiellen Stambul an der Tagesordnung sind. Aali-Efendi's Diener sind als Muslimanen mit derselben Eleganz gekleidet wie ihr Gebieter, und den Rang bezeichnet nur die Decoration aus Edelstein. „Livrée" und andere sociale Abstufungen demüthigender Natür, wie sie im Occident noch gelten, sind im islamitischen Staat unbekannt. Daß aber keine Dienerschaft der Welt die brillantbesetzte Ambrapfeife und den unter golddurchwirkter Hülle hereingebrachten Mokkatrank mit besserem Anstand zu reichen wisse als die türkische, hat man schon anderswo gesagt. Persönliche Würde mit der Kunst sich darzustellen ist den Osmanli in der niedersten wie in der höchsten Rangstufe gleichsam angeboren; und gesellt sich zu dieser natürlichen Gabe noch die Politur des Occidents, so gibt es ein Bild, das in seiner Art vollendet ist und nicht ohne Wirkung bleibt. Welche Herrschaft Außenseite, Styl und Form in allen Dingen über die Menschen üben, weiß man ja ohnehin. Nur der Unkundige kann den Sultan Mahmud tadeln, wenn er die

Umgestaltung seiner Staaten mit Neuerungen im Kanzleistyl, Kleiderschnitt und geselligen Verkehr begann.

Der Großwesir, zu dem wir nachher kamen, hat vermöge seiner hohen Stellung das Recht im Morgenkleid Besuche anzunehmen. Die oberste Civil- und Militärgewalt der türkischen Monarchie ruht vereint in der Person dieses hohen Würdenträgers, den man mit „Hoheit" anredet und nicht mehr wie die übrigen Minister zu Tische laden kann. „Sadri-Asám" ist der türkische Ausdruck für Großwesir, und bedeutet wörtlich „der erste Platz" oder „die größte Auszeichnung" im Divanssaal. Die Grundlage staatlichen Lebens im Orient ist der Sitz, die Ruhe, und nicht „wo wohnt er?" wie der fragende Abendländer, sondern „nerede oturur", d. i. „wo sitzt er", will der Osmanli hören. Solche Bemerkungen machen wir etwa nicht für den Klugen und Gelehrten, für Marcus Joseph Müller und Dr. Pruner, sondern für unsere mühevollen und doch neugierigen Landsleute an der Eisak, wo sie St. Leonhard zu Ehren Kühe melken und nicht wissen können, was in Stambul Sadri-Asám und „nerede oturur" bedeutet.

Reschid-Pascha ist vielleicht zehn Jahre älter, und wenn auch nicht bedeutend höher, doch wenigstens runder und voller als Aali-Efendi, den wir früher sahen. Hat Aali-Efendi das Kinn rasirt, und die Augen im Mandelschnitt, so sind Reschid-Pascha's Augen rund, beweglich und etwas hervorgedrückt, das Antlitz aber von kurz geschnittenem dichten Bart beschattet. Reschid-Pascha weiß jetzt vielleicht besser als früher, was man in seiner Stellung dem Volke und der alten Sitte schuldig ist. Man denke sich das Heer der Diener, der Ordonnanzen, der Bittenden, der Huldigenden, den Glanz, die Pracht in der Umgebung des alter Ego kaiserlicher Größe und Majestät! Reschid-Pascha trug einen Kaftan (weiten Ueberwurf) von rosenrother Seide und mit weißem

Hermelin verbrämt; darunter eine Jacke von leichtem blauen Stoff, und zunächst auf der Leibwäsche einen blendend weißen, rothgefleckten Leibrock aus feinstem Gewebe, und durch einen schmalen Goldfadengürtel von großer Schönheit um die Mitte festgehalten. Goldene Cylinderkettchen, rothes Fes, und zu weißem Beinkleid goldgestickte Zimmerschuhe fehlten natürlich nicht.

Der stattliche Mehemed Ali Pascha, weiland bei Sultan Mahmud hoch in Gunst, gegenwärtig Schwager des Padischah und Ex-Großadmiral der türkischen Flotte, saß mit dem alten Aarif Pascha zum Morgengruß auf der einen, der kaiserliche Internuntius mit seinem Gast auf der andern Seite des Großwesirs, und die Unterredung ward in der Hauptsache französisch fortgeführt, was Reschid Pascha bekanntlich ebenso correct als elegant und fließend spricht, die beiden andern Würdenträger aber noch nicht ganz zu verstehen scheinen. Eine kleine nicht gar zu schwere Probe im Türkischen nahm Se. Hoheit selber vor, und stellte mit Beistimmung Mehemed und Aarif Pascha's dem Gast des Hrn. Grafen ein vielleicht zu günstiges Zeugniß aus. Die Aufnahme war ungewöhnlich freundlich und ehrenvoll, wie sie ein giaurischer Journalist bei dem Sadri Asám früherer Decennien kaum gefunden hätte. Die landesüblichen Ehren mit Kaffee und brillantenbesetzter Ambrapfeife verstehen sich ohnehin, wenn man durch Graf Stürmer eingeführt und empfohlen wird. Von der vertraulichen Stellung und vom großen Credit des kaiserlichen Internuntius bei den obersten Behörden des türkischen Reichs als Augenzeuge öffentlich zu reden verbietet natürlich der gute Tact. Daß aber die Oesterreicher eine Gunst, die sie meistens den persönlichen Eigenschaften ihres Repräsentanten an der hohen Pforte verdanken, nur selten und mäßig oder aus christlicher Enthaltsamkeit und Selbstverleugnung eigentlich gar nicht benützen, gestehen sie hoffentlich selber ein. Daß man dagegen

an der Seine und an der Newa etwas begehrlicher, hinterhältiger und ränkevoller als an der Donau sei, hat man deswegen noch nicht gesagt. Große Potentaten, die überdies noch Christen sind, vor ganz Europa anzuschwärzen, sind wir nicht nach Bujukdere gegangen. Wann hätte aber auch ein Franzose in der Politik je eigennützige Gedanken gehabt, und etwa an die Rheingrenze, an Tunis, an das Nildelta, an den Escurial und an den Libanon gedacht? Daß sie Algier mit den Oasen der Wüste nur aus Zwang an sich gebracht und Port Mahon wiederholt ausgeschlagen haben, weiß in Europa Jedermann.

Um es nun aber mit Niemand zu verderben, müssen wir auch die Russen loben, und besonders ihre harmlose Conduite am Bosporus gegen deutsche Voreingenommenheit sicherstellen. Wer in der Welt wird aber auch glauben, daß ein Russe irgendwo intriguire oder gar im Stillen an byzantinischem Gelüste leide? Kann man die frommen Russen tadeln, wenn sie in Griechenland ohne alle Nebenabsicht und nur aus Andacht Kirchen und Seminarien stiften? Daß sie aber im ganzen Umfang des türkischen Reiches überall nur wegen Reinheit des Glaubens und Wahrung anatolischen Seelenheils sich ihren Glaubensbrüdern nähern, sie zum Gehorsam gegen die hohe Pforte ermuntern, und nur um des Himmels willen und um dem Padischah das Geschäft zu erleichtern, im Vorübergehen hie und da ein Ex-Voto, ein Kreuz, ein Almosen, ein Jahrgehalt, eine gute Lehre zurücklassen und von Eigennutz überall am weitesten entfernt sind, ist eine bekannte Sache und zugleich die stärkste Bürgschaft für Erhaltung europäischen Gleichgewichts und langer Ruhe im Orient. Glauben Sie mir doch nur, man ist hier entsetzlich tugendhaft und nur von diplomatischer Besorgniß geängstigt, man könne sich am Ende doch bei aller Unschuld irgend eines jener kleinen Profite nicht erwehren, welche bekanntlich das Schicksal politischen

Tugendhelden oft wider Willen und heimlich in die Hände spielt. Am ehesten, glaubt man, wird es den ehrlichen Oesterreichern gelingen, das Unglück vermehrten Besitzes von ihrem Land abzuwehren. Wenn man dagegen in Albanien die russischen Ordnungs- und Unterwürfigkeitspredigten schnöde verachtet, und die Lage durch Aufruhr und Tumult zu verbessern hofft, so müssen sich die Russen mit dem Gedanken trösten, daß nicht der Erfolg, sondern Absicht und Wille die Moralität unserer Handlungen bedingt. Bei den türkischen Großen wird begreiflicherweise von solchen Dingen nichts verhandelt, und höchstens der Glückwunsch zum ruhmvollen Sieg des kaiserlichen Heeres über Bedrhan-Beg und Kurdistan angebracht. Die Kunst angenehm zu reden, ohne ein Wort zu viel zu sagen, hat einem türkischen Großwesir und einem römischen Cardinal noch nie gefehlt.

Ganz verschieden von den beiden genannten Staatsmännern ist der alte Tahir-Pascha, zu dem wir am Schluß unseres Tagewerks gekommen sind. Der Name ist in Europa als Sinnbild gefühlloser Strenge und beinahe alttürkischer Grausamkeit wohlbekannt. Tahir-Pascha mag im Herzen ein Feind der Christen, im Amt hart und unerbittlich sein; aber selbst die Gegner sagen, er sei ein unbestechlicher und ein gerechter Mann. Tahir-Pascha ist hochgebaut, knochig und mager, aber nervig, straff und voll Beweglichkeit, trotz seiner siebenzig Jahre. Sein soldatisches Wesen und seine ganze Art zu sein mahnt an den berühmten Grafen Ostermann. Das langsame und accentlose Wort, das lichte Gesicht, die großen grauen Augen unter weißer Braue und der trockene Blick sagen klar genug, daß Tahir-Pascha nicht übermäßig empfindsam ist und die Romane der hochgeborenen Gräfin Ida Hahn-Hahn noch nicht alle gelesen hat. Zum Glück mildert die knappanschließende neue Kleidung, zierlicher Gehrock und weißes Pantalon mit Lack am Oberleder das Unheimliche des

Phänomens. Tahir-Pascha, wie er selbst erzählt, sitzt nicht viel, spielt täglich vier Stunden Billard, ißt wenig, trinkt Wasser, und findet, daß Zucht und Ordnung mit pünktlichem Gehorsam bei Untergebenen aufrecht zu erhalten und auf diesem Wege das wahre Glück der anvertrauten Provinzen zu fördern, der schönste und eines Vorstandes würdigste Gedanke ist. Urtheile man, ob Tahir-Pascha früher als Großadmiral unter turkogräkischen Matrosen, dann als Führer zuchtloser Albanesenhaufen in Syrien, endlich als Statthalter von Aidin, von Adrianopel ꝛc. Gelegenheit für praktische Uebung seiner Ideen fand und jetzt bei den turbulenten Bosniaken finden wird! Tahir-Pascha ist des Italienischen und Neugriechischen in merklichem Grade kundig, hält aber als Mann der That, wie es scheint, nicht viel auf Theorie, auf Styl, Wissenschaft, Odilon-Barrot-Gerede und deutsche Metaphysik. Am leichtesten verzeiht man einem Osmanli wie Tahir-Pascha seine laue Liebe und schmale Achtung für die Christenheit. Nicht das Credo, sondern die niedrige Gesinnung und die unbegreifliche Conduite, besonders der Levantechristen, machen uns dem gravitätischen Musulman gegenüber verächtlich und verhaßt. Ob aber Tahir-Pascha's Abneigung gegen die Christenvölker dem Haß gleichkomme, mit welchem diese einander selbst verfolgen, wäre eine andere Frage, auf die wir ohne Aergerniß und peinlichen Anklang nichts zu sagen wüßten. Dagegen hätte ich gar zu gern vernommen, was etwa der bosnische Wesir über die schleswig-holsteinische Streitsache und über die crenellirten Säulen in Dr. L. Roß' griechischer Inselreise denkt, und ob er in Angelegenheiten des Sonderbundes dem Luzerner Pater Simmen- oder dem Präsidenten Ochsenbein den Vorzug gibt? Das Schickliche und Zeitgemäße solcher Fragen wird Ihnen nicht entgehen, und ebenso lebhaft

können Sie sich die Theilnahme und die Wärme denken, mit welcher sie ein Türke wie Tahir-Pascha aufgenommen hätte. Es schien aber doch vortheilhafter, diese in Europa noch zu wenig besprochene und für türkischen Dialog vorzüglich geeignete Materie bis zu meiner Ankunft in Zwornik aufzusparen, wohin mich der Wesir zum Besuch eingeladen hat.

V.

Bujuk-dere, 26. August 1847.

Der schöne Lloyd-Dampfer „Istambul", auf dem ich vor sieben Jahren um die gleiche Jahreszeit das schwarze Meer durchschnitt und nach längerem Verweilen auf den nordanatolischen Küsten wieder zurück in den Bosporus kam, bestreicht mit ungeschwächter Kraft und nur mit vermehrter Uebung und Sicherheit noch immer dieselbe Linie. Der Gedanke aus dem weichlichen Schlummer des Bujuk-dere-Lebens sich mannhaft aufzuraffen und, wenn auch keinen längern Aufenthalt, doch wenigstens einen kurzen Besuch in Sinope, Samsun und Trapezunt zu machen, lag so nahe, daß Sie sich gar nicht verwundern sollen, wenn ich der Versuchung unterlag und raschen Fluges noch einmal in die Komnenenstadt gekommen bin. Der Schritt ist um so begreiflicher, wenn sich zur verführerischen Insolenz, mit welcher „Istambul" Woche für Woche an unserem Sommeraufenthalt vorüberrauschte, noch eine besondere Veranlassung und ein freundliches Gelage im besten Styl gesellte. Dieser Beisatz ist nicht umsonst. Denn eine bloße Lustpartie von dreihundert Stunden Entfernung im schwarzen Meer mit flüchtigem Gruß in Trapezunt wäre doch etwas so abenteuerliches und ungewöhnliches, daß nur muthwillige Geringachtung von Zeit und Mitteln, oder eine Leidenschaft eigener Natur die Erklärung geben könnte. Des ersteren wird uns Niemand beschuldigen, und warmes Gefühl für das Schöne

ist in keiner Lage tadelnswerth. Wenn der treffliche Tschichatscheff mit Einsatz von Reichthum und Gesundheit wiederholt, aber jedesmal in einer andern Richtung Kleinasien durchstreift, in Kappadocien den erloschenen Vulcan Argäus mißt, die unbekannten Züge des Taurus und Antitaurus verfolgt, Steine und Pflanzen prüft und an vielen Stellen das Vacuum anatolischer Mappen füllt, so ist es für die Wissenschaft allerdings größerer Gewinn, als wenn ein anderer den tückischen Göttern des Euxinus noch so reichlichen Tribut entrichtet und in stummer Bewunderung vorübereilend die Gegenstände früheren Entzückens — die Burgruine Trapezus und die immergrüne Waldnacht der pontischen Küste grüßt. Was uns diese Landschaft einst gewesen und wie leidenschaftlich die Bilder waren, die uns der kolchische Buschwald, die Sumelaschlucht und die zaubervolle Scenerie zwischen Tripolis und Kerasunt eingeflößt, mag zum Theil noch heute im Andenken Ihrer Leser sein. Der Mensch aber liebt und bewundert nur einmal, und selbst wenn sich der Zauber lös't, blickt er noch lange ehrfurchtsvoll auf die geheime und unerklärliche Gewalt, die ihn einst überwunden und gefesselt hat.

Da Hr. von Lutteroth, einer der fünf Directoren des Triestiner Lloyd, mit dem Generalsecretär des Instituts selbst auf dem Schiffe war, nahm uns Istambul im Vorüberfahren zu Bujuk-dere an Bord. Bis Sinope, wo auf dem Hinwege zuerst gelandet wird, brauchten wir vierzig Stunden ununterbrochenen Maschinenspieles, und während dieser Zeit war von den gepriesenen Annehmlichkeiten einer Sommerseereise eigentlich wenig zu empfinden. Das Uebel begann dicht vor der Mündung des Bosporus. Und wie soll man guter Laune sein und Gedanken haben, wenn Wind und Welle mit Kraft entgegen sind? Nach Sinope war der Pontus freundlicher, und erlaubte das Versäumte bei Tisch und im Gespräch reichlich nachzuholen. Diese bessere Hälfte

der Fahrt dauerte mit Einrechnung des zweiſtündigen Anhaltens in Samſun noch an dreißig Stunden bis zur Rhede von Trapezunt, wo wir ungefähr am Ende des dritten Tages nach der Ausfahrt von Bujuk-dere die Anker warfen und den wohlbekannten Strand begrüßten. Wir hatten 1500 Colli an Bord, und das Verdeck war mit Leuten aus verſchiedenen Provinzen der aſiatiſchen Türkei, aus Perſien und Kaukaſien überfüllt. Die Tſcherkeſſen führten neben damascirten Klingen und ihrem Kinſchal noch Flinten eigener Art mit dünnem ſilberreichen Schaft und weitem Rohr, die ſie in Konſtantinopel für 55 bis 60 Franken das Stück erſtanden hatten. Munition fehlte natürlich nicht, um die Moskowiter mit dem Fürſten Woronzow gehörig zu ſalutiren. Erſt um zwei Uhr, nachdem ſich unter Gedränge, Tumult und Geſchrei trapezuntiſcher Gondoliere der Strom verlaufen hatte, konnten wir mit Anſtand und Sicherheit das Land betreten. Als Hiſtoricus von Trapezunt mußte ich die Rolle des Cicerone ſpielen und die Tagesordnung mit dem Plan der Wanderung beſtimmen.

In das Innere zu dringen und im kolchiſchen Thalgrün herumzuſchwärmen, wie vor ſieben Jahren, geſtattete dieſesmal die kurze Friſt zwiſchen Ankunft und Abgang deſſelben Schiffes nicht. Die nächſte Umgebung der Stadt, St. Sophia auf der einen und das immergrüne Pyxitesthal (Dejir menderesi) auf der andern Seite, dann die Graukuppe (Bos depe) mit der weiten Fernſicht, wo einſt die Zehntauſend des Xenophon campirten, dann die Baſare der ausgedehnten Gartenvorſtadt, die Baumſchluchten der Citadellengräben und die verlaſſenen Trümmer der Kaiſerburg wurden allein beſucht. Daß man jedoch in der Stadt ſelbſt am Hauſe des liebenswürdigen Gaſtfreundes Cavaliere Gherſi und des in der Zwiſchenzeit neuernannten öſterreichiſchen Conſuls v. Atanaskowitſch bei aller Eile und Kürze des Aufent-

halts nicht vorüberging, versteht sich ohnehin. Ein Derwisch, den ich früher viel gesehen, war auf erhaltene Kunde zu Hrn. v. Gherfi geeilt, um sich mit dem „türkenfreundlichen Nemtsche" noch einmal gottselig zu unterhalten, und zugleich das gemeinsame Loos der Sterblichen zu bejammern. Wie zu München und einst auf der albanischen Villa des Horatius, wird auch in Trapezunt über den schnellen Flug der Zeit gewimmert. Um wie viele Jahre wir inzwischen älter geworden, zählte der fromme Muſulman ganz genau. Wieviel aber Se. Ehrwürden inzwischen Wein getrunken, sagte sie natürlich nicht.

Leser der „Fragmente" würden es beinahe übel nehmen, wenn ich über die Kürze der Zeit und über den Derwischjammer Marim-Oglu's Haus übersehen hätte. Die alte Frau erkannte noch den Gast, und vermochte nur mit Mühe die Thränen zurückzuhalten. Dagegen versteckte sich die goldhaarige kleine Lucia, die inzwischen vierzehnjährig wurde, geschämig hinter der Küchenthür, und es bedurfte wiederholter Mahnungen der Mutter, bis sie, mit Goldmünzen reich behangen und im schönsten Schmuck der Jugendlichkeit und des Putztisches, aus dem Versteck hervortrat und den Fremdling nach Armenierart begrüßte. Die Nägel an Fingern und Zehen trugen nicht mehr das nubische Pflanzenroth wie vor sieben Jahren — zum Zeichen, daß in der Katholikentoilette zu Trapezunt die Tyrannei des „Pfäffleins" Don Ovanes noch ungeschwächt besteht. In der Scene des Wiedersehens mit der guten Frau Marim-Oglu, meinten die Begleiter, sei etwas rührendes gewesen (natürlich nur für Deutsche), und die schöne Lucia von Trapezunt fände gewiß ohne Goldbehänge an Brust und Mütze ihren Menelaus. In welchem Zustand finde ich etwa Lucia, wenn ich Hrn. v. Gherfi das Versprechen halte und Trapezunt zum drittenmal besuche? Die beiden Granaten- und Feigenbäume am Brunnen hatten inzwischen an Mächtigkeit und

Schattenfülle bedeutend zugenommen, aber die erwerbſame Familie Marim-Oglu ſelbſt fand ich, durch Emigration geſchmolzen, auf das früher leere Nebenhaus beſchränkt, und das Hauptgebäude ſelbſt als „Hôtel de France“ verzinslich angelaſſen.

Die befruchtenden Wirkungen des neuerwachten Waarenzuges aus Europa über Trapezunt nach Iran werden in der Komnenenſtadt nach langem Widerſtreben endlich fühlbar, und eine Scheidewand nach der andern fällt vor der Liebe zum Gewinn. Eine neue Baſargaſſe erwuchs vor nicht langem auf dem großen Platz (Meidan), und Spuren von Verſchönerung, Erweiterung und Wiederherſtellung vergeſſener Ruinen zeigen ſich an vielen Orten, beſonders im Conſularviertel und in der Richtung gegen Rhede und Landungsplatz. Selbſt in die oberſte Citadelle, weiland Mittelpunct des Schmutzes und der Verſunkenheit, fiel ein Strahl von Ordnung, Säuberung und Wiederbau. Moſcheen und Häuſer des früher ſo verfallenen Quartiers ſind wenigſtens im Aeußern ſauber und wohnlich hergerichtet, und ſieht der „milchweiße Kanonierjunge“ auch nicht mehr als waffenloſe Schildwache gegen die Moskof ins Gebirg hinauf, ſo ruht doch die einzige Kanone, die früher auf der Erde lag, jetzt zierlich auf Laffetten, und wimpelt vom breiten Epheuthurm des Kalo-Johannes die rothe Osmanlifahne langfaltig über die grünumſchlungenen Mauerzinnen in die Luft hinaus.

Das jugendlich ſchöne Blut und die kaukaſiſche Friſche der Trapezuntier bemerkt jeder, der aus Europa und dem verwelkten Stambul kommt. Von den Uebeln, die das ſchöne warme Blut in Traboſan verübt, gehen freilich allerlei Gerüchte frei und offen im Ort herum; wer aber dürfte es wagen, dem geſchämigen, frommen und ſittlich ſtrengen Europa ſolche Skandale aufzutiſchen? Oede geblieben iſt in der Gährung des neuen Trapezunter Lebens nur die Palaſtruine, der alte Sitz romantiſcher Luſt und Kom-

nenenpracht. Völkern und Himmelsstrichen verzeiht das Fatum zuweilen ihre Sünden und sendet verlorene Herrlichkeit zurück. Nur für gefallene Fürstengröße gibt es keine Sühne, und heute wie vor sieben Jahren sieht die junge Esche noch ungestört durch die leeren Säulenfenster der Komnenen nickend die Wolken vorüberziehen.

Schon auf der Herfahrt, als das Schiff um das Vorgebirg Joros beugte und die weite Curve von Trabosan erschien, hatten wir an waldlosen Steilhalden eine im feuchten Kolchis ungewöhnliche Erscheinung, versengtes Gras und ausgebrannte Flur bemerkt. Die Glutsonne von 1847 und völliger Regenmangel zunächst über die Umgegend von Trapezunt hatte das sonst so üppig grüne und lachende Weichbild der Stadt fast bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Größere Baumgruppen blieben freilich unversehrt und zehrten von der eigenen Kraft, aber der Quellensprudel um die Stadt, besonders in den schattenvollen und romantischen Citadellenschluchten war großentheils versiegt, und von den beiden plätschernden Bächen der eine völlig eingetrocknet wie der Ilissus bei Athen; der andere war zu dünnem, kaum bemerkbarem Silberfaden herabgesunken, und verschwand verschämt in dürrem Gebüsch, wo er früher segenspendend, frisch und lustig vorüberrauschte.

Besonders traurig war der Ausblick von der Burgruine in die von der Weststschlucht dicht hinter der Burg aufsteigende Bergmulde, wo der saftig helle Grasteppich überall versengt, das strotzende Gebüsch abgedorrt und die lustigen Quellen wie zur Zeit, als Phaëthon die Welt verbrannte, im zerklüfteten Boden versunken und aller Reiz verschwunden war. Der Gedanke reichlicher Herbstregen werde mit den Quellen auch das verlorne Pflanzenleben, den Asphodill- und Anemonenschmuck der verwelkten St.Sophienaue wiederbringen, tröstete allein über Dürre

nnd-Verlassenheit der Gegenwart. Wider die Region des Laubwaldes, die in wenig mehr als einer Stunde südlich vom Strand überall beginnt, vermochte wegen des unerschöpflichen Reichthums an Feuchtigkeit, an lieblich dichtem Unterholz und an Schattenblumen diese Frühlingscalamität natürlich überall nichts. Und verschlösse der Himmel wie einst über Samaria seine Brunnen auch über Kolchis drei volle Jahre, ich glaube sein Zorn würde vergeblich sein. So rebellisch, reich und ungebändigt ist im Pontus die Pflanzenwelt!

Weniger glücklich als der Buschwald sind die byzantinischen Wandmalereien im Innern des Nebenkirchleins von St. Sophia gewesen, von deren Schönheit, Festigkeit und gutem Stande die „Fragmente" Erwähnung thun. Vermuthlich aufmerksam gemacht und zugleich erbost durch regelmäßig wiederholte Besuche Ungläubiger aus Firengistan bei diesem Heiligthum verordneten fanatische Ulema von Traboſan inzwischen die gänzliche Vernichtung der „abgöttischen" Kunstgebilde. Wer wie Fernbach die fast unzerstörbare Härte des Byzantiner Kalkes kennt, wird die Mühe dieses wahrhaft vandalischen Zerstörungsactes begreifen können. Zoll für Zoll, wie man es bis zu oberst in die Kuppel hinauf deutlich sieht, ward der islamitische Spitzhammer eingesetzt, und die mehr als fünfhundertjährige Kruste herabgeschlagen. Das Geld der Ungläubigen nehmen die Osmanli von Trapezunt, aber die Duldsamkeit unserer Sitte verschmähen sie. Ein bereits legal abgeschlossener Consular-Wohnungsmiethcontract ward im Andrang der Gemeinde durch den Statthalter für nichtig erklärt und gegen Ersatz aufgehoben, „weil die Flagge des ungläubigen Repräsentanten an das Dach einer nahen Moschee streifen könnte." Noch eine Schlappe von Gümüsch-Chane braucht es, bis die stupiden Traboſanlü begreifen, um welche Stunde es jetzt in Europa ist. In Stambul sind die Muſulmanen schon billiger, wie man

neulich bei den Reparaturen der großen St. Sophienkirche sah. Statt byzantinische Mosaiken, die plötzlich zum Vorschein kamen, fanatisch zu vertilgen, wie im unduldsamen Trapezunt, befahl der kluge und verständige Abd-ül-Medschid den Fund durch frische Tünche den Augen seiner Gläubigen zu entziehen, und so auf bessere Zeiten zu bewahren. — So verging die Zeit, und nur in der Voraussetzung, daß wir die Zusage halten, und wenn auch nicht für den ganzen Winter, doch zur kolchischen Kirschenblüthe wiederkehren, ließ man uns die Anker lichten und weiter ziehen.

Unter den bedeutenderen Küstenstädten des schwarzen Meeres ist Samson von europäischen Zeitungslesern vielleicht am wenigsten gekannt; jedenfalls wird in öffentlichen Blättern und Reisebeschreibungen kaum einmal des Jahres dieser Stadt erwähnt. Obwohl einst eine griechische Colonie, bietet Samson doch kein romantisches Interesse wie Trapezunt. Auch der Sinn für alte Kunst findet hier keine Nahrung, da heute weder Tempel noch Theater, noch Stadium, noch Antiken, ja nicht einmal Ruinen zu sehen sind. Man denke sich eine gelblicht weiße Festungsmauer, in Form eines länglichen Vierecks, mit Thürmen und buschbewachsenen Gräben ohne Hebung und Schwung am meerbespülten Flachstrande hingebreitet und im Innern mit einem unentwirrbaren Labyrinth von Schmutz, Cloaken und niedrigen Koth- und Bretterhütten ausgefüllt, und man weiß beiläufig was Samson im Pontus ist. Nun rechne man zur Ergänzung des Bildes noch die dicke Sumpfluftschichte, den unerträglichen Qualm und die mephitischen Dünste der Hundstagperiode, die bleichen Gesichter, die schleichenden Fiebergestalten und die üblen Launen der türkischen Fastenzeit hinzu, um zu entscheiden, wie reizend das Leben für einen müßigen Europäer in Samson sei. Außerhalb der Ringmauer hebt sich der Boden in sanfter Schwellung, und

eine weite Vorſtadt, zwar auch meiſtens zerlumpt, brettern und verfallen wie die Häuſer der Citadelle, aber zwiſchen Bäumen und Bächen maleriſch hingeſtreut, gewährt dem Auge ſchon höhern Reiz. Wahrhaft ſchön iſt nur die Landſchaft, ein weiter Halbkreis von mildaufſteigenden Hügelreihen, eine immer die andere überragend, und im Hintergrunde von ſchattigen Laubwaldbergen eingerahmt in lieblicher Theaterform.

Der Strand, in gerader Linie etwa eine geographiſche Meile von einem Vorgebirg zum andern laufend, bildet mit der Feſtung gleichſam das Proſcenium zu der viele Stunden tiefen Bühne, voll Schatten, Reichthum und Gartenluſt. Was ſich am Terrain in der Nähe ſchluchtig und grünmuldig getrennt und durchbrochen zeigt, fließt, vom Meere aus geſehen, in lieblich ſchwellende Contouren ineinander. Der Boden ſelbſt iſt fette Gartenerde und wie ein natürlicher Rieſenpark mit Bäumen überſäet. Oel, Mais, Weizen und Tabak gedeihen in Ueberfluß, Obſt und Trauben ungerechnet, die hier ohne Pflege und, wie um Trapezunt, faſt unbeachtet wuchern. Denſelben Charakter üppiger Fruchtbarkeit und reichlichen Ertrages bewahrt das Land rückwärts von Samſon in der Richtung gegen Kaiſarieh in Kappadocien, wo man nach Horatius von jeher wohlgenährte Leiber und leere Köpfe hatte. Nur eichene Dickſchädel, wie die Anatolier überhaupt, konnten zehn Jahre brauchen, um zu begreifen, daß bei einem ſolchen Naturſegen mittels Dampfſchifffahrt der Ungläubigen ein gewinnreicher Handelsverkehr mit Europa möglich ſei. Und wirklich ging die erſte große Sendung Tabak (im ganzen 40,000 Ballen) eigentlich nur im verwichenen Jahre von Samſon abendwärts. Wie viele und wie reiche Ladungen Weizen und Mais zu gleicher Zeit ihren Weg nach dem hungrigen Occident genommen, ſagen die Zollregiſter und die vollen Taſchen der Zwiſchenhändler. Doch aus der Fülle des Gewinnes einen bequemen Landungsplatz her-

zustellen, fiel in Samson noch Niemand ein. Nicht einmal kleine Barken können sich dem Strande nähern, und den Molo ersetzen — oft nicht ohne Gefahr — die derben Schultern der Ruderknechte. Ob man indessen zu Samson viel Metaphysik treibe, bezweifelt ein deutscher Leser nicht ohne Grund. Auch war es bei unserer Ankunft noch unentschieden, ob Samson dieses Jahr einen Deputirten zum Philosophencongreß nach Gotha senden wolle oder nicht.

Auf einer gesunden und lustigen Baumhöhe oberhalb der Stadt hat das große Handelsvolk mit wahrhaft brittischem Comfort sein Consulat gebaut. Die Oesterreicher haben zwar auch eine Behörde aufgestellt, sind aber in bescheidener Hütte unten in der Fieberluft am Strand geblieben, und nehmen den Rostbeef essenden Britten gegenüber das ganze Jahre Chinin.

Daß aber bei Samson (Samsun und Sampson) etwa nicht an den bekannten Bibelhelden und an die Philister zu denken sei, versteht sich ohnehin. Die Stadt hieß vor Alters und heißt im Grunde heute „Amisos". Der Accusativ der classisch-griechischen Ortsnamen erscheint in der Byzantiner Periode gewöhnlich als Nominativ mit der Vorschlagsylbe S, Is oder Iz, was man schon bei einer frühern Veranlassung nachgewiesen hat. Wie sie in Anatolien schon vor Einwanderung der Türken statt Nik (Nicäa) Isnik, statt Chio Schio und statt Atalia Satalia sprachen und schrieben, hat sich auch das alte Amisos in S'Amison und mit beliebter Verkürzung in Samson umgewandelt.

Von dem unphilosophischen Samson geht das Dampfboot in neun Stunden nach Sinope, dem natürlichen Stapelplatz für die dahinterliegende fette und reiche Landschaft Paphlagonien. Von der alten Handelsrepublik und Miletus-Colonie Sinope, ihren prachtvollen Theatern, Rennbahnen und Tempeln, wie sie noch Strabo zu Anfang der christlichen Aera lobt, ist heute eigentlich

nichts mehr übrig als der Name und die vortheilhafte Lage auf einer ſchmal zuſammengepreßten Erdenge, die eine breit angeſchwollene, röthlich ausgebrannte, faſt baumloſe und etwa eine Stunde weit in das Meer hinauslaufende Halbinſel an das grüne Küſtenland von Paphlagonien hängt. Die Türkenſtadt mit hohen Mauern und einer verlaſſenen Citadelle füllt die ſchmale, aber ſchwellige und baumreiche Landzunge von einem Meer zum andern, und da die ſonnenverbrannte Halbinſel ſelbſt gleich außerhalb der Feſtungsmauer ſich bergig erhebt und zugleich wie eine Ruderſchaufel zu beiden Seiten buchtig auseinandergeht, ſo bildet ſie eine Doppelrhede, die das Reizende der Oertlichkeit noch vermehrt. Der gewöhnliche Ladungsplatz jedoch mit Quarantäne, Mauth, Werft und langen Baſaren iſt in der öſtlichen Hafenbucht, gegen welche ſich auch die Halde der von Griechen bewohnten Vorſtadt mit ihrem ärmlichen Häuſerwerk und ihrem Baumwald niederſenkt. Am Ende der knorrig angeſchwollenen und ſteilfelſig in die Fluth abſtürzenden Halbinſel hat die Natur zwei Hügel von wundervoller Rundung hingeſtellt, die dem arabiſchen Lebensbeſchreiber Timurs ein eigenthümliches und ganz im Geſchmack des Orients gehaltenes Bild entlocken. Die ſtadttragende Enge ſelbſt wird in derſelben Stelle mit dem Wuchs eines ſchlanken Jünglings verglichen. Der Cyniker Diogenes und der große Römerfeind Mithridates waren geborene Sinopiten. Aber die Philoſophie des einen wie die Energie und politiſche Größe des andern ſind mit Herrlichkeit, Flotte, Heer und rauſchendem Leben der alten Pontusreſidenz längſt vergeſſen. Von den Zeiten des Pompejus (64 vor Chriſtus) bis 1204 unſerer Zeit, d. i. 1268 Jahre lang war Sinope römiſch-byzantiniſches Municipium, und hatte hinlängliche Friſt von ſeinem Glanz herabzuſteigen und langſam hinzuwelken. Um 1204 beſetzte Alexis Komnenus, Stifter des Schatten-Imperiums Trapezunt, die Stadt Sinope, und

baute aus den Trümmern alter Peristyle, Gymnasien und Theater die Mauern der gegen das Festland hin den Zugang hütenden obern Burg, die heute wieder unbewohnt und halb verfallen ist. Nur sechs Jahre währte das Glück von Trapezus, und schon um 1218 verlor Alexis Herrschaft, Stadt und Leben gegen den Sultan von Ikonium. Von diesem Zeitpunct angefangen blieb Sinope türkisch bis auf diese Stunde. Daß Sinope nach Auflösung des Sultanats Ikonium dreihundert Jahre lang Sitz eines seldschukischen Theilfürsten war, und 1463, wie eine türkische Inschrift unweit dem äußeren Festungsthor besagt, durch Mohammed II. zum osmanischen Reich geschlagen wurde, macht in der Hauptsache keinen Unterschied. Der Kunst, dem Fortschritt, der Bildung und dem Christenthum gegenüber ist Türkenherrschaft unter allen Verhältnissen von demselben Geist der Zerstörung, der Hemmung, der Feindschaft und der Indolenz beseelt. Nicht bloß der Firniß verschönerten Lebens und unruhvoller Gesittung, womit die Siege des griechischen Genius den Orient überzogen, ist in Kleinasien vollständig abgestreift; auch die geistige Erschütterung und Restauration, die von Nazareth ausgegangen, mußte in Kleinasien der Reaction des alten Princips des Orients erliegen. Das Christenthum ist in Anatolien nicht bloß in der unendlichen Minderzahl, es ist auch Urbild der Unwissenheit, des Verkommnisses und der Niederträchtigkeit, und deswegen mit Recht in die Vorstädte und Cloaken zurückgedrängt.

Die ganze Art des Daseins der Anatolier, ihr Häuserbau, ihre Ackergeräthe, ihre Industrie, ihre Weise das Feld zu bestellen, den Körper zu pflegen und das öffentliche Leben einzurichten, ist heute wieder, oder hat vielmehr niemals aufgehört zu sein, was es zur Zeit des Königs Midas mit den fabelhaften Ohren und des von den Göttern selbst belobten Ehepaares Philemon und Baucis war. Auf der Straße neben der Citadelle sahen wir

einen paphlagonischen Bauernkarren von primitiver Einfachheit. Von irgend einem Metallbeschläge war überall keine Spur, und statt auf breiten Radfelgen von Eisen, wie im Occident, rollte das Möbel auf zwei blau angefärbten dünnen Holzscheiben knarrend und holpericht auf dem Pflaster fort. Ich zweifle, ob von König Nimrod und der griechischen Fabelwelt bis auf Abd-ül-Medschid herab, allen Revolutionen des Orients zum Trotz, im Ruralleben der Anatolier irgend eine wesentliche Veränderung eingetreten sei.

Auf der Hin- und Herfahrt hatten wir eine große Menge Perser, und zwar aus den verschiedensten Provinzen Irans am Verdeck. Daß die Perser eine hohe kegelförmige, oben zierlich ausgeschweifte Mütze als Nationalkopfbedeckung tragen, ist insoweit nichts außerordentliches, und mag eben heute bei den Völkern östlich am Euphrat Sitte sein. Wir bitten aber alle Redacteure und Leser der Modejournale von London und Paris höflichst um Vergebung für die monströse Thesis, daß sich an der persischen Kopfbedeckung weder in Stoff noch in Form noch in Schnitt und Coketterie seit viertausend Jahren das mindeste geändert habe. Die Perser des Schehin-Schah Mohammed-Chan von Teheran, wie sie von Stambul nach Trabisonda reisen, könnten für die Stein- und Farbenkünstler nicht etwa bloß des Darius Hystaspessohn, sondern Nimrods (2200 v. Chr.) „des gewaltigen Jägers vor dem Herrn" und umgekehrt noch heute als Modelle dienen. Die Bilder, welche Rawlinson am Felsen von Bihistan und Layard in der verschütteten Königsburg zu Alt-Ninive abgezeichnet haben, sind für das „progressive", wandelbare und unbeständige Abendland wo nicht ein tadelndes, doch ein merkwürdiges und belehrendes Argument. Oder glauben Sie etwa ein Berliner Gardeofficier, wenn er feingeschniegelt, patschuliduftend, in Cravatte und Glacéhandschuhen Abends unter den Linden geht, gleiche in

Toilette, Miene und Benehmen noch überall einem cheruskischen Freiheitshelden, der mit Arminius zur Schlacht von Idistaviso zieht? Meinerseits zögere ich sogar mit der Behauptung, Vercingetorix, des Celtillus Sohn, habe bei Cäsars Sturm auf Gergovia ganz und gar Monsieur Adolphe Thiers im Pariser Deputirtenfrack geglichen. Deswegen wird aber nicht gemeint, man soll für Wiedererweckung deutscher Größe und deutscher Macht zu Berlin in Thierfellen und mit gähnenden Wolfsrachen auf dem Kopf, „magna parte corporis nuda" wie die Streiter des Arminius, auf die Schloßwache ziehen. Eben weil es beweglich ist, weil es alles prüft und das Beste behält, ist Europa groß geworden. Nur die Idee, daß Asien in allen Dingen, in Denkweise, Ausdruck, Sitte, Uebung und Tendenz der nothwendige und legale Gegensatz des Abendlandes sei und bleibe, möchten wir bei jeder Veranlassung unsern Landsleuten zu verstehen geben.

Während „Istambul" diesesmal länger als gewöhnlich auf der Rhede von Sinope hält, und der Harem des von Castamuni in Paphlagonien nach Saida am Libanon versetzten Iscodralü Mustapha-Pascha mit einigen und dreißig weiblichen Wesen verschiedener Lage und Farbe und einer verhältnißmäßigen Zahl von Kindern, Sclaven, Caplänen, Schreibern und Dienern Saal und Nobelverdeck besetzt, der Vollmond glitzert, der Wind lustig weht, die Kinder schreien und den Damen übel wird, habe ich Zeit genug, anatolische Sitte zu bedenken und zugleich einige Notizen über die Pontusfahrt aufs Papier zu bringen.

VI.

Das Diplomatengaſtmahl auf Haider-Paſcha.

Bujuk-dere, 5. October 1847.

Haider-Paſcha iſt eine ſchöne Thalebene im Hintergrunde der beiden Städte Chalcedon und Skutari, die bekanntlich dicht am welligen Strand der aſiatiſchen Bosporusſeite liegen und noch als Vorſtädte von Stambul gelten. Die gegenſeitige Entfernung der benannten Orte beträgt nur eine Stunde Weges, und zur dazwiſchen liegenden Thalebene ſelbſt führt vom Ufer aus eine breitmündige Einſenkung, in welcher Bäume ſtehen und ein perenner Bach den Ausweg zur Propontis nimmt. Dicht am Landungsplatz ſteht eine gewaltige, dichtbelaubte, prachtvolle Platane mit Brunn, Ruheplatz und zwei iſolirten Hügelſchwellungen links und rechts zur Seite. Die Ebene ſelbſt hat auf der Südſeite eine ſanft geſchweifte Langhalde, an deren Abhängen ein unüberſehbares Heer grüner Zelte ſtand, ſchön geordnet und mit der Mündung den kühlen Sommerlüften des Pontus zugekehrt. Unten auf dem grünen Plan ſteht ein Sommerhaus des Sultans und nicht weit davon das ungeheure bewegliche Tafelzelt, das der vorige Herrſcher zur Feier großer Gelegenheiten um anderthalb Millionen türkiſcher Piaſter (500,000 Franks) in Paris hatte fertigen laſſen, zugleich Bundeslade und Stiftshütte der Allianz zwiſchen Islam und Chriſtenheit.

Wer die Freundschaft der Christen sucht, muß ihnen zum Kitt thätiger Liebe vor Allem gut zu essen und sehr viel zu trinken geben. Eine willkommene Gelegenheit die Bande gegenseitiger Beziehung auf gut occidentalisch zu befestigen und neu zu beleben, war das Tauf- oder Beschneidungsfest der beiden ältesten Prinzen Sr. kaiserlichen Majestät. Uns weiht man mit Geist und Wasser zur beseligenden Lehre ein; der Prophet von Mekka aber hat für die Söhne seiner Gläubigen die alttestamentliche Bluttaufe beibehalten, die nach jüdischem Gebrauch am achten Tage, nach islamitischer Praxis vor den Jahren der Pubertät nach Belieben, meistens aber im siebenten Jahre verrichtet, und als wichtigster Act des Lebens und größtes Familienfest überall nach Kraft und Vermögen verherrlicht wird.

Im Orient gibt es kein beneidenswertheres Glück und keinen höhern Titel der Achtung als einen Sohn zu haben und Musulman zu sein. Wie der Vater des großen Sesostris alle Knaben Aegyptens, die am gleichen Tag mit seinem Sohne entstanden, als künftige Gefährten und Diener des Neugebornen auf seine Kosten nähren und erziehen ließ, so ward die religiöse Ceremonie an allen, während der letzten zehn Jahre gebornen und noch ungetauften Söhnen musulmanischer Eltern von Stambul und der Bosporusgegend auf Rechnung der kaiserlichen Civilliste vorgenommen, und zu würdevoller Begehung der Feierlichkeit die Ebene von Haider-Pascha ausersehen. Achttausend Knaben wurden eingeschrieben, von denen täglich 900 in einem längs der sanften Halde neuerbauten und wohlverwahrten Holztheater mit 900 Betten das islamitische Sacrament erhielten. Außer der Beschneidungstaxe selbst und dem täglichen Unterhalt waren 200 Piaster (vier Golddukaten) und ein neues Kleid für jeden Knaben das Taufgeschenk. Fünf Dampfboote im Dienst des Sultans waren von früh bis Abend in Thätigkeit, und das Publicum

hatte, versteht sich mit Entschädigung der Gondeliere, freie Ueberfahrt. Mit einer Sorgfalt von der man in Europa keine Vorstellung hat, machten Dampfboote durch das ganze Weichbild vom Stambul, von San Stefano bis zum schwarzen Meer die Runde, sammelten die zu beschneidenden Knaben und deren Eltern und Anverwandte, und brachten sie mit den kaiserlichen Geschenken wieder nach Hause zurück. Kanonendonner rollt zum Zeichen öffentlicher Freude dreimal des Tages, und wenn die Sonne untergeht, beginnt bunter Feuerregen und farbiges Raketenspiel mit dem Blinken unzähliger Lampen auf Haider-Pascha längs dem lauen Bosporus bis Bujuk-dere herauf. Die ganze Regierung des türkischen Reiches vom Großwesir bis zum letzten Kanzleibeamten mit Dienerschaft und Zubehör wohnt unter Zelten auf Haider-Pascha und ist des Sultans Gast für die ganze Dauer des Festes. Täglich zweimal ist großherrliches Gastmahl unter dem Tafelzelt, wozu der Reihe nach die Autoritäten und die mit der hohen Pforte verkehrenden Notabilitäten aller Nationen und Bekenntnisse in Konstantinopel geladen sind. Man rechnet, daß mit Einschluß der kaiserlichen Dienerschaft, der diensthuenden Garden und Hellebardiere an 100,000 Menschen innerhalb 12 Tagen von seiner kaiserlichen Majestät bewirthet werden. „Ad quid perditio haec?“ Wozu diese Verschwendung an Raketen, Pulver, Reis und Mehl? denkt vielleicht irgend ein Finanz-Ischariot im Abendland. Der Aerger für uns schäbig und knickerisch lebende Franken ist um so schneidender, da hier niemand an Ersparung und Erübrigung denkt und Reichthum mit Ueberfluß und ungewohnter Fülle dem Zuschauer von allen Seiten entgegen strömt. Dreißig Millionen Piaster (ungefähr siebenundeinhalb Millionen Franken) hat Sr. kaiserliche Majestät auf die Civilliste für die zwölftägige Festlichkeit angewiesen. „Wie schade um das Geld! Was hätte man mit den vergeudeten

Summen nicht alles schaffen können! drei Tage Unterhaltung wären ja auch genug! Welcher Sparpfennig für unvorhergesehene Noth!" rief heuchlerisch und habgierig beim Anblick des kaiserlichen Luxus und der asiatischen Verschwendung hie und da ein occidentalisches Mammonskind.

Auf Donnerstag den 23. Sept. 2 Uhr Nachmittags war das erlauchte Corps der fremden Gesandten je mit ihren ersten Sekretären und Interpreten zum kaiserlichen Mahl gebeten und zwar — wie es die Zuschrift ausdrücklich bemerkte — en grand uniforme. Was sinnreiche Eitelkeit zwischen Lissabon und Teheran in der Zierkunst je erfand, der Glanz des Goldes und die funkelnde Diamantenpracht, mit welcher die Majestät der Könige die menschliche Armseligkeit ihrer Diener an der hohen Pforte schmückt, war hier mit einem Blick zu übersehen. Dreißig der höchsten türkischen Würdenträger in goldgesticktem Kleid und in Brillanten strahlend sollten sich in gemeinschaftlichem Bunde den Gästen beigesellen.

Denken Sie sich die Scene, das bunte Gewühl, wie es durcheinander wogt, die lauen bithynischen Lüfte, wenn sie über die Ebene fächeln, und die diamantene Diplomatenherrlichkeit, wie sie im Glanz der Sonne wiederstrahlt! Aber unvermuthet erhob sich um Mitternacht ein Gewittersturm mit Windsbraut und Wolkenbruch vom Pontus her. Zehn volle Stunden rollte der Donner, sauste der Sturmwind, und fiel der Regen in Strömen mit einer selbst am Bosporus unerhörten Heftigkeit. Abergläubische Gemüther zitterten schon vor dem Zorn der Gottheit und dem nahen Weltgericht. Obwohl es gegen Mittag hin freundlicher schien, und in der Ungewißheit die meisten Geladenen schon nahten, wurde endlich doch abgesagt, weil das Zelt überschwemmt, der Speisevorrath verdorben und die Haider-Pascha-Ebene selbst in einen undurchwatbaren Sumpf verwandelt war. Wir Europäer zu Tische geladen, — das mögen sich die Türken

merken, — erscheinen mit fürchterlicher Genauigkeit. Montag 27. September war schon wieder Staub auf Haider-Pascha und das auf den folgenden Tag zum zweiten Mal angesagte „Dîner Impérial“ sollte zum Lohn getäuschter Eitelkeit hoffentlich ohne Störung vorübergehen. Der Morgen war herrlich, die Atmosphäre ungewöhnlich mild und auf der regengetränkten Flur sproßte herbstlich frisches Grün; vier Dampfschiffe, ein französisches, ein russisches, ein englisches und ein Lloyd-österreichisches, schwammen mit dem Ausbund europäischer Staatsweisheit geladen fast zu gleicher Zeit aus der Bucht von Bujuk-dere den fluthenden Bosporus hinab. Aus Rache für das neulich gestörte Spiel war die Toilette mit verdoppelter Kunst angethan, und der Ehrenkram wo möglich noch vollständiger und umfassender ausgelegt als das erste Mal. Einer hoffte den Andern zu überstrahlen und für prachtliebende Gemüther war der 28. September ein wahrhaft großer Tag! Die Eifersucht zwischen Haus Bourbon und Haus Habsburg ist bekanntlich älter als 300 Jahre, und obgleich sie jetzt beide um die Wette friedlich sind, stellt sich der Wettkampf doch bei der geringsten Veranlassung wie von selber ein.

Das bourbonische Boot war um die Kraft von mehr als zweihundert Pferden stärker und wenigstens zehn Minuten früher ausgezogen. Die Sache war bedenklich. Zum Glück war der „Imperatore“, auf dem wir schifften, einer der besten Lloydsegler im Mittelmeer, und der Capitän ein erprobter Mann. Triumphirend strichen wir am keuchenden Nebenbuhler vorüber, und waren bedeutend früher am Ankerplatz. Aber hélas! was nützte uns der Sieg? Wir lagerten dicht am Strand und sahen durch die breite Eingangsmulde das grüne Zeltlager auf der Halde, das Holzamphitheater, die Platanen und die neugierige Menge, wie sie in breiten Wogen dem Schauspiel europäischen Schimmers

entgegen harrte. Kiamil Bey, der kaiserliche Gesandteneinführer, erwartete am Ufer die Kommenden, zu deren Aufnahme und Weiterbeförderung man Wagen und Reitpferde im Ueberfluß bereit hatte. „Die Gottheit ist auf das Glück der Sterblichen neidisch" heißt es irgendwo bei Herodot. Ein trüber Flor hatte sich zwar schon während der Fahrt über den Gesichtskreis ausgespannt und vom Balkan her wuchs von Minute zu Minute die Dunkelheit. Doch glaubte Niemand an die Nähe der Gefahr. Die Landung begann nach Rang und Etikette. Es wimpelte und glänzte wundervoll, und die Internuntiaturbarke mit zehn Gondolieren in Weiß und Scharlachroth hatte schon die erste Ladung ausgesetzt und wollte uns eben selber nehmen, als das Unheil mit unglaublicher Schnelligkeit heulend und dröhnend von den sieben Thürmen herüberzog. Es rollte fürchterlich, neben uns fuhr der Blitz auf Chalcedon nieder, und aus den Wolken strömte es wie in der Sündfluth auf die goldblinkende Legatenschaar. Wie die schaulustige Menge plötzlich auseinanderfuhr und die gelandeten Dekorationsträger nach bereitgehaltenen Wagen eilten! Türkische Frauen verloren auf der Flucht den Ueberwurf, und weiß und schwarz gefiederte Diplomatenhüte flogen im Sturmwind. Nicht genug! Reiter stürzten, Achsen brachen und o des Greuels! Repräsentanten gottgekrönter Majestät grüßten in ihrem weißen goldverbrämten Kasimiranzug den Haider-Pascha-Schlamm.

Mit dieser unerbetenen Intervention der Elemente war der Hauptglanzpunct der Festlichkeit erbleicht. Wenn der Regen auch Pausen machte und eine wässerige Helle zuweilen Hoffnung gab, so zürnte der Himmel doch immer von neuem wieder, und Sie können sich die betrübten Gesichter und die beschmutzten Toiletten denken, als wir endlich alle im Saalzelte beisammen waren, wo die gesammte türkische Grandezza in feierlicher Ruhe der geladenen

Gäste harrte. Von allen Potentaten, die in der Welt etwas zu bedeuten haben und mit der hohen Pforte in Berührung sind, hatte nur Einer seinen Stellvertreter nicht geschickt.

Die Wiesenfläche, auf der das Köschk des Sultans, das Theaterzelt und die große Tafelhalle neben einander standen, war auf drei Seiten durch Einrandung abgesperrt und nur gegen die Zeltstadt auf der Halde offen. Ein Generallieutenant mit einem in Schlachtordnung aufgestellten Gardebataillon hielt am Eingang Wache, und musterte mit einer den Türken eigenthümlichen Grazie und Höflichkeit das zu Wagen und Pferd vorüberziehende Frankencorps. Das Saalzelt hatte eine hohe lange Säulenvorhalle auf der Eingangsseite und ein kleines Theater mit Orchester im Hintergrund. Der nasse Fußboden war mit Schilfmatten und Teppichen belegt. Tische, Sopha, Stühle und Divane standen in Fülle umher, und zu beiden Seiten des Zugangs war unter vorspringender Bedachung eine Reihe Palastgarden in scharlachrothem, reich mit Goldlitzen geziertem Waffenrock in Reihen aufgestellt. Der Tschako war gleichfalls scharlachroth mit Goldborten und mit einem breitgefiederten, in Form eines Palmzweiges rückwärts gebogenen grünen Federbusch geschmückt; in der Hand hielten sie lange vergoldete Hellebarden, das Ganze prachtvoll anzusehen. Nicht viel weniger als eine Stunde verging in Gesprächen, vielerlei Gruppirungen, gegenseitigen Huldigungen und schönen Phrasen aller Art, bis Kanonendonner die Ankunft des Sultans verkündete, der vor der Tafel seine Gäste sehen wollte. Bei Sonnenschein hätte die Ceremonie im Zeltsaale mit viel größerer Wirkung stattgefunden; diesmal aber nöthigte uns der regnerische Himmel in das Köschk hinein, und auf gegebenes Zeichen bewegte sich der lange Zug, Türken und Europäer in bunter Unordnung, auf dem nassen mit Bretern belegten Wiesengrund zur Audienz beim Kaiser des Orients.

Auf der Wiese vor dem kleinen Hofraum war eine Compagnie Garden zu Fuß und innerhalb ein Piket Hellebardiere aufgestellt, die, Paar und Paar, beim Eingang ins Köschk und auf der Doppeltreppe bis zur Thür des Audienzsaales standen, und mit ihren braunen Augen stumm und unbeweglich die bunte Schaar vorüberziehen sahen. Der mit leuchtenden Metallblättchen und Silberfransen reich gezierte blauseidene Doppelvorhang der Saalthüre ist vor den Eintretenden aufgeschlagen, und unten am Fuß der Treppe sitzt mit seinen blauen Augen und jetzt noch jugendlich vollem Gesicht der über achtzig Jahre alte, dicke, kleine Chuschrew Pascha auf einem Stuhl und wartet inmitten seiner Clienten, bis die Vorstellung vorüber ist. Chuschrew Pascha ist der Ehren und der Reichthümer wie der Jahre voll, und könnte — wäre nur Bart und Haar nicht grau — einem Künstler noch heute, wie Cellini's Diego, für den Antinouskopf als Muster sitzen. Die Kraft Treppen hinauf und herabzukommen, oder lange aufrecht zu stehen, ist bereits entflohen, und doch fehlt der süßlächelnde Chuschrew Pascha bei keiner Staatshandlung, bei keinem öffentlichen Act, wo Würde, Rang und Credit zu zeigen sind. Dafür hat unter allen Großen des Reichs Chuschrew Pascha allein das Recht im Hause des Sultans und, wie einige wollen, sogar in Gegenwart Sr. kaiserlichen Majestät zu sitzen.

Seit der Reform unter Mahmud II. werden am türkischen Hofe die Audienzen stehend ertheilt, und außer flüchtigen Wand-Arabesken und blauseidenem Fensterschmuck war keinerlei Zier und Möbel im Saale zu sehen. Der Sultan war aus einem Nebenkabinet herausgetreten, und bei der vorspringenden Fensterböschung begann der dichtgedrängte Halbbogen der europäischen Gäste, an die sich bis zur andern Seite der Böschung die türkischen Würdenträger schlossen. Seine kaiserliche Majestät stand im Kreise dicht vor den Großen des Reiches und mit dem Antlitz gegen ihn

gekehrt dolmetschte Aali Efendi, Minister des Aeußern, mit den Zeichen tiefster Ehrfurcht die übliche kleine Anrede, die bei solchen Veranlassungen im Namen des erlauchten diplomatischen Körpers der Doyen desselben — diesmal der französische Botschafter — an den Imperator des Orients zu richten pflegt. Man kann wohl denken, daß der Sultan auch schon seine Antwort voraus fertig hat und auf das stereotype Gerede des Occidents jederzeit beiläufig dasselbe sagt. Nur die zweimalige Ungunst der Elemente veranlaßte ein paar verbindliche Phrasen mehr, als Se. Majestät gewöhnlich sagt. Dessenungeachtet waren wir begierig zu hören, was und wie der Sultan redet, und welchen Klang die Stimme des Sohnes der Murad, der Mohammed und der Suleiman hat. — Während man im persischen Thronsaal schreit und mit dem Schach auf zehn Schritte redet, sprechen Kaiser und Minister in Stambul so leise, daß man auf zwei Schritte Abstand wenig oder gar nichts versteht. Dagegen hatten wir die Ehre den Gebieter des Morgenlandes nahe und gut anzusehen, so daß man zur Stillung occidentalischer Neugier über Gestalt, Wuchs, Haltung, Anzug und Gesichtsbildung Sr. kaiserlichen Majestät genaue Rechenschaft ablegen kann.

Abd-ül-Medschid ist mehr als mittlerer Größe, breitschulterig und im schönsten Ebenmaß gebaut. Der frühen Herrschaft und der vielen Arbeiten ungeachtet zeigen sich überall die üppigen und jugendlich vollen Formen, auf denen das asiatische Auge mit so großem Vergnügen ruht. Von der gewöhnlichen Wohlbeleibtheit türkischer Großen ist Se. kaiserliche Majestät gerade im rechten Maß entfernt, und durch das elegant geschnittene, enganliegende, an Rand und Naht reich in Gold gestickte dunkelblaue Oberkleid mit weißem Pantalon und europäisch glänzender Fußbekleidung treten die natürlichen Vortheile des Körperbaues in das schönste Licht. Ein Antlitz mit hoher Stirn,

großen Augen, schöngebogenen Brauen, kleinem Mund, rundem Kinn und gerader, wohlbestellter Nase von antiker Form ist männlichschön, wenn auch Spuren von Kinderpocken zu sehen sind und die Hautfarbe etwas eigenthümlich ist. Der Sultan ist nicht verlebt und haremblaß, wie man in Europa zuweilen hört; Niemand wird aber auch sagen, Se. Majestät habe blonde Haare und sei im Gesicht weiß und roth wie die Leute in Trapezunt und Lasistan. Abd-ül-Medschid hat kaukasischen Mutterblutes ungeachtet den Teint seiner turkomanischen Urahnherren, die bekanntlich Vettern und Nachbarn des olivenfarbigen Tatarenvolkes waren. Die Oberfläche des Antlitzes aber ist glatt, leuchtend, gespannt und vollkommen ausgefüllt, so daß der Gesammteindruck der kaiserlichen Physiognomie ein angenehmer ist. Am schönsten war Se. Majestät jedoch im Profil. Der Schnurrbart ist reichlich und kurz gehalten, und auch um Kinn und Backen die braune Hülle gezügelt und wohlbestellt. Der Solitär am Diamanten-Nischan hatte die Größe eines Taubeneies und war prachtvoll anzusehen. Der Sultan Abd-ül-Medschid ist bekanntlich erst 23 Jahre alt und, obgleich dem Vergnügen nicht abgeneigt, doch der angestrengtesten Arbeit fähig, und gewiß einer der wohlwollendsten und menschenfreundlichsten Fürsten unserer Zeit. Am Ende der Ceremonie stellten Baron Bourqueney und Graf Stürmer einige Fremde vor, die im Namen des Sultans durch den Minister des Aeußern zur Festlichkeit geladen waren*). In besondern Audienzen redet Se. Majestät auch mit Privatpersonen, bei öffentlichen Vorstellungen aber erlaubt es die türkische Etikette nicht. Ohne ein Wort zu sagen,

*) Le Ministre des affaires étrangères, par ordre de Sa Majesté Impériale le Sultan, prie Monsieur . . . de vouloir bien assister au dîner qui aura lieu Jeudi, prochain 23. Septembre, à Haïder-Pacha à 8 heures à la turque.

wirft der Herrscher auf das vorgestellte Individuum einen festen Blick. Das ist des Sultans Gruß und nach asiatischen Begriffen ein beneidenswerthes Glück. Beim Abschied blieb der Kaiser mit einigen Großen in seiner Stellung so lange unbeweglich stehen, bis die glänzende Schaar der Diplomaten langsam feierlich und mit dem Zeichen tiefster Ehrfurcht durch die Saalthür verschwunden war.

Inmitten zwischen dem Sultansköschk und dem Theaterhütten-Saal war auf freiem Wiesenplan die berühmte Zelthalle aufgeschlagen, die uns den Reichthum des Orients und die seltene Pracht eines byzantinischen Kaisermahles zeigen sollte.

Wenn an den beiden Langseiten der Tafel bequem und unbeengt achtzig Personen sitzen und die gegenübersitzenden wegen der Tischbreite nur durch Zeichen reden können, nebenan aber auch noch reiche Vorräthe an Getränken, Porzellan und Silbertellern auf eleganten Büffets aufgeschichtet sind, und der mehr als fünfzig Aufwärter, Schenken und Tafeldecurionen ungeachtet noch überall leere Räume übrig bleiben, so gibt es einen Begriff über Umfang, Höhe, Kunst und Macht dieses tragbaren Saalpalastes. Es ist eine orientalische Behausung mit ihren vornehmsten Theilen, Vorsaal (Selamlik), Prachtzimmer und Heiligthum (Harem) oder, wenn abendländische Begriffe geläufiger sind, eine aus zwei Abtheilungen zusammengefügte Kreuzbasilica, und im Ganzen nur mit dem Wanderpalast des Perserkönigs bei Issus oder dem Zelt des Kerboga vor Antiochia zu vergleichen. Der Vorsaal (Selamlik) ist ein für sich bestehender Bau und wird der großen Zeltmündung gleichsam als Säulenhalle angefügt. Durch das offene und bei verhältnißmäßiger Breite vielleicht nicht weniger als dreißig Fuß hohe Frontquadrat fällt das Licht reichlich und wohlberechnet gegen den Mittelpunkt, und in matterem Scheine bis

in das innerste Heiligthum. Zwei Reihen gewundener und reich vergoldeter Bronceſäulen, die eine baldachinförmige Zimmerdecke tragen, theilen den Vorſaal in drei Schiffe ein und fruchtbehangene Silberguirlanden en vermeil winden ſich in wundervollen Verſchlingungen über das Säulengold. — Das Hauptzelt mit ſeinen beiden Abtheilungen (Prachtzimmer und Harem) iſt noch etwas höher und breiter als der Vorſaal, und im Nothfalle durch einen beweglichen Theatervorhang vom erſtern abgeſchloſſen. Aber ſtatt flacher Baldachindecke, wie im Vorſaal, ſind drei luftige Spitzkuppeln, deren jede auf einer kräftigen Centralſäule von vergoldetem Bronce ruht, als Bedachung angebracht, und zwei Seitendome mit Ausgängen in den Hofraum vermehren noch die Räumlichkeit. Die Wand im Hintergrunde iſt nicht flach, ſondern wie eine römiſche Tempelapſis bogenförmig ausgeſchweift und mit verſchwenderiſcher Pracht geſchmückt. Drei leuchtende Goldſonnen auf den Dachkuppeln deuten ſchon von fern auf die Geſtaltung des Innerraumes, und der Vorhof ſelbſt iſt mit Ausnahme der Frontſeite durch eine ſechs Fuß hohe Zeltwand noch beſonders eingefriedigt, ſo daß die Welt nicht ſehen kann, was ſich innerhalb bewegt. — Für die Außenſeite dieſes unvergleichlichen Tafelhauſes hat man dichtes hellgrünes Zelttuch gewählt, das Innere aber vom Eingang bis zum Ende iſt in allen Theilen von ſchönem ſchweren Seidenſammt, gelb in der Säulenhalle, grün im Mittelpunkt, und wenn man recht geſehen hat, roth im Hintergrund, überall aber mit Blumen und Randguirlanden aus reinſtem Gold ſo dicht und prachtvoll belegt und ausgeſtickt, daß die Grundfarbe nicht allzeit leicht zu erkennen iſt. Wie im fabelhaften Goldpalaſt der Sonne übertreffen Kunſt und Arbeit auch hier den Stoff.

Der Näſſe wegen hatte man den Fußboden mit Bretterwerk bekleidet, darüber Matten aus Rohr gelegt und darüber bunte

Teppiche ausgebreitet, damit vom goldüberströmenden Sammtpalast jeder Mißton fern bleibe.

Zweiundachtzig Gäste sollten ganz auf Silber tafeln, was außer den großen silbernen Platten und Terrinen wenigstens dreihundert silberne Bestecke mit vierhundert Silbertellern fordert. Neben kleinerem Gepränge aus edlem Metall waren gegen fünfzig silberne Henkelziergefäße mit etwa vierzig fünfarmigen Silberleuchtern in Email vor den Essenden aufgestellt. Mitten auf dem breiten Tische aber prangten in gemessenen Zwischenräumen drei Paare schön geränderte und gegen fünf Fuß hohe vergoldete Silbervasen mit prächtigen Blumensträußen ausgefüllt. Achtmalhunderttausend Franken hat Sultan Mahmud II. den Pariser Künstlern für den ganzen Apparat bezahlt. Beim Essen selbst waren die Gäste so geordnet, daß zwischen zwei Europäern je ein Türke und zwischen zwei Türken je ein Europäer zu sitzen kam. Im Centrum der rechten Langseite saß der Großwesir Reschid Pascha und präsidirte im Namen Sr. kaiserlichen Majestät dem Fest. Dem Großwesir zur Rechten hatte der französische Botschafter seinen Sitz, zur Linken der kaiserliche Internuntius, letzterer vielleicht unter allen Anwesenden am glanzvollsten und reichsten decorirt.

Auf der andern Langseite, dem Großwesir gegenüber, sah man zwischen Blumenvasen und Silberblink den alten, immer lächelnden Chusrew Pascha mit dem russischen und dem spanischen Minister zur Seite als Centralpunct figuriren. So ging es vom goldblitzenden Grünsammtquartier rechts und links nach Rang und Etikette in strenger und wohlbedachter Ordnung bis an die beiden Tafelenden fort. Hier galt nur der Diplomat, und was einer an Ehren, Rang und Würden bis zu jenem Tage erstrebt und errungen hat, ward ihm in diesem feierlichen Moment unter aller Augen pünktlichst zugemessen. Weiß Gott

in wie vielen Sitzungen der obersten Reichsbehörden die Rangliste der vom Kaiser zu Tisch gebetenen Europäer endlich zu Stande kam! Aber auch Weh und dreimal Weh dem kaiserlichen Divan, wenn die leiseste Controverse irrig entschieden und ein vermeintlicher Vorrang vergessen wäre. Empfindlicher, reizbarer und entsetzlicher als selbst Dichter und Grammatici ist der kleinste europäische Diplomat an seinem Ehrentag.

Ich bewunderte die Türken, ihre Klugheit und ihren feinen Takt. Pfortendiener, hoch im Range, standen weit zurück, und die Karte des Interpreten eines kleinen Staates der iberischen Halbinsel sah man zwischen die Namen zweier türkischer Excellenzen, Tewfik Efendi und Istefanaki-Bey (Fürst von Samos) hineingelegt. Obwohl das Essen selbst bei solchen Feierlichkeiten bloß Nebensache ist, muß man doch bemerken, daß die Speisen, ihrer Anzahl ungeachtet, mit einer Sorgfalt bereitet, und trotz der Witterung in einem Zustand auf die Tafel kamen, dessen man sich in Europa bei ähnlichen Veranlassungen nicht jederzeit zu rühmen hat. Ungefähr zwei Stunden dauerte das mit asiatischem Luxus ausgestattete, mit europäischer Eleganz geordnete und mit wundervoller Disciplin rasch und ruhig aufgetragene Kaisermahl. Wie in der Politik offenbarte sich auch in der Tafelkunst das enge Einverständniß der Christenheit mit dem Morgenland. Die Küchen beider Continente waren in schönster Harmonie, und von der Tschorba (Suppe) bis zum Pilaw (orientalisches Reisgericht) kam nach der europäischen Platte bei den warmen Speisen jedesmal eine türkische und umgekehrt. Beim Nachtisch jedoch war der Bund vollendet, und erschienen die beiderseitigen Kräfte vereint und zu gleicherzeit im Felde:

compulerantque greges Corydon et Thyrsis in unum.

Des ewigen Rufens „Evviva Pio IX. Evviva l'Italia" ist

die vornehmere Hälfte Ihrer Lesewelt vermuthlich schon lange satt, und ihr wäre ein türkischer Küchenzettel leicht willkommener, jedenfalls weniger verfänglich, als die langen Berichte über demokratische Schwierigkeiten in Palermo und Catania. Aber was würden die andern sagen, wenn Ihre Spalten, statt luchesischer Civica, das türkische Tisch-Menu von Haider-Pascha brächten? Tekir-Balighi (Rothfedern, Rougets, einer der besten Fische des Mittelmeers, in Syrien Sultan Ibrahim genannt), Enginar (Artischocken) und Dolmusch-Hind-Taughu (mit Reis gefüllter Indian) würden Sie noch ertragen, weil diese Namen lauter angenehme Empfindungen wecken und, was Gaumenlust betrifft, Plebejer häufig ebenso naschhaft-tapfer und gierig wie die Aristokraten sind. Bedenklicher wäre es schon, wenn man auch noch von Müdschmer (Klöße aus gehacktem Fleisch), Dolmusch-Batlidschan (mit Reis gefüllte Melanzanen, Solanum Melanzanes) und Ekmek-Kataïsi (Brod-Kataif, dünne von Zucker ganz durchdrungene Brodschnitten mit gesottenem Milchrahm aufgesulzt) reden wollte. Welcher Leser aber würde es ertragen, wenn er außer dem Besagten noch die Namen Soganli Köfte (Klöße aus gehacktem Fleisch in Zwiebeln aufgetragen), dann Merdschan (Schellfisch), Dolmusch-Kawak (mit Fleisch und Reis gefüllter Kürbiß), Lüfer (eine vorzügliche Art Makrelen, ein dem byzantinischen Meer eigenthümlicher Fisch), Tawuk-Göüssü (Sulze aus Hennenbrüsten, fein geschnitten mit Milch und Reismehl zubereitet) und Kaimak-Baklawasi (Blätterteig mit gesottenem Rahm gefüllt) verdauen müßte? Und doch wäre es kaum die Hälfte der türkischen Gerichte, denen, wie schon oben gesagt, eine gleiche Anzahl fränkischer von ausgesuchtem Wohlgeschmack entsprach. Von Pasteten (Börek) zu reden und von andern asiatischen Süßigkeiten, worin die Türken anerkannte Meister sind, fiele uns beim Ernst der Zeiten und bei der Verstocktheit des Son-

derbundes ohnehin nicht ein. „Noch ist es nicht an der Zeit, warte bis die Tour an die Trauben kommt", sagte freundlich belehrend einer der Sultansschwäger zum hochbetagten Chusrew Pascha, der nach alttürkischer Sitte vor dem rechten Moment nach der Traubenvase griff. „Pek-eji" (sehr gut), erwiederte der allezeit lächelnde Wesir, und zog in Geduld die schon ausgestreckte Hand zurück. Während der warmen Speisen nach den aufgestellten Früchten zu langen, gestattet bekanntlich europäische Sitte nicht. Beim türkischen Mahl vor der Reform griff man dagegen nach Lust und Verlangen in die Nebenplatten herum, und namentlich galt die Traube mit ihrem erquickenden kühlen Saft inmitten stark gewürzter Kost als labendes Mittelspiel. Daß die Türken bei großen Festessen mit den Trauben nun auch, wie die Europäer, bis an das Ende der Tafel warten, ist ein viel schwereres Opfer als man gewöhnlich glaubt. Sollte dieses christliche Europa mit seiner (wenigstens für Osmanli) langweiligen Sitte voll Zwang, Katechese, Zügel, Zucht und unnützer Disciplin der freiern Lebensansicht des Morgenländers nicht bisweilen lästig sein?

Von den beiden üblichen Toasten brachte Baron Bourqueney den ersten auf die Gesundheit Sr. kaiserlichen Majestät des Sultans und den zweiten der Großwesir auf das Wohlergehen sämmtlicher befreundeter Mächte aus, während jedesmal einundzwanzig Kanonen donnerten und die Tafelmusik der kaiserlichen Garde mit verdoppeltem Enthusiasmus dazwischenfiel. Zufällig durchbrach, wie es an regnerischen Herbst- und Sommerabenden häufig auch anderwärts geschieht, die scheidende Sonne in ihrem letzten Aufflimmern den Wolkenschleier und schüttete gerade im Augenblick, als der Donner zum Sultanstoast über die Höhen rollte, nachhaltig und bedeutungsvoll ihr abendliches Licht auf die goldströmenden Sammetwände der Vorhalle, auf das ver-

goldete Säulenbronce und auf die magisch schimmernde Tafelpracht, an welcher schweigsam und abergläubisch aufgeregt des Sultans Gäste saßen. Es war ein schöner und ergreifender Augenblick, in welchem mancher unter den diamantenfunkelnden Tischgenossen nicht ohne gerechten Stolz zum guten Theil die Früchte seiner Klugheit und Staatskunst sehen konnte.

Im Theaterzelt, wohin man von Labung und Ehren satt nach der Tafel ging, ward mit Reden, Rauchen und Kaffeetrinken der kurze Zwischenraum ausgefüllt, bis mit einbrechender Nacht das Orchester hergestellt und der Vorhang aufgezogen war. Singspiel in asiatischer Tonweise, Pantomime und Tours de force à la Rappo ergetzten der Reihe nach das schaulustige und heitergestimmte Publikum, während die berühmtesten Arien europäischer Tonkünstler ihren melodischen Schmelz durch die hohen Räume wälzten. Orchester, Sänger, Mimen und Tausendkünstler waren alle Türken aus der Gardemusik und dem kaiserlichen Unterhaltungscorps. Nach muſulmanischer Sitte wurden die Frauenzimmerrollen verkleideten Jungen übertragen und zu nicht geringer Erlustigung der erlauchten Zuschauer mit Anstand und genügender Grazie durchgeführt. Frauenzimmer auf der Bühne und Hut und Frack im Anzuge sind dem türkischen Volke drei Greueldinge, an deren Anblick es sich niemals gewöhnen kann. Allgemeinen Beifall riefen die Tours de force hervor, und sicher haben Donizetti und Rappo bei den Türken gelehrigere Schüler gefunden und größere Bekehrungen gemacht, als die christlichen Glaubensboten aller Secten mit ihren Katechesen und Litaneien seit zweihundert Jahren.

Mit unvergleichlichem Takt hatte Se. Hoheit der Großwesir im Namen seines kaiserlichen Gebieters während der ganzen Festlichkeit die Honneurs gemacht, und für die Hinfahrt zu den Dampfbooten waren unter Kiamil-Bey's verständiger Leitung

dieselben Anstalten, und zwar mit ebenderselben Ordnung, Ruhe und Pünktlichkeit und mit denselben Ehren getroffen, die uns vom Landungsplatze bis an die Zelte begleitet hatten. Geschlossene Wägen für die erlauchten Fremdlinge und gesattelte Reitpferde für ihre Dienerschaft waren in Fülle und in schönster Ordnung aufgestellt, und jedem Gespann neben den Fackelträgern aus Fürsorge noch zwei Wächter an die Seite gegeben. Hohe Stangenroste mit hellloderndem, Harzfeuer in großer Menge längs dem Fahrwege im Boden befestigt, vermehrten die Helle der prachtvoll erleuchteten Ebene, und die Schatten neugieriger Menschen, buschiger Platanen und hochwipfliger Cypressen liefen in abenteuerlichen Gestalten neben dem Gespann bis an die Scala fort. Inzwischen hatte sich auch der Himmel aufgeheitert, und eine milde sternhelle Nacht lag über den im Lichtmeer unzähliger Farblampen schwimmenden Höhenzügen und über dem blauen Bosporus.

Wir blieben noch lange vor Anker und sahen mit Entzücken dem herrlichen Schauspiel zu. Das Feuerwerk hatte schon mit einbrechender Nacht, als wir noch im Theater saßen, sein Spiel begonnen; der Glanzpunct aber war bis zum Aufbruch der hohen Gäste, ihrer Einschiffung und ihrer Fahrt auf der spiegelnden Fluth gespart. Die Anlage war in colossalstem Styl und die Wirkung eine unbeschreibliche. Wie sich der Feuerstrudel vom Skutarihügel mächtig in die Lüfte schwingt und in tausend Gebilden farbig und zischend auseinander fährt, strahlt die Fluth wie ein Zauberspiegel das Bild zurück.

Zugleich mit dem großartigen Kunstwerk auf dem Skutaristrande flimmert es wundervoll vom goldenen Horn heraus und sprüht der Feuerregen unablässig aus sechs Flußcastellen, die zwischen Stambul und Bujuk-dere mitten in der Fluth vor Anker liegen. Vermuthlich hat der Sultan an diesem einzigen

Abend zu Ehren seiner hohen Gäste mehr Pulver verpufft, als mancher sparsame Christen-Staat für kriegerische Uebung seiner bewaffneten Macht in zehn Jahren verbraucht. In Europa sparen sie in allen Dingen und katechisiren dafür die Leute das ganze Jahr. Je mehr man aber predigt und sich dabei die Taschen füllt, desto höher steigt das Deficit, die öffentliche Noth und die christliche — Moralität. Die Türken jedoch in Finanz und Moral dem christlichen Occident als Muster hinzustellen, gäbe Schwachen und Gottseligen gar zu großes Aergerniß, und wir wollen des Friedens wegen die Parallele, wo nicht ganz unterdrücken, doch auf ein andermal verschieben. Aber der Türkenstaat — das muß man dem bankerottirenden Europa zu Gefallen sagen, — hat noch keine Schulden, und obgleich der Sultan oft das Gold mit vollen Händen streut, sind doch die Truhen überall voll und zehrt das hungernde Europa von türkischem Ueberfluß.

Die duftende Nacht, der ruhige Wasserspiegel und die links und rechts im Brillantfeuer schimmernden Bosporuspaläste, welches Zauberspiel! Bei den Schlössern der Enge blickte auch noch der Mond hinter den dunkeln Waldhügeln Anatoliens herauf, und bis wir in die Bucht von Bujuk-dere selber kamen, reichte die glitzernde Garbe seines milden Lichtes von Hunkiar Iskelessi über die eingeschlummerte breite Fluth in ruhiger Majestät bis zu den Marmorstufen des Palastes herüber, wo wir kurz vor eilf Uhr Nachts aus der Barke stiegen.

VII.

Nachruf an Bujuk-dere.

Prusa, 20. October 1847.

Vom schattigen und quellenreichen Olymp und von den Maulbeerbäumen der Prusaebene reden wir ein andermal. Heute schweift der Blick noch über die Gebirge gegen das schöne Bujukdere zurück. Was ist denn eigentlich dieses Bujuk-dere und seine Lotosfrucht, daß sie eilende Wanderer mitten im Strudel der Bewegung bannt und wie die Gefährten des Ulysses mit Pflicht, Vorsatz und Pilgerschaft am Ende gar noch der Heimat selbst vergessen macht? Diese Frage ist verzeihlich, wenn man Ihren Lesern mit den letzten Frühlingswochen angefangen bis in den Herbst herein der Reihe nach über Athen und Stambul, über Wesire und Diplomaten, über Sinope und Trapezunt, über das jonische Smyrna, über Franz Liszt und zuweilen sogar über sich selbst und seine eigenen Meinungen nachhaltig und emsig, aber allzeit aus demselben Standpunct in Bujuk-dere vorgeredet hat. Stellen Sie auch alles zusammen, was Ihnen aus diesem nur der europäischen Diplomatie bekannten Sommersitz seit fünfzig Jahren zu Handen kam, so wäre es sicher kaum der zehnte Theil von der Ernte dieses einzigen Jahres. Begreiflich ist hier nur von der Menge die Rede und vom breiten Segen flüchtiger Neuigkeiten, die vielleicht Bedenklicheres auf Augenblicke

vergessen machen und ein kurzes Nachwort selbst in den Augen ungenügsamer Richter entschuldigen müssen.

Mohammedanische Pilger aus Europa und Mauritanien bleiben auf dem Hinwege nach Mekka viele Wochen in Kahira und auf der Heimkehr, wie man sagt, oft mehrere Monate im üppigen Damaskus liegen, das einemal um bei den Fleischtöpfen Aegyptens Kraft zur Büßerfahrt in ihre heilige Stadt zu sammeln; das anderemal aber um die Erinnerung an die Leiden der sechzig wasserlosen Sandstationen Arabiens in den schwelgerischen Genüssen damascenischer Seligkeit auszutilgen. In Kahira nach fetten Wachteln umzusehen und, statt in bestimmten Wochentagen Laberdan zu essen, wie es an der Eisak Sitte ist, monatelang in Bujuk-dere mit Diplomaten fröhlich tafeln, wäre nach Begriffen der Isar-Frommen jedenfalls eine sonderbare Vorbereitung zu heiligem Besuch auf Golgatha. Die Muslimanen überläßt man füglich ihrem eigenen Gewissen, und versichert nur seinerseits daß Andacht bei dieser dritten Levantetour nur Nebensache ist. Dem revolutionären Streben, über die Stufen von Zeit und menschlicher Gebrechlichkeit hinüber plötzlich in das Reich tugendhafter Vollendung einzuspringen, hat man seit langem schon entsagt, und steuert nun in gemäßigtem und consequentem Fortschritt, wie ihn eben jetzt den italienischen Potentaten die conservative Politik empfiehlt, friedlich und bequem auf dasselbe Ziel. Hepsi dunjada yalan dür („ist doch in der Welt alles Lüge"), rief bei der letzten Finsterniß ein ungelehrter Muslman, als er den Mond plötzlich inmitten der Sonnenscheibe sah. Anderen im Gegentheil dünkt das Leben mit jedem Jahre schöner und unser Talisman ist der Wanderstab. Wer überdies noch mit deutschen Gelehrten leben und seiner friedlichen Natur entgegen seit bald zwanzig Jahren der Hellenen wegen mit diesem reizbaren Geschlecht hadern muß, hätte selbst am heiligen Grabe

nichts mehr abzubüßen. Wie die Erinnyen an des Oreſtes Ferſen hat ſich Byzanz an unſeren Lebensfaden eingehängt, und wenn wir einen unverhältnißmäßigen Theil der Wanderzeit hartnäckig in der Nähe eines Mannes blieben, der unter den Staatsmännern unſerer Zeit zu den wenigen gehört, welche die orientaliſche Frage in ihrer ganzen Tiefe ermeſſen, in der Kunſt mit Osmanen zu verhandeln und umzugehen aber ſicherlich noch von keinem Diplomaten übertroffen ward, ſo mögen Sie ſich weniger über die Länge des Aufenthalts als über die Kraft verwundern, mit der man vom reichfließenden Quell politiſcher Einſicht und praktiſcher Lebensweisheit ſchon ſo früh gewichen iſt. Im Verkehr mit einem freiſinnigen, über alle Stürme und Leidenſchaften der Zeit emporragenden Weltmann liegt ein Reiz, den kein Wiſſen, kein Können, am wenigſten aber polizeiliche Frömmigkeit oder Heuchelei erſetzen kann. Eine philoſophiſch gehaltene Analyſe über abſolute Identität des Seins uud Denkens hat gewiß des Lehrreichen und Erheiternden genug, und iſt wie **'s Buch über das äoliſche Digamma für die menſchliche Geſellſchaft überhaupt von unbeſtreitbarer Wichtigkeit. Wie viel aber zwiſchen Napoleons Fall und Maſtai's Erhebung jene Frömmigkeit auf dem Continent eingetragen, könnten uns die Wechſel der letzten zehn Jahre am beſten ſagen. Wir indeſſen hören den Grafen Stürmer, wenn er mit dem ganzen Reichthum ſeiner Welt- und Menſchenkenntniß auch nur über tägliche Vorkommenheiten des Lebens ruhig und leicht im Abendſalon ſpricht, mit hundertmal größerem Vergnügen zu, als wenn uns Hochwürden Herenäus Hayd alle ſeine ſieben Bände über chriſtkatholiſche Lehre citirt.

Graf Stürmer und die durch Geiſt, vielſeitige Bildung, Anmuth und Würde glänzende Gräfin Stürmer bilden den eigentlichen Mittelpunct der europäiſchen Diplomatenwelt in Bujukdere. Ihr Salon iſt täglich offen, und zugleich Vereinigungspunct für alles

was Anspruch auf sociale Geltung hat oder sich an feiner Sitte laben will. Jedes Talent, jede gangbare Sprache, jede gesellige Eigenschaft, Geist, Witz, Spiel, Musik und Redefluß findet hier reiche Nahrung und freies Feld. In einer solchen Stellung sind geistige und materielle Hülfsmittel im weitesten Umfang nöthig, und besonders Gastfreiheit in der edelsten und schönsten Bedeutung des Wortes ein unerläßliches Angebinde. Diese uralte, in den westlichen Ländern allmählich erlöschende Tugend wird im gräflich Stürmer'schen Hause mit einem Reichthum und einer Fülle geübt, wie sie nur der gastlich-schwelgerische Sinn des Orients im Bunde mit dem elegantesten Luxus des Abendlandes erzeugen kann. Leben ist eine viel größere und, wie es scheint, auch viel seltenere Kunst als man gewöhnlich meint. Fülle irdischen Gutes allein reicht nicht hin, wenn Glanz der Außenseite, Geschmack und Politur der Sitte nicht zugleich mit jenem klugen Maß, das allem menschlichen Verkehr präsidiren soll, in schönster Harmonie verbunden sind.

Die gegenwärtige Sommerresidenz des österreichischen Internuntius in Bujuk-dere ist über die Linie des gewöhnlichen Häusertrosses vorspringend auf künstlichem Grund, wie die Bauwerke in Venedig, leicht und elegant in den fluthenden Bosporus hinausgebaut. Kühlende Lüfte dämpfen durch weite Hallen fächelnd die Sonnenglut, und jonische Säulen schmücken gegen die See, wie gegen das Land ein hohes Portal, an welches sich auf der einen Seite die metallumgitterte Quadratterrasse mit den Landungsstufen, auf der andern ein Ziergarten in geschlossenem Viereck mit immergrünen Bäumen und perennem Flor symmetrisch hängt. Ueber den Garten schweift der Blick des Nahenden durch die beiden entgegengesetzten Säulenthore und das Vestibulum auf den glitzernden Wasserspiegel, und wie man aus der vergoldeten Ruderbarke steigt, blinkt und duftet dem Kommenden

der bunte Gartenschmuck von der andern Seite entgegen. Vasen antiker Form aus Maltastein, bald mit fruchtbehangenen Citronenbäumen, bald mit roth und weiß blühendem Oleander ausgefüllt, stehen in langen Zeilen außerhalb an den Portalen, innerhalb an Wänden und Marmorbrunnen des hohen Vestibulums, an den Säulen, Stufen und Plattformen der breiten Doppeltreppe, und endlich an den Flügelthüren, an den Wandspiegeln und Gueridons des riesigen mit geschmackvoller Eleganz gezierten Saales. Um das Redemaß nicht zu überschreiten, wird von den lebendigen und ewig frischen Blumenpyramiden im Peristyl und von den grünen Schlinggewächsen, die sich bald mit brennendrother Blüthe, bald mit schmelzendgelber Farbenpracht um die marmorweißen Treppensäulen winden, lieber ganz geschwiegen. Damit aber mitten unter Glanz, Duft und Flor der gefährlichste Gegner irdischer Glückseligkeit — Sättigung und Ueberdruß — nicht etwa Gewalt erlange, wird durch zeitgerechten Wechsel der Blumendecoration sinnig und wählerisch vorgebeugt. Wenn die erlauchte „Iduna" den rechten, der sie täglich mit neuen Gluten liebe, noch immer vergeblich sucht, hat ein wohlthätiger Genius das Geheimniß unverwelklichen Blüthenspieles im österreichischen Gesandtschaftshotel zu Bujuk-dere hinterlegt. Die sicherste Bürgschaft irdischen Glückes ist ja überall Bewegung und Mannigfaltigkeit. Die ganze Art zu sein des Grafen Stürmer hat etwas würdevolles, in der Erscheinung wohlthuendes und in den Verhältnissen ebenmäßiges, wie es die alte Schule als vollendeten und letzten Ausdruck des Staats- und Weltmannes anerkannte. Daß Adel, Reichthum, Macht und socialer Glanz nicht wünschenswerthe Güter seien, wird kein Demokrat und kein Moralprediger den armen Sterblichen einzureden je die Kraft besitzen. Wer wüßte aber nicht und sähe es nicht täglich besser ein, wie das neue Europa aller Verderbtheit und

schlimmen Exempel ungeachtet über adeliges Gut und Blut, ja selbst über die höchsten Positionen den Stab gebrochen, wenn die wahre Grundlage der Achtung — Adel der Gesinnung und innerer Werth gebricht? Wer die Macht und die reichen Gaben, mit welchen das blinde Glück seine Günstlinge überschüttet, wie Graf Stürmer als Mittel andern nützlich zu sein und Segen zu verbreiten, sinnvoll und klug benützt, ist in unserer Zeit allein der adelige, der gepriesene Mann. Wen das Vergnügen im großen Style wohlzuthun nicht mit Seligkeit erfüllt, der hat bei aller Größe das wahre Glück und den wahren Ruhm nie gekannt. Nur um diesen Preis verzeiht und ehrt man noch in unserer Zeit die Macht.

Außer den gelesensten Zeitschriften und Journalen des Occidents, die immer auf dem Tische liegen, erhöht noch die ausgesuchte Büchersammlung des für Bildung warm fühlenden Grafen, mit dem neuesten Wissenswerthen und mit gelehrten Hülfsmitteln jeder Art reichlich ausgestattet, die Annehmlichkeiten des Aufenthaltes in Bujuk-dere. Nicht bloß unversiegbares Labsal der Wissenslust ist dieser Bücherschatz, er ist zugleich das geistige Band, das den Levantewanderer mit dem fortschreitenden Europa zusammenhält. Was Alex. Humboldt schreibt, Mädler in Dorpat calculirt, und worüber „Tancred" mit Königin Astarte im Libanon verkehrt, lernt man im Internuntiaturhotel am Bosporus ebenso gut, als was Guizot spricht und Lord Palmerston wider die hellenischen Finanzen decretirt.

Damit aber auch gar nichts fehle, was dem Leben Reiz verleiht und die Heimat ersetzen kann, hat der Zufall gerade in dieser Zeit bei der österreichischen Gesandtschaft einen Kreis reichbegabter und mit Sorgfalt ausgebildeter junger Leute versammelt und eine Quelle geistigen Wechselspieles aufgethan, deren Werth in der Einsamkeit am Bosporus doppelt zählt. Während

man bei Ihnen mühevoll das Heiligthum vom Schutte reinigt und die Spuren zehnjähriger Plage verwischt, feierten wir in seliger Vergessenheit, bald sorgenlos durch Lorbeerbüsche schweifend, bald die weichen Sommernächte in heiterm Scherz verplaudernd, Xenophontische Symposien. Könnten wir trübseligen und finstern Gemüthern als Muster fröhlichen Sinnes dienen, so dürfte im Gegentheil mancher reizbare und schroffe Bureaukrat im Occident aus dem urbanen und rücksichtsvollen Benehmen des Grafen Stürmer lernen, wie man es anzustellen habe, um bei seinen Untergebenen geehrt und geliebt zu sein.

Byzantinische Correspondenz.

Byzantinische Correspondenz.

I.

Das osmanische Reich und Mehemed Ali's Schutzredner.

Konstantinopel, 5. December 1840.

Jetzt ist keine Zeit das Publicum mit romantischen Naturscenen vom Ufer des Pyxites, und mit den reizenden Thalschluchten und Alpencascaden des Felsenklosters Sumela zu unterhalten. Wer möchte aber auch im Moment einer großen politischen Krisis die öffentliche Aufmerksamkeit auf Haselgerten und colossale Rebstäbe um Kerasunt, auf Tripoli und seine Pflanzenpracht, auf Münzen, Inschriften, Diplome, und eines trapezuntischen Kaisers zierliche Handschrift und eigenthümliche Orthographie lenken und, statt über die Festung Akke und über den Libanon zu berichten, lieber von Epheustauden und Lianengeranke der alten Burg in Trapezunt, von Waldschatten und limpiden Bächlein der kolchischen Amaranthenberge erzählen, und sich um Myrten und Rhododendron kümmern, während aller Augen nach der syrischen Küste blicken und das über Mehemed Ali's Tyrannei verhängte Strafgericht einziger Gegenstand der täglichen Unterhaltung ist? Die Zeit über harmlose Errungenschaft der Wissenschaft zu reden, ist vorläufig verschwunden. Die Gegenwart ist so schwer, daß Furcht, Hoffnung und Zweifel über die Zukunft abwechselnd alle Gemüther erfüllen. Jedermann in Europa sieht,

daß unter der Außenhülle des Streites noch etwas Anderes verborgen liege, als die Zerstörung der Herrschaft eines ungerechten Drängers über die Thäler des Libanon. Der Schützling der Pariser Presse, Proselyt und lebendige Frucht der von Frankreich ausströmenden neuen Gesellschaftslehre, muß Kraft und Gehalt im Kampfe gegen die unverwüstlichen Grundlagen der Ordnung und Gerechtigkeit erproben. Es ist der alte Streit, der seit fünfzig Jahren Europa bewegt; nur der Schauplatz hat gewechselt und statt des Meisters tritt auf der einen Seite vorläufig der würdige Zögling in die Schranken. Für Frankreich ist es ein großes Unglück, endlich zur offenen, und auch für die bethörteste Fassungskraft verständlichen Schaustellung seiner Doctrin und ihrer Wirkungen gezwungen zu sein. Wohin französische Patrocinanz, französische Civilisation und Volksherrschaft auswärtige Nationen führen, zeigt uns die Gestalt der von Mehemed Ali verwalteten Länder besser und unwiderleglicher, als die beredtesten Diatriben der Schul- und Staatsgelehrten.

Jahrelang haben die Apostel tyrannischen Uebermuths durch vereintes Wirken die Wahrheit verdeckt und in Europa die öffentliche Meinung über den wahren Stand ägyptischer Glückseligkeit irre geleitet. Außer Paris und Marseille hat Mehemed Ali besonders in Deutschland die standhaftesten Ritter und determinirtesten Verfechter seiner Sache gefunden. Sind diese Männer bona fide zu ihrer Meinung gekommen, so muß sie die Blitzesschnelle des in Syrien bewirkten Umschwunges der Dinge über ihren Irrthum belehren. Hätten sie aber, was natürlich Niemand glaubt und behauptet, absichtlich und persönlichen Gewinnes wegen der Falschheit Zeugniß gegeben, so würde sie jetzt ihr eigenes Gewissen richten.

Einem Caracalla gab man den Rath, das Volk für nichts zu achten und nur die Soldaten, als Stütze der Herrschaft, mit

Ehren und Belohnung zu überhäufen. Mehemed Ali ging noch um einen Schritt weiter und beschränkte die Theilnahme an Raub und Genuß bloß auf den engen Kreis seiner albanesischen Abenteurer. Der einheimische Krieger wurde mit derselben Barbarei behandelt, die den Fellah in Aegypten unter das Niveau der Lastthiere herabdrückt, die Syrer aber zur unstillbaren Wuth eines Kampfes auf Leben und Tod entflammt. Seit Jahren ließ man es am Sold gebrechen, versagte das Kleid für den Winter, und hielt seit Monaten sogar den nöthigen Lebensbedarf zurück. Das Heer ward auf Wasser und verschimmelten Zwieback gesetzt, den häufig selbst der Hund verschmähte. Wundert man sich noch, wenn die ausgehungerten Aegyptier auf dem Wege von Deir-el-Kamr zur Schlacht von Bethfeya (10. October) häufig unter der Last der eigenen Waffen niedersanken, und nach dem Uebertritt zu den Fahnen des Sultans Freudenthränen über das kräftige schöne Brod des neuen Herrn weinten? Dankbar, wie Augenzeugen versichern, es an Mund und Stirne drückend, gestanden sie voll Rührung, auf ein so großes Glück in ihrem Leben nicht mehr gerechnet zu haben. Und doch strotzten die Magazine in Laodicea und in den übrigen Küstenstädten Syriens und Palästina's mit verschwenderischer Fülle an Getreide, Reis, Oel, Butter und Nahrung aller Art, und hatte man zu gleicher Zeit, was notorisch ist, den Bauern in Palästina die gesammte Ernte des Jahres, und zuletzt auch noch den ganzen Viehstand — ohne alle Bezahlung — auf Befehl der Regierung weggenommen, und in den Vorrathshäusern zum Verkauf an die fremden Handelsleute zusammengeschleppt und aufgehäuft.

In der Politik weiß man freilich nichts von menschlicher Rührung, und die Thränen gemeiner Soldaten sind für die wenigsten Diplomaten ein Argument. Aber ich frage, wo ist denn Bürgschaft und Pfand für die Dauer einer Herrschaft, wenn

das Volk in Verzweiflung überall zur Empörung greift, den bewaffneten Banden es aber nicht nur an Willen und Enthusiasmus für die Sache des Gebieters, sondern sogar an physischer Kraft zu ihrem Schirm gebricht? Hier leuchtet ganz der unersättliche Gelddurst, die Verblendung, die Gefühllosigkeit und schlimme Natur eines durch französischen Advocatenliberalismus inspirirten Arnauten aus Macedonien hervor. So weit ist es gekommen, daß eine Provinz an Mehemed Ali abtreten so viel bedeutet, als das Ausrottungsdecret gegen den zahlreichsten und nützlichsten Theil der Bevölkerung unterschreiben. Denn hätte Vorsehung und Geduld der Menschen dem Manne Glück und Alter eines Ben-Taschsin beschieden, so ließ sich nach den Regeln der politischen Arithmetik beinahe das Jahr bestimmen, in welchem die gesammte ackerbautreibende Bevölkerung der usurpirten Länder unter der dreifachen Geisel des Hungers, der Arbeit und der Schläge erlöschen müßte. Das ist der Held der Pariser Volksbeglücker, das ist Semilasso's Antoninus, Musterfürst und Patron aller mit Nil-Pilaw gefütterten Schmeichler und Abenteurer des Occidents. Merkwürdig, wie sich alles, insbesondere die Schreiberwelt, vor dem Glücke beugt! So lange Mehemed Ali's fiscalische Ordonnanzen vorwärts gingen und Ströme von Gold und Thränen aus den bezwungenen Landschaften ununterbrochen nach Alexandrien rannen, hatte die deutsche Muse kein Ohr für das Wehklagen und den Hülferuf gepeinigter Völkerschaften. Einige Auserwählte priesen den Moloch und beugten das Knie, der große Haufe der Gelehrten schwieg, wenige fühlten Drang, den falschen Schimmer zu bekämpfen, den Mehemed Ali's Gold und „graziöser" Armdruck über die Provinzen legte. So geringen Reiz hat für die meisten Menschen die Wahrheit, wenn ihre Schneide gegen einen Gewaltigen und Glücklichen geht, und folglich mit ihrem Bekenntniß nichts zu verdienen ist.

Wir waren niemals Mehemed Ali's Kostgänger und haben so gut, oder vielleicht besser als andere, auf der weiten Strecke von Alexandrien bis Wadi-Halfa, und von Damiate bis an den cilicischen Taurus oft genug mit angesehen, wie man in seinen Dörfern rekrutirt, wie man Steuern erhebt, die Felder bewässert und — nach einem von den Hypokriten an der Seine erborgten Lieblingsausdruck — für die Prosperität der anvertrauten Länder sorgt. Auch haben wir nicht gewartet, bis der Stern des Mannes erbleichte und das Uebermaß politischer Sünden endlich die Donner Großbritanniens auf das schuldige Haupt nieder rief. Darum hat man auch das Recht schärfer zu reden als andere, und den einen ihre Schlaffheit und Gleichgültigkeit, den andern ihre Verblendung und ihren Verrath vorzuhalten, insbesondere aber jene Scribenten, die sich selbst als Herolde öffentlichen Heiles, als Guardiane politischer Gerechtigkeit und als Schirmvögte der beleidigten Menschenrechte constituiren, wegen sträflicher Hintansetzung ihrer Pflicht zu verklagen. Das öffentliche Aergerniß und die Saturnalien des verletzten Rechtsgefühles verlangen hervorleuchtende Genugthuung, damit spätere Geschlechter nicht glauben, in unserer Zeit habe man den Unterschied zwischen Wahrheit und Lüge, mit allgemeiner Zustimmung der Literatur, auch theoretisch abgeschafft und einem hinterlistigen Volksbedrücker die Krone fürstlicher Weisheit und Tugend auf das Haupt gesetzt. Statt in Compendien und auf Kathedern jungen Leuten von der Tyrannei eines Pisistratus vorzudeclamiren, wäre es vielleicht gerathener, unerfahrene Gemüther auf die unreinen Kunstgriffe gallischer Politik hinzulenken und an ihrem neuesten Product, dem Tyrannen Mehemed Ali, nachzuweisen, welches Spiel man mit den Worten Civilisation, Volksaufklärung, öffentliches Wohl, Fortschritt und Prosperität treibe, und wie man dem abstracten Begriff der Menschheit in öffent-

lichen Erlassen Weihrauch streue, während man das Individuum grausam unterdrückt und zum Vortheil seiner angeblichen Beschützer der letzten Habe beraubt. Des Satrapen Herablassung und huldvolles Lächeln gegen einige vor seiner Plünderung gesicherte Gentlemen aus Europa darf uns nicht mit den Ungeheuerlichkeiten seiner Wirthschaft versöhnen. Für Sicherstellung der Grundmaximen, ohne welche geordnete Staatenvereine unmöglich bestehen könnten, wäre es von Wichtigkeit, mit hinlänglicher Localkenntniß, ohne Parteisucht und politische Färbung, ein nur aus Thatsachen gezeichnetes Bild der ägyptischen Verwaltung und ihrer Folgen zu entwerfen, nicht wie sie in den amtlichen Papieren des Vicekönigs und seiner Parteigänger diesseits des Mittelmeeres figurirt, sondern wie sie unmittelbar die Fellah des Nilthales, dann die gutmüthigen Schwarzen in den libyschen Oasen und den angebauten Uferstrecken Aethiopiens, und seit den letzten acht Jahren das unter der vorigen Ordnung wohlgenährte, gut gekleidete, mit Hausrath und comfortabeln Wohnungen gesegnete stattliche Bauernvolk in Syrien berührte.

Man hat früher einige Fragmente in diesem Sinne mitgetheilt, weiß aber nicht, wie viel die schwache Stimme eines Einzelnen und Unbekannten gegen das Unisono geistreicher und hochadeliger Lobredner für Läuterung und Rectificirung verkehrter Begriffe damals zu erwirken vermochte. Heute können und werden die Officiere des Befreiungsheeres das beste Zeugniß ablegen, ob sie auf den weiland so reich und sorglich angebauten Halden des Libanon wirklich jenen Segen, jene Blüthe, Zufriedenheit und Liebe für ägyptisches Wesen gefunden haben, deren Dasein man uns im letzten Augenblick noch versicherte, als bereits die Zwingburgen ägyptischer Tyrannei zum allgemeinen Jubel unter englischem und österreichischem Geschosse zusammensanken, in Aegypten aber sich die Elemente selbst zur Rache gegen Mehemed Ali

erhoben hatten. Beinahe sollte man glauben, die ewige Vorsehung, so vielen Unrechts endlich müde und der sträflichen Geduld der Menschen überdrüssig, habe in ihrem Zorn den Wassern des Aethiopenlandes befohlen, sie sollen anschwellen und ihre Fluth nach Aegypten hinabwälzen, um die Kornhäuser des neuen Pharao, seine Rüsthütten und Ackerfelder — Magazine der Bestechung und Instrumente des Ehrgeizes und der Knechtschaft — in den Abgrund des Meeres hinabzuspülen. Das Zerstieben der für unbezwinglich und europäischen Heeren vollkommen ebenbürtig gepriesenen Streitmacht Ibrahims hat den politischen Vorhersehungen der französischen Presse und ihrer Adepten diesseits des Rheines schnell und unwiederbringlich ihr Recht angethan. Für Frankreichs Macht und Credit nach Außen waren Moskau und Waterloo vielleicht weniger verderblich, als seine unglückliche und übel berechnete Sympathie für den Zerstörer und Henker des Orients. Und wenn je, so ist jetzo der Zeitpunct gekommen, dem moralischen Uebergewicht, welches dem liebenswürdigen französischen Volke bei allen Nationen Freunde und Bundesgenossen schuf, und es zum Hoffnungsanker der Unzufriedenen aller Länder machte, einen tödtlichen Stoß zu versetzen. Heute ist seine Unmacht, dem verbündeten Europa gegenüber, nicht weniger erprobt als die Thorheit der Völker, nach so vielen Täuschungen dennoch von dieser Seite in ihren Bedrängnissen Rettung zu hoffen.

Vom Jahrhundert der Kreuzzüge bis auf die letzte Zeit war der Mann des französischen Volkes im Orient, besonders in Syrien, mit einem ehrfurchtsvollen, abergläubischen, ja magischen Schimmer bekleidet; man glaubte es im Occident allein mächtig, allein kriegerisch, allein politisch klug und hülfreich, ja sogar allein christlich. Heute ist dieses Vorurtheil erloschen. Viele bedauern, alle aber bekennen, daß französischer Schutz über die

Christengemeinden des Morgenlandes von nun an machtlos sei, weil man die große Frage der Zeit und die neue politische Constitution des Erdkreises ohne seine Theilnahme, ja im Widerspruch mit ihm, gelöst und geordnet habe. Die Aufkündigung des uralten französischen Protectorats über den Libanon, möchte man glauben, müßte die unausbleibliche Folge der letzten Begebenheiten sein.

Daß man übrigens bei den Wirren des Orients in Paris hauptsächlich seinen eigenen Vortheil im Auge habe, kann im Grund Niemand tadeln; man hat dieses mit allen Nationen und allen Zeiten gemein. Politischer Tact und wahre Staatsklugheit hat aber von jeher in der Kunst bestanden, specieller Zwecke ungeachtet, mit Geist und Idee des Jahrhunderts in Harmonie zu sein. Die Massen durch materielles Wohlsein und billigen Antheil an den irdischen Gütern zu beruhigen und zu lenken, ist das erste Erforderniß unserer Zeit. Das zweite ist die Aufstellung einer christlichen Obervormundschaft über den Islam, und die allmähliche Verwandlung und Verschmelzung des Türkenreiches auf friedlichem Wege mit dem civilisirten Staatencomplex des Occidents. Mit beiden hat sich die Politik des französischen Kabinets in feierlichen Widerspruch gesetzt, da es einerseits der gesetzlosesten, zerstörendsten und unverständigsten Länderverwaltung, die je bestanden, durch seinen Schirm und seine Billigung Halt und Dauer verschaffte, andrerseits aber seine Mitwirkung zu gemeinsamer Verfügung über die türkische Verlassenschaft versagte. Die Türkei der Murad, der Bajesid, der Mohammed und Suleiman ist in bester Form Todes verblichen.

Mahmud II. war der letzte Padischah der Osmanli, und die Schlacht von Nisib der letzte spontane Lebensact der fünfhundertjährigen Monarchie. Vom Tage an gerechnet, an dem Sultan Abd-ül-Medschid eine Supplik an die Christenheit sandte, und

um Rettung vor den Drohungen seines Dieners bat, hat er als unabhängiger Monarch abdicirt und sein Loos unbedingt in die Hand des Occidents gelegt. Sollte es nun den drei politischen Koryphäen aus dem Occident nich gelingen, die Todten aufzuwecken und durch ihre magischen Künste ein wandelndes Phantom mit Knochen, Nerv und Lebensfülle zu bekleiden, so müßte Stambul, nach den Gesetzen der Natur, in kurzer Frist zu einem zweiten Delhi herabsinken, wenn sich dem einseitigen Pensionirungsact nicht Mißgunst und Politik der Beschützer selbst widersetzen würde.

Die Fäulniß der Körper, man weiß es ja, einmal begonnen, geht viel rascher, als ihr Wachsthum. Im Mittelalter lagen die ritterlichen Heere gesammter Christenheit drei Jahre lang vor den Mauern Akke's, heute brauchte es nur ein Häuflein Abendländer und drei Stunden Zeit, um das furchtbarste Bollwerk des Islam mit seinen Feuerschlünden, seinen Magazinen und seinen Vertheidigern in die Luft zu sprengen. Der Schlag hat die ganze mohammedanische Welt erschüttert und die ehernen Thore des Morgenlandes aus den Angeln geworfen. Akke hatte Napoleon widerstanden und von dort an als Symbol und Palladium muselmännischen Uebergewichtes über die Christenheit gegolten. Im Serai des Großherrn mochte man über seinen Fall frohlocken, und Sultan Mahmuds Manen, wenn sie anders diese Begebenheit der Oberwelt noch berührt, müssen jetzt Trost und Ruhe finden, allein unter der stocktürkischen Bevölkerung der Hauptstadt war der Schrecken allgemein. Selbst in der nächsten Umgebung Abd-ül-Medschids erblaßte mancher altgläubige Patriot und geheime Gegner der Neuerung über die fürchterliche Hülfe der Christenheit. Als Beyrut und Sidon übergingen und die ägyptischen Besatzungen aus den Schluchten des Taurus entwichen, wußte man noch Trost. Den Europäern ließ man keine Ehre, alles hatte die türkische Miliz gethan, und namentlich seien — nach

der Meinung eines Angestellten im Arsenal — gerade diese „Inkelis“ ein ganz schlechtes Volk; sie sollten sich nur vor Akke sehen lassen, um zu erfahren, was Mehemed Ali und der unüberwindliche Ibrahim vermögen. Jetzt ist dumpfes Schweigen an die Stelle der Aufregung und stolzen Zuversicht getreten.

Sie begreifen wohl, daß hier vom großen Haufen die Rede ist, nicht von der geringen Zahl verständiger Osmanli, die sich über die Lage ihres Reiches keinen Täuschungen überlassen und die recht gut wissen, wer jetzt in der Welt zu befehlen hat. Eitelkeit und Hochmuth sind zu allen Zeiten und überall die letzte Leidenschaft, die der Mensch verläßt. Diese haftet aber um so tiefer im Sinn der Türken, da eine undurchdringliche Rinde von Finsterniß, Weltunkunde und Geistesnacht mit gleicher Dichtigkeit auf den höheren Classen der Bevölkerung wie auf den untern liegt. Mit aller pädagogischen Kunst und in wiederholten Disputationen war es — um nur Einen Fall anzudeuten — beinahe unmöglich, einem anatolischen Türken von Rang und administrativer Provincialroutine begreiflich zu machen, daß Genua nicht eine Landschaft der neuen Welt, sondern in Europa und so zu sagen in türkischer Nachbarschaft gelegen sei. Stupiden Blickes, durch frühzeitigen Genuß verwelkt, und von den Sprüchen seines Koran betäubt, fragte der Osmanli am Ende immer wieder, ob es denn außer der „Pforte der Glückseligkeit“ und dem Yeni dünja (Amerika) überhaupt in der Welt noch etwas von Bedeutung gebe? Der Morgenländer in seinem eigenen Dickschädel hat kein Organ für Weltkunde und, sei es Schuld der Natur, der Staatsverfassung oder des Himmelsstriches, die Quelle alles geistigen Lebens, jene unersättliche Wiß- und Neugierde der occidentalischen Völker, ist bei ihm niemals erwacht. Auch ist von Urquharts Thesis die eine Hälfte vollkommen wahr: es gibt in der Türkei kein Leben außer dem Municipium

und dem Familienherde. Dagegen ist aber auch für uns im Allgemeinen nichts ungenießbarer und langweiliger als die Gesellschaft dieser Leute. Entweder wird geschwiegen, oder man redet vom Gelde und von Zweideutigkeiten im niedrigsten Style, die von der Urbanität und von der feinen Sitte des Abendlandes, besonders unserer Jugend, wie wir alle wissen, so unendlich weit entfernt sind. „Was kümmert es uns, wie es da draußen geht; bakalum, Allah bilir,*)" sind die geistreichen Bemerkungen anatolischer Efendi's über die gegenwärtige Krisis der Monarchie.

Mit größerem Rechte als auf Frankreich könnte man Lamennais' Definition des Volkes auf die Türkei, besonders auf Anatolien, den eigentlichen Kern des Reiches, anwenden. Dort haust wahrhaft eine „Heerde Vieh", dem es indessen heute so wenig als in Tagen Bajesid Jyldyryms an roher, undisciplinirter, physischer Kraft gebricht. Nur der Geist, der mächtige, um die Elemente auszuscheiden, den gährenden Keim der Fruchtbarkeit einzulegen und das Zerstreute mit kräftiger Faust in die neue Bahn hineinzureißen, ist aus dem Osmanli-Staat entwichen. Das nennt man den Tod der Türkei. Es ist genau die Epoche der christlichen Komnenen und Paläologen von Byzanz und Trapezunt, aus deren schimpflich verkommenem Erbe die ersten Osmanlifürsten die Bestandtheile und die vorzüglichsten Instrumente, ja gewissermaßen Saft und Leben ihrer Herrschaft gezogen haben. So viel ist klar, die regierende Dynastie gibt heute ihr Spiel verloren und flüchtet sich vertrauensvoll in den Kreis der großen Mächte der Christenheit, wie einst in ihrer Verzweiflung die Paläologen bei den theologischen Congressen zu Constanz, Basel und Florenz im Geist ihrer Zeit Stärke und Rettung suchten. Wird die heutige Civilisation in

*) Wir wollen sehen, Gott weiß es.

ihren Bestrebungen glücklicher sein, und an den Osmanli willigere Schüler finden, als einst die katholische Kirche am verstockten Sinn der anatolischen Orthodoxen? Niemals vielleicht wurde menschlicher Weisheit ein gewichtvolleres Thema zur Lösung vorgelegt.

Hier ist nicht von Belgien oder Navarra, von Neapel oder Genf die Rede — Armseligkeiten für diplomatische Principisten; heute steht die Hälfte des alten Orbis Romanus auf dem Spiel, und für das Triumvirat am Steuer der Welt ist die Zeit erschienen, die Probe vollendeter Meisterschaft in Behandlung der menschlichen Dinge abzulegen. In Conjuncturen, wo beim Nichterscheinen des schöpferischen Nationalgenius in Einer Person das Heil von außen kommt, liegt Leben und Tod in der Hand der Menge. Wären die Zeiten eines Peter von Amiens, so würde sich das christliche Europa in wilder Fluth auf die vermeintlich wehrlose Beute werfen, und ein Uebel an die Stelle des andern setzen. Unsere Epoche verbietet ein solches Heilmittel, weil nicht mehr Gott und das heilige Grab, sondern Staatengleichgewicht, Brutto- und Nettoertrag und Handelsbilanz, Princip und Losungswort der Politik sind. Indessen ist es immer ein peinliches Gefühl, wenn man sich vorstellt, wie einst das französische Volk durch religiöses Feuer, durch Beredsamkeit und romanhaften Heldenmuth ganz Europa aus den Angeln riß und zum heiligen Kampfe in dasselbe Syrien schleuderte, wo es heute unter den Potentaten der Christenheit allein die Rolle eines unglücklichen Patrons des verabscheutesten aller islamitischen Tyrannen spielt.

Das Bombardement von Akke, die dichte Saat der Blitzströme, das Donnergeroll, und das grausenhafte Zusammensinken der mohammedanischen Zwingburg schildern Augenzeugen als eines der furchtbarsten Schauspiele, die seit Erfindung der Feuerwaffen die menschliche Einbildungskraft erschütterten. Es schien, als wenn selbst das empfindungslose Erz die Kunst seiner Meister

unterstützte und den Zorn der verbündeten Admirale verstände. Im Innern Anatoliens, im kolchischen Gebirge, und bei den stupiden Muſulmanen auf der Südküste des schwarzen Meeres wird man sich lange weigern, an dieses große Unglück, an Mehemed Ali's Verzweiflung und an den Ruin seiner Heere zu glauben. Dort hat man die Geisel seiner Herrschaft noch nicht empfunden, man kannte nur sein Gold, und sah in ihm den einzigen Mann, den Christen zu widerstehen und die alttürkische Reichspraxis, uncontrolirte Autorität der Obrigkeit und maßlose Bedrückung des Volkes, aufrecht zu erhalten, während Abd-ül-Medschid auf Anrathen der Ungläubigen und gegen alles Herkommen seinen Dienern fixen Sold bezahlt, den Raub untersagt, die Willkür durch Gesetze beschränkt, Menschlichkeit befiehlt, und durch den Drang der Zeit offenbar zur endlichen Gleichstellung der Islambekenner mit den christlichen Unterthanen, das ist der Herren mit ihren Knechten, genöthigt wird. Und in der That, da sich der Sultan mit seinen Türken weder gegen innere, noch gegen äußere Feinde eigenkräftig zu schirmen vermag, kann ihm auch das Recht, die christlichen Urbewohner des Reichs als Knechte zu behandeln, nicht weiter gestattet werden. Nicht nur theoretisch, wie in der Ordnung von Gül-Chane, auch in der Praxis muß dieser Anachronismus verschwinden, wenn man es mit Wiederbelebung eines östlichen Kaiserthums ernstlich meint und die Quelle des Aufruhrs und der fremden Intriguen verschütten will.

Das ist eine große Revolution, aber der unerläßlichste und zugleich der gefährlichste Schritt auf der neuen Bahn. Der Hof ist bereit das Aeußerste zu wagen, weil man sich der Herrschaft willen überall zu Allem versteht; das Volk aber wird sich zu einer solchen Verletzung natürlicher Ordnung, wie sie es nennen, auf friedlichem Wege niemals verstehen. Die Sache hat Eile, und es wäre eine grobe Selbsttäuschung, sich der Mei-

nung hinzugeben, mit organischen Edicten, mit constitutioneller Belehrung, Schreiberei und Ordonnanz sei unter diesen Leuten eher etwas zu erwirken, als bis Stock und Beil in der Hand genialer Männer, wie Moses und Peter, das Erdreich zur Aufnahme des guten Samens gelockert und geebnet hat. So sehr auch Niedermetzelungen in Masse gegen unsere Begriffe von Reform streiten und vom Menschenfreunde zu beklagen sind, so muß man doch bekennen, daß Sultan Mahmud in seiner Strenge gegen die Janitscharen nur der unerbittlichsten Nothwendigkeit gewichen ist. Das war der erste Vorbereitungsact; der zweite, eben so unerläßlich, aber in der Vollziehung weniger gehässig, ist die vollständige Vernichtung oder doch Demüthigung des usurpatorischen Statthalters von Aegypten. Geschieht das Werk, obgleich mit Hülfe Europa's, doch nur halb, so fehlt es in Europa offenbar an der nöthigen Kenntniß der Türkei, oder an gutem Willen, oder an Muth etwas Vollständiges und Entscheidendes zu thun. Es wäre übrigens nicht das erstemal, daß man vor seinem eigenen Werke in Schrecken geriethe. Unserm Dafürhalten nach wäre vor der Hand Sir Robert Stopford mit seinen Batterien à la Congrève und seinen Achtzigpfündern à la Paixhans der einzige Apostel, dessen Argumente man in der Türkei versteht. Die schnelle und fürchterliche Execution in Syrien hat die gute Sache um zwanzig Jahre befördert und eine Unzahl für alle menschliche Geduld unbesiegbarer Schwierigkeiten mit Einem Schlag vernichtet.

Mehemed Ali hatte unter den Osmanli allenthalben Autorität und Beglaubigung eines zweiten Propheten, ja eines Zauberers und Geisterbezwingers, gegen dessen Künste alle Macht der Christenheit nothwendig scheitern müsse. Als während der Unterhandlungen im verwichenen August zu Trapezunt die Kunde einlief, der Pascha weiche vor den vereinten Drohungen des Sultans

und seiner Verbündeten zurück, war Trauer und Unwillen auf allen Gesichtern; und trotz dem schärfsten Verbot über politische Dinge zu reden, hörte man auf allen Seiten lauten Tadel des zaghaften Mannes mit Verwünschungen Abd-ül-Medschids und seiner ungläubigen Beschützer. Wie aber das nächste Wochenschiff, im Gegensatze, mit der Nachricht kam, der Wesir verwerfe alle Anträge, gebe in keinem Puncte nach, und rüste sich zur Wehr gegen das von Europa her drohende Ungewitter, hätte man die strahlenden Gesichter und das stolze Auftreten dieser groben und insolenten Leute sehen sollen. Daß Mehemed Ali unterliegen könne, hielt man allgemein für unmöglich, es müßte denn das Weltende nahe gekommen und Allah selbst ein Giaur geworden sein. Schon nach der Schlacht von Koniah, meinten sie, konnte Ibrahim Konstantinopel besetzen und ganz Europa das Gesetz vorschreiben, wenn er damals nicht freiwillig auf die Rolle eines morgenländischen „Bunabarde" verzichtet hätte. Ein „Sultan Muskof", der nach Misr (Aegypten) gekommen, habe ja dieses Bekenntniß laut abgelegt und dem Eroberer Syriens versichert, daß alle Cabinette der Christenheit vor seiner Feldherrngröße und vor der furchtbaren Disciplin seiner arabischen Brigaden erbebten. Heute habe der Wesir zwei große Flotten, ein dreimal stärkeres Heer, Gold im Ueberfluß und die Herzen aller ächten Moslim für sich. Die Wahnsinnigen nahmen die Artigkeiten eines polirten Weltmannes für baare Münze und redeten unverhohlen von Wiederaufnahme des Kampfes gegen die Russen, vom triumphirenden Einlaufen der großen Armada des Islam in das schwarze Meer, von Abschaffung der Neuerungen und von Wiederbelebung der alten Reichsgesetze gegen die Ungläubigen in Ost und West. Es war höchste Zeit, dem Unwesen ein Ende zu machen und den Orient eindringlich zu belehren, worin die Kraft der Reiche und der wahre Ruhm der

Regenten bestehe. Votirt daher den Engländern den Dank des menschlichen Geschlechts, lobt die Staatsweisheit der Oestreicher und die kluge Mäßigung des Czaren, dem alten Usurpator aber gebt noch einmal, aber gebt sie tüchtig, eine volle Broadside, und macht dann mit der Türkei, was ihr wollt. Zerknickt man das alte Schilfrohr am Nilstrom nicht vollständig und unwiederbringlich, so wird die Reform, man kann es nicht oft genug wiederholen, im Reich der Türken niemals Wurzel fassen. Denn nicht eher als mit dem Zerbrechen der letzten Stütze des alten Systems wird sträfliche Hoffnung und stöckische Widersetzlichkeit in den türkischen Gemüthern erlöschen. Nur verschone man das Land mit der Geisel der modernen Staatstheorieen. Die Menge verlangt hier nichts als Brod, Sicherheit und einen kräftigen Gebieter. Mit der Freiheit wüßten sie heute so wenig was sie machen sollen, als die Kappadocier zur Zeit des Cäsar Tiberius.

Hiermit würde der erste Act im türkischen Drama schließen. Die eigentliche Schürzung des Knotens und das friedliche Feld europäischer Wirkung begänne aber erst im nächsten, wo es sich darum handelt, wie in der Türkei einigermaßen öffentliche Tugend und Sinn für Gerechtigkeit zu schaffen sei. Denn außer gewissen französischen Politikern bildet sich in Europa doch gewiß Niemand ein, daß eine wahre und kräftige Palingenesie ohne dieses Element zu erzielen sei. Mit Ausnahme Reschid Pascha's und Hafis Pascha's von Erzerum, finden sich im ganzen Reiche vielleicht nicht über zwölf Individuen, deren Wille und Geschick mit den Erfordernissen der Gegenwart im Einklang wären. Namentlich ist der endlich abgerufene Izzet Pascha in ganz Anatolien als Christenfeind und entschiedener Gegner der Neuerungen bekannt. Nur die Räthe Abd-ül-Medschid's schienen den Mann nicht zu kennen. Uebrigens drängt sich dem fremden Beobachter gewiß nicht ohne Bedauern die Bemerkung auf, daß im Puncte

bürgerlicher Tugend und Ehrenhaftigkeit die einheimischen Christen wo möglich noch hinter den Türken zurückstehen, und folglich die Idee, einem der bisher unterthänigen Stämme die uncontrolirte Herrschaft der Monarchie im Ganzen oder theilweise zu übergeben, unter allen Auskunftsmitteln das ungeeignetste und verfehlteste wäre. Ich will aber dieses Thema, um der verblendeten Beschränktheit vieler Abendländer kein Aergerniß zu geben, diesmal nicht weiter verfolgen, da ohnehin seit einer Reihe von Jahren die lebendige Probe des Satzes vor Augen liegt.

Gewiß ist nur soviel, daß noch an demselben Tage, an welchem die Großmächte jetzt ihre Hand und ihre Flotten vom türkischen Strande zurückzögen, das Kartenhaus der neuen Ordnung zusammenfällt, und die Früchte vieljähriger Sorgen und unsterblicher Heldenthaten spurlos verrinnen. Ibrahim ist noch nicht erdrückt und Abd-ül-Medschid ist ein schwankes Rohr, das man noch lange von allen vier Seiten in seinem Gange unterstützen muß. Die Unmöglichkeit, mit der Gesammtmacht des Reiches sich des ägyptischen Statthalters zu erwehren, der seinerseits durch ein in die entgegengesetzte Wagschale gelegtes Häuflein Europäer augenblicklich von der Höhe seines Ruhmes herabsank, schildert türkisches Wesen und sein Verhältniß zur Christenheit beredter als jede Schrift. Die Türkei ist erobert und die gefährlichste Frage der Zeit könnte in der Weisheit und im politischen Gerechtigkeitssinn der vier Mächte — ohne Gefahr für den allgemeinen Frieden — ihren Ausgang finden. Jedoch eingedenk der Gewalt, welche die drei größten Triebfedern menschlicher Handlungen, Ehrgierde, Furcht und Gewinnsucht, über die Gemüther der Mächtigen ausüben, wollen wir das Lob nicht unbedingt bewilligen, und es auch nicht weiter ausdehnen, als soweit man uneigennützig und kräftig, muthvoll und gerecht gewesen ist. Verharrt man aber auf dem Pfade

politischer Tugend so lange, bis sich der Strom europäischen Lebens in vollen Fluthen über die Türkei ergießt, bis ein streitfähiges Heer sich bildet und der Kern der neuen Ordnung so weit erstarkt, um ohne fremde Hülfe den langen Kampf im Innern zu erdrücken, dann wäre es an der Zeit, Weihrauch auf die Altäre der Erdengötter zu legen, denn sie hätten den gefährlichsten aller Feinde, die menschliche Natur selbst überwunden und gegen alle Vorausberechnung das erste staatsrechtliche Axiom des Alterthums factisch für einen Irrthum erklärt. Zugleich wäre dieses der sicherste Weg zur sittlichen Wiederherstellung der Welt, weil das Exempel der Gewaltigen, im Guten wie im Bösen, jederzeit als Norm und Maßstab für die Handlungen der Massen gilt. Wenn wir nur nicht wüßten, was nach den Thaten und Edicten eines Flamininus im alten Hellas geschehen ist!

II.

Ibrahim Paſcha's Rückzug aus Syrien.

Konſtantinopel, 13. December 1840.

Schonung und Milde, an Mehemed Ali und ſeiner Familie geübt, wäre ein großer politiſcher Fehler. Wir erlauben uns zwar nicht den polirten Jargon der Diplomaten zu interpretiren; meint man es aber mit dem Schaffen einer jungen Türkei ernſtlich, und ſollen wir Andere in den Ereigniſſen des Orients etwas Ernſthafteres erblicken als Komödie und Kinderſpiel, hinter welchem ſich Habſucht und Ländergier der Großen verſtecken, ſo muß man nicht aus Imbecillität und unzeitiger Großmuth à la Napier die einzige Vorbedingung zum Erringen des Zieles verſcherzen.

Es iſt nicht Rath, den man gibt, nicht Meinung, die man hat; es iſt Axiom: Grundlage und Piedeſtal des neuen politiſchen Baues in Konſtantinopel iſt der gänzliche und unwiderrufliche Ruin des Uſurpators in Aegypten. Jede noch ſo ſchlechte Inſtitution wäre in ihrer Wirkung dem Aufrechthalten des Mannes vorzuziehen. Denn am Tage, wo die ſiegreichen Monarchen den albaneſiſchen Tyrannen durch Verleihung erblicher Herrſchaft über Aegypten und Aethiopien als ihres Gleichen anerkennen, ſchneiden ſie der jugendlichen Pflanze am Bosporus auf immer die Lebenswurzel ab. Der gedemüthigte Hof des Sultans würde aus Verzweiflung freilich auch dann noch auf eure Civiliſations-Homilieen merken, aber das Volk, aber die Derwiſche mit dem großen Haufen, aber die Uelema mit der halb erſtickten Brut

der Janitscharen und der ganzen Sippschaft des vergifteten Pertew-Pascha würden, vielleicht nicht mit Unrecht, über die Musterreiter der Ungläubigen und über den Halb-Giaur Abd-ül-Medschid, ihren Discipel, lachen. „Nicht von euch", wird man sich dann rühmen, „erwartet der Islam sein Heil, unsre Hoffnung ruht auf Mem-Ali*), auf Ibrahim und der neuen rechtgläubigen Dynastie von Misr." Im Orient hofft der Mensch wenig, aber er hofft lange, und nirgend ist Zeit und Rede im Kampfe gegen Apathie und träges Widerstreben der Menge machtloser als unter dem Himmelsstrich der Türken-Race. „Seht nur," hieß es vorige Woche beim Lautwerden der Pseudo-Convention Napiers in den patriotischen Regionen von Stambul, „seht nur, alle K'ral der Ungläubigen zusammen genommen vermögen im Grunde doch nichts gegen unsern Mem-Ali; aus Furcht vor den 500 Feuerschlünden und den unbezwinglichen Positionen von Eskenderun sind sie zurückgewichen, und aus Respect für den Islam begleiten sie Ibrahims Heer mit militärischen Ehren von Berr esch-Scham (Land Syrien) an den Nil-Mubarek zurück**); Mem-Ali ist unabhängig, gewaltig, und die Zeit wird das Uebrige thun, bakalum!" Denn, argumentiren die türkischen Philosophen von At-Meïdan und Kum-Kampusi weiter, wären die ungläubigen Inkilis und Nemtsche-Betschlü***) wirklich die Stärkern, hätten sie gewiß auch Misr genommen und des Misr-Sultans goldenen Herrschersitz und volle Truhen unter sich getheilt.

Stille halten mitten im Siegeslauf und in der Rache gegen den überwundenen Feind nicht auf die äußerste Linie hinaus-

*) Türkischer Zärtlichkeits-Terminus.

**) Nil-Mubarek = der gesegnete Nil.

***) Nemtsche sind die Deutschen und Betschlü die Oesterreicher, eigentlich die Wiener. Betsch, der slavische, magyarische und türkische Name für Wien.

rücken, sind Dinge, die in diesem Lande Niemand begreift. Mäßigung und Mitleiden in solchen Fällen gilt hier für Albernheit und Schwäche. Ausnahmsweise wären allerdings unter diesen Umständen, bloß der guten Sache willen, den Verbündeten einige Züge der vindicativen Natur des Orients zu wünschen. Günstigere Gelegenheit die schwunghafte Phantasie des Islam zu dämpfen, wird in tausend Jahren nicht wieder kommen. Gerechtigkeit gegen Unterdrückung und Ordnung gegen Anarchie zu schaffen, sind ja die schönsten Prärogativen der Herrschaft und um so leichter zu üben, sobald ihnen auch noch der materielle Gewinn als Corollar zur Seite geht. Napiers Präsumtion und diplomatische Tactlosigkeit begreift kein richtiger Beurtheiler der orientalischen Dinge. Hätte der Usurpator Kraft, Glück und Genie auf seiner Seite, oder durch Schaffung eines tüchtigen Heeres und einer — wenn auch strengen — doch gediegenen und menschlichen Verwaltung der widerrechtlich besetzten Provinzen seine Titel zur Herrschaft erprobt, so wäre großmüthige Schonung nach dem Siege, wegen des blinden Vorurtheils der Menschen für geniale und kräftige Naturen, noch begreiflich. Aber die Nichtigkeit des Mannes sowohl als seiner Maximen liegt heute beim Verstummen seiner Schmarotzer und Taglöhner vor ganz Europa zur Schau, und die Einfältigkeit, mit einem Generalstab ohne Talent, mit Artillerie ohne Unterricht, mit einem Heer ohne Disciplin, und mit Soldaten ohne Kleid, ohne Sold, ohne Brod, bei allgemeiner Verzweiflung der Länder, der geregelten Streitmacht des Occidents zu widerstehen, verdient ihrer maßlosen Unverschämtheit wegen eine Zurechtweisung strengster Art. Eigentlich verdienten dieser Mann und sein ältester Sohn mit den vornehmsten Instrumenten der Tyrannei, — als Leute, die wiederholt den Landfrieden brachen und taub gegen alle Mahnung und Warnung hartnäckig in ihrer Rebellion verharrten, und Sr. kaiserlichen Majestät ehrsames

Volk am Nil, in Arabien und Syrien seit Jahren auf mancherlei Weise drangsalirten, schädigten, tödteten und zuletzt noch sämmtlichen Geldes und aller fahrenden Habe beraubten, — nach den Vorschriften summarischer Justiz behandelt zu werden. Da aber auf so viele Energie kaum zu rechnen, so wäre Deportation des alten Wütherichs mit seiner Familie und dann die Bestrafung der verrufensten Volkspeiniger auf dem Wege Rechtens alles, was man bei der Philanthropie unsrer Zeit der hohen Pforte empfehlen könnte. Etwas muß geschehen zur Sühne des öffentlichen Aergernisses und zur Beschämung autokratischer Niaiserie. Energie mit Gerechtigkeit findet im Orient selbst bei ihren Schlachtopfern Anerkennung. Verbrechen solcher Art nicht nur ungestraft lassen, sondern herwärts noch mit der Fürstenwürde belohnen, wie Napier wollte, wäre ein großes Unglück, eine unheilbare Wunde für alle gesetzliche Autorität. Soll man sich noch wundern, wenn endlich alle Geltung der Obrigkeit erlischt und ein Padischah nach dem andern schimpflich vom Throne steigt? Es ist höchste Zeit ein großes Exempel zu statuiren und in der That zu beweisen, daß für Leute, wie Mehemed Ali und sein Sohn, noch kein Platz am Tische der Könige sei, und daß Männer, denen Gott Talent verliehen, übel thun würden, wollten sie es nach Art landstreichender Parasiten im Dienst und Lohn eines ekelhaften Charlatans verpfänden. Die hohe Pforte, obwohl ohne Macht, hat unter den Umständen doch das Gefühl ihrer eigenen Würde bewahrt und feierlich Protest eingelegt gegen die Anmaßung eines untergeordneten Befehlhabers, ohne Vollmacht und bloß nach Eingebung der Laune über die wichtigsten Interessen der Monarchie zu verfügen. Eben so verlautet, daß Sir Robert Stopford seinem Delegaten vor Alexandria das ungeeignete Verfahren mit Strenge verwiesen, die Convention für ungültig erklärt und selbst in der ungünstigsten Jahreszeit die Execution des Tyrannen

zu betreiben verordnet habe. Zwar wird das Portafoglio di Malta nicht müde von einer „valida resistenza" und von unbezwinglichen Vertheidigungsanstalten in Alexandria und von der wohlthätigen Herrschaft Mehemed Ali's zu reden, während man doch weiß, daß, nachdem Napiers Dampfboot mit Parlamentärflagge in den Hafen eingelaufen, die arabischen Kanoniere in mehreren Batterien die Stücke vernagelten, und daß beim Erscheinen der verbündeten Flotte die unbezahlte Garnison vielleicht ohne die erste Lage abzuwarten, die Waffen gestreckt hätte und auseinander gestoben wäre. Ueberhaupt kam während des kurzen syrischen Feldzugs bei den ägyptischen Heerführern und ihrem militärischen Treiben eine so dichte Masse Ignoranz, Unfähigkeit und Verkennen der einfachsten Regeln ihrer Kunst zu Tage, daß man sich billig verwundern muß, wie die ägyptisirenden Hochzeitlader noch immer von einer organizzazione intellettuale di primo ordine, oder gar von Europa's Schrecken vor den Soldaten Mehemed Ali's reden mögen.

Die zuverlässigen Nachrichten vom Kriegsschauplatze reichen hier bis incl. 28. November. Drei Tage vorher war Ibrahim, über dessen offensives Vorrücken in Anatolien noch die neuesten Pariser Blätter, in unbekehrbarem Böotismus, als Möglichkeit discutiren, mit den armseligen Trümmern seines Heeres in Damaskus eingetroffen, und wollte von da in drei Colonnen am 1. December den Rückzug nach Gaza beginnen. Man kennt genau die Tage, an welchen die feindlichen Garnisonen Urfa jenseits des Frat, wann sie das Lager von Maraſch, die Stellung von Albistan, die Blockhäuser im Taurus, die Städte Adana und Tarsus, Skanderun, Aintab, Antiochia, Tortosa, Tripolis, endlich das große Haleb, die Orte Mara, Hama und zuletzt noch das nahe Hems verließen, um ihre decimirten Reste mit der Hauptcolonne in Balbek zu verschmelzen. Von Balbek führt der Weg über die Thalengen, Schluchten und Steilseiten des Antilibanon, am

schönen Marktflecken Zebdani vorüber, in fünfzehn Stunden nach Damaskus. Unter beständigen Gefechten, verfolgt und umschwärmt von allen Seiten durch die aufgestandene Bevölkerung, kam das fliehende Heer endlich auf die Ebene herab, und schlug bei der Vorstadt Salahieh am Saume der Waldoase das Lager auf. Mit Inbegriff der früher im Lager vor Balbek vereinten Heerhaufen Ibrahims, Osmans und Suleiman-Pascha's und dann sämmtlicher obengenannten Besatzungen von Norden her, rechnete der Oberfeldherr am Tage, wo die Befehle zum Rückzug abliefen, mit Ausschluß der 7000 zuchtlosen Arnauten und Beduinen, im Ganzen noch 34,000 Mann disciplinirter Soldaten. Zur Oase von Damaskus aber gelangten nicht mehr als 18,000 reguläre Aegyptier, die übrigen hatte Desertion, Ungemach, feindliche Neckerei, Hunger, Frost, Noth und Elend aller Art verzehrt. Ohne regelmäßiges Gefecht sind in wenig Tagen durch die Thorheit des Führers und die stupiden Maximen ägyptischer Administration nicht weniger als 16,000 Mann erlegen. Kein Soldat Ibrahims hat ein Hemd, noch weniger Kapot und andern Bedarf. Eine eng anschließende Jacke von dünnem Baumwollenzeug, mit detto Pantalon und Leibbinde, ist die ganze Ausstattung zum Kampf auf den Winterhöhen des Libanon, oder zum Lagerstand ohne Zelt, wenn das grauliche Schneegewölke traurig von Hems und der Wüste her durch das Thor von Cölesyrien zieht und der eisige Octoberwind über die schönen Nußbäume der Hochebene von Heliopolis saust.

Aber wo sind denn die Millionen alle hingekommen, die man dem syrischen Volke ausgepreßt? Im Lager von Salahieh, sagt ein Schreiben aus Damaskus, ist je der zweite Mann krank, und außer den räuberischen Beduinen und Albanesen, Pferd und Mensch greulich abgemagert. Was hat etwa Ibrahim gedacht, während seine Soldaten mit ihren verbrannten libyschen Gesichtern über die Halde des Antilibanon zum Einigungspunct der

drei romantischen Engthäler und ihrer krystallhellen Bächlein herabstiegen, und er selbst am großen Nußbaum — vor der ägyptischen Eroberung die friedliche Rast des Wanderers — vorüberritt? Mitten im Schiffbruch seines Glückes bemerkte er das Rauschen der Wasser um die Mittagsstille nicht, sah nicht die lange Zeile schlanker Silberpappeln, rechts am Wege die Maulbeerbäume, das heimatliche Brombeergesträuch und die traubenvollen Ranken, womit die milde Natur das liebliche Thal geschmückt. Zornigen Blickes mußte er vorwärts eilen, um die Steinbrücke bei Dummar und das Felsenthor zu gewinnen, welches aus dem geschlossenen Berg-Labyrinth zur damascenischen Oase führt. Von Balbek war man ohne allen Lebensbedarf aufgebrochen und im insurgirten Lande war nichts zu finden. Auch verschmachteten während der Ruhezeit in Damaskus täglich achtzig bis hundert der beklagenswerthen Schlachtopfer des eben so unfähigen als barbarischen Führers. Und als wäre dieses noch nicht hinreichend, sucht dieser rohe Arnaut durch brutale Behandlung erschöpfter Krieger und unbedingtes Niedermetzeln aller in seinen Bereich fallenden Landbewohner, ohne Unterschied des Alters, des Geschlechts, der Schuld oder Unschuld, die Schmach seiner Niederlage zu rächen.

Bei der Unmöglichkeit auf der kürzern Straße über den Hermon, die Jordans-Quellen und das Wasser Merom vorbei, die Ebene Esdrälon zu erreichen, wählt man den Umweg über das Hauran bis zur großen Wüste, wendet sich dann rechts durch das biblische Königreich Basan, um an der Südspitze des See's Geneşareth und durch den alten Grenzpaß Scythopolis in Judäa einzubrechen. Dieß ist genau die Heerstraße der syrischen Feldherren Lysias und Nikanor während der Machabäischen Insurrection. Jetzt ist aber Winter, dem fliehenden Heere gebricht es an Allem, und die Insurgenten, wenn auch schwach, weil ohne Disciplin und Führer,

gönnen keine Rast. Die erste Colonne will man aus den Waffenlosen, aus transportabeln Kranken, aus der gesammten turba imbellis und den noch übrigen Effecten des Heeres zusammenstellen, — hingeworfenes Futter für feindliche Mord- und Beutesucht, um den übrigen die Bahn des Heiles zu ebnen. Aber Akke ist gefallen, aber Jaffa ist in Feindes Hand, der Weg am Strande gesperrt, und wie nun mit solchen Streitern durch das samaritanische Bergrevier auf das Feld von Askalon gelangen? Zieht nur fort, ihr Räuber, zertretet aber die Anemone auf Saron nicht; der Lohn für eure Greuelthaten im Gebirge ist nahe! Offenbar bereitet sich eine jener Scenen, die in den Annalen menschlichen Elends Epoche machen. Nur fehlt es der Tragödie von Basan an der moralischen Größe eines untergehenden Helden.

Nachschrift am 16. Dec. Vorgestern erhielt die Pforte durch einen Tatar, der in dreizehn Tagen über Land von Damaskus kam, die officielle Nachricht von der Räumung des Platzes durch Ibrahim. Die verlassene Lagerstelle bei Salahieh glich einem Schlachtfelde. Todte, Sterbende, halbverscharrte Leichen verriethen nur zu deutlich das Elend, dem das fliehende Heer erliegt. Der Abzug selbst geschah unter den düstersten Vorbedeutungen. Der Sturm vom 2. December war im Anzug, ein kalter Nord rauschte durch den Obstbaumwald, und es fiel Schnee, während die Colonne, angeschwollen durch endlosen Troß der mit ihr abziehenden Civilverwaltung und beladen mit dem Fluche des ausgeraubten Landes, schweigend und voll der traurigsten Ahnungen südwärts bog. Noch laufen nur dunkle Gerüchte in Pera herum; es scheint aber bereits Kunde von gänzlicher Auflösung des ägyptischen Heerhaufens, und zwar unter den grausenvollsten Umständen, hier zu sein. Wie viel an der Sache ist, Grund oder Ungrund, wird man bis zur nächsten Post erfahren.

III.

Die Dinge in Syrien und Aegypten.

Konstantinopel, 30. December 1840.

Man muß sich schon zufrieden geben. Abd-ül-Medschid hatte nicht den Muth, dem unmaßgeblichen Rathe der Londoner Conferenz und dem Concluſum seiner eigenen Miniſter entgegen, zum syriſchen Drama den rechten Epilog zu schreiben. Nach langem Beſinnen entſchloß er ſich, die demüthige Unterwerfung des uſurpatoriſchen Statthalters anzunehmen, und der alte Mehemed, obgleich von den Türken excommunicirt und von den Chriſten aufs Haupt geſchlagen, darf ſein grobkörniges Regiment über Aegypten noch ferner behalten. Officiell ſind ihm zwar vor der Hand alle Souveränetätsgelüſte ausgetrieben, und er muß — was Sie natürlich ſchon lange wiſſen — wenigſtens dem Namen nach wieder in die Stellung eines Megas-Domeſticus des byzantiniſchen Monarchen zurück. Von Haus und Hof wird er aber nicht vertrieben, und als Landsmann der Hydrioten und Athenäer weiß er gewiß auch Theokrits Spruch zu deuten: „Daſein gewonnen, Alles gewonnen, ohne Hoffnung ſind nur die Todten" —

ἐλπίδες ἐν ζωοῖσιν, ἀνέλπιστοι δὲ θανόντες.

Zeit und Lage ändern ſich oft ſchnell, und wer weiß, ob es franzöſiſcher Thätigkeit nicht glückt, langſam und ſtückweiſe wieder zu bringen, was der kurze, aber fürchterliche Moment von Akke,

wie man glaubte, auf immer entriß? Man sieht wohl, jene ernsten und strengen Charaktere mit dem raschen Blick und der seltenen Kunst, von einem großen Ereigniß schnell die größtmögliche Summe von Corollarien zu ziehen, wollten diesmal in Europa nicht hervortreten. Cäsar und Napoleon, sagen die Leute, hätten dies besser verstanden. Aber Hr. Jochmus, wie es scheint, ist so wenig Cäsar, als Zacharias-Pascha Napoleon. In Europa gibt es jetzt eine Menge Leute, die zwar keine Macht, aber dafür eine gute Kunde des Orients, und so zu sagen, den Instinct morgenländischer Politik besitzen. Von dieser Seite ist die Kritik des Tractats vorauszusehen, und ohne Prophet zu sein, wollte ich manches Argument voraus errathen, welches gegen den Spruch des europäischen Triumvirats (Abd-ül-Medschid und Hr. v. Königsmark sind nur höflichkeitshalber zu Tisch geladen) in Broschüren und Zeitungsartikeln figuriren wird. Von hier ist nichts zu besorgen; denn in Konstantinopel scheut man sich vor dem Wortschwall und der „Diarrhöa λόγων" abendländischer Staatsgelehrten noch weit mehr, als vor Mehemed Ali's Finanzsystem oder dem Fasten-Mandate Ibrahims. Politische Discussionen finden im byzantinischen Publicum wenig, oder eigentlich gar keinen Anklang. Von Muslmanen ist ohnehin keine Rede, aber auch im Kreise eingeborner Griechen, Armenier und Levantiner gäbe es keine Kunst, ein Gespräch über die Ereignisse in Syrien, über die Einnahme Akke's, über die Insurrection des Gebirges, über den Frieden mit Mehemed Ali, nur fünfzehn Minuten schwebend zu erhalten. In Stambul und durch ganz Anatolien sieht Sie der Eingeborne mit großen Augen an, wenn Sie ihm vom Libanon oder von Hellas erzählen. Kein Mensch kennt hier diese beiden Wörter: „Turschu-Dagh" (Sauerkrautberg) heißt der eine, und „Ak-Degnis" (Weißmeer) das andere. König Otho ist K'ral von Ak-Degnis, und Beschir-

Schehab war Sauerkraut-Fürst, Turschu-Dagh Emiri*). Wie unpoetisch! wie unclassisch! rufen vielleicht Ihre Leser. Fragen Sie mich aber, was hier, bei so wenig Sinn für Politik, mit der überflüssigen Zeit geschehe, gebe ich keine Antwort, damit es nicht heiße, man sei bloß nach Stambul gekommen, um die Leute zu kritisiren, was ich, wie Sie gern zugestehen, von jeher mit großer Sorgfalt vermied. Freilich war im Orient früherhin auch die Censur etwas strenge, und in Kairo ist es heute noch unvergessen, wie Habib-Efendi, der Gouverneur, fünfzehn Eingebornen, während der Belagerung Akke's durch Ibrahim, auf der Citadelle den Kopf abgeschnitten, „weil sie ein Wort zu viel gesprochen hatten." Bei Abd-ül-Medschid geht es schon weit milder her, und man redet in der Hauptstadt ungescheut was man will und weiß. Sogar der Turkmane Osman Chasnedar-Oglu, Seraskier im entlegenen Trapezunt, ließ verwichenen Sommer durch Districtsvorstände nur fünfhundert auf die Fußsohle bei zu lautem Tadel der großherrlichen Politik verkünden.

Uebrigens hat die hohe Pforte durch Rehabilitirung des excommunicirten Mehemed Ali thatsächlich das Maß ihrer Selbstverleugnung und ihres Gehorsams gegen die Wünsche der Verbündeten geoffenbart. „Wie soll ich es denn machen," sagt Abd-ül-Medschid, „um auch so zu sein, wir ihr seid? wo ist eure Medicin? wo eure Amulete und Zaubersprüche? Gebt mir auch davon, ich nehme Alles, damit ich auch stark und fürchterlich werde, wie Lord Palmerston und Erzherzog Friedrichs Congrève'sche Batterieen!" Zugleich hat man bemerkt, daß nach den glanzvollen Begebenheiten in Syrien die Muselmanen dahier viel häufiger als gewöhnlich in die Gotteshäuser der Firingis traten und den ihnen sonst so greuelvollen Gottesdienst der Ungläubigen an-

*) Kukumern, wilder Pfeffer und andere Hülsenfrüchte, in Essig eingemacht, nennt der Türke ebenfalls „Turschu".

sahen; vermuthlich wollten sie etwas von der geheimnißvollen Macht erlauschen, mit der man starke Festungen in drei Stunden nimmt und arabische Bauernjungen mit Weibern, Kindern und Lastthieren bataillonsweise in die Luft sprengt. Daß man solche Dinge durch langes Studium, durch strenge Disciplin und beständiges Ueben erlerne, glaubt der Türke nicht. Seiner Vorstellung nach hätten wir unmittelbar von Allahs Hand das Recept bekommen, mit dem man solche Mirakel wirkt. Und weil ihnen die christlichen Rathgeber immerfort in den Ohren liegen, sie möchten sich auch nach Batterieen und Artilleristen umsehen, haben sie denn neulich in Topchane Kanonen gegossen, haben aber die Probe, statt auf dem Kugelfang wie in Firingistan, unmittelbar am Eingang des Hafens angestellt, und einem katholischen Geistlichen aus Santorin, mit dem ich Abends vorher zu Tische saß, bei seinem Auslaufen aus dem goldenen Horn die Schenkel abgeschossen. Ebenso traf verwichenen September, beim stürmenden Angriff auf Saïda, das türkische Geschoß, statt der feindlichen Werke, häufig die Landungsbarken der eigenen Leute, und namentlich ist ein Boot mit fünfzig Rothröcken unter den Augen des brittischen Commodore's gesunken, was man aber aus christlicher Milde und nachbarlicher Schonung in den amtlichen Berichten weggelassen. Um den Fehlgriff Ibrahims zu vermeiden, der vorzüglich deßwegen die Armee verlor, weil der Soldat im Winter kein warmes Kleid und das ganze Jahr kein Brod hatte, wird von der türkischen Regierung, wenigstens in der Hauptstadt, für Bedeckung und Nahrung des gemeinen Mannes musterhaft gesorgt. Das rothe Fes ausgenommen, ist die Uniformirung ganz europäisch und der schwere Wintercapot an Kragen und Rand sogar mit Pelzwerk ausgeschlagen. Und daß der Soldat nicht Mangel leide, sieht man am besten bei der Reiterkaserne in Skutari, wo sich zur Essenszeit, außer dem Rudel Gassen-

hunde, noch eine Menge alter Leute sammelt, um mit dem, was Abd-ül-Medschids Kriegen übrig lassen, den Hunger zu stillen. Wie weit die Eifersucht gehe, in diesem Puncte besser als Mehemed Ali zu sein, hat sich vorzüglich bei der letzten Osterparade (Ende November) gezeigt. Unter einem prachtvoll gerüsteten Infanterieregiment, das in großer Parade durch Pera rückte, sah man einen Capitän, den gezogenen Degen in der einen Hand und einen tüchtigen Keil Brod in der andern, in Reih und Glied vorüberstolziren. Unverzeihlich wäre es, hätte man unter diesen Umständen nicht Talent genug, die trefflichen Dispositionen des jungen Großherrn und seines ersten Ministers zum eignen Heil der Türken zu lenken.

Die Komödie des neuesten Unterwerfungsactes ist Ihnen sammt dem Briefwechsel mit Sir Robert Stopford auf dem Seewege vermuthlich schon früher zugekommen. Gott allein kennt die geheime Tendenz der Verbündeten, allein der ehrwürdige Areopag, ich behaupte es hartnäckig, läßt sich dupiren, und in kurzer Zeit wird das Spiel wieder da capo beginnen. Nur wird man später den Feind besser gerüstet und vielleicht in guter Gesellschaft finden; „omnium opinione celerius cum exercitu adfuit", wäre die einzige vernünftige und vollständige Lösung der orientalischen Frage gewesen. Eine Viertelstunde länger entschieden, unerbittlich, ja hart zu sein, um lange Generationen von Milde und Segen zu bereiten, sollten sich kluge Männer in so großen Conjuncturen nicht besinnen. „Tout est fini, faits accomplis" hätte der Telegraph durch Europa gerufen, bevor man in Frankreich nur zur Besinnung, geschweige denn zu kräftiger That gekommen wäre. Sollte aber Mehemed Pascha um jeden Preis für die „Prosperität" irgend eines Landes sorgen, warum versetzt man ihn nicht z. B. nach Kolchis, nach Bosnien, in die Herzegowina? Da gäbe es störrige Geister zu bändigen,

und zugleich wären auch immer Leute in der Nähe, um dem alten Latro auf die Finger zu sehen. Um das Maß politischer Irrthümer voll zu machen, fehlt nur noch etwa der Rath, auch Ibrahims Unterwerfung durch Anbot der Generalstatthalterschaft über Syrien und Arabien zu erkaufen. Der Mann wärmt und erholt sich in Damaskus, nimmt von der reichen Bürgerschaft acht Millionen Piaster (zwei Millionen Franken) Contribution, und zahlt, übt und erquickt, was ihm noch an Pferden und Soldaten blieb, mit den Hülfsquellen der feindlichgesinnten Stadt, betrinkt sich täglich in warmem Palmen-Rak, und füsilirt die Insurgenten.

In einem Kriegsrath, den man nach Aufhebung der Seeblokade und dem Rückzuge der verbündeten Flotte nach Marmarizza hielt, machte er sogar den Vorschlag, durch eine letzte und verzweifelte Anstrengung den feindlichen Cordon zu sprengen, einen festen Punct an der Küste zu nehmen, und so die Communication mit Aegypten, wohin man nach dem Aufstand von Jerusalem und Samaria zu Lande unmöglich durchdringen könne, auf dem Seewege wieder zu öffnen. Und nur auf einstimmige Erklärung der Generale, daß unter den Umständen der Versuch nur mit Aufopferung alles noch vorräthigen Materiales und so zu sagen des ganzen Heeres gelingen könnte, und daß ihnen bis an die Küste höchstens ein Häuflein von 800 gesunden, erprobten und abgehärteten Soldaten zu folgen vermöchte, gab er die offensiven Projecte wieder auf, und beschloß den Ausgang ruhig und auf Kosten der Damascener abzuwarten. So wenigstens lautet eine letzte Meldung aus dem türkischen Hauptquartier. Zugleich sind gestern die Pfortencommissäre abgereist, um Mehemed Ali neuerdings als Pascha von Aegypten einzusetzen und endlich einmal die großherrliche Flotte wieder heimzubringen.

Allen Protokollen, Eiden, Cautelen und Stipulationen zum Trotz betrachte ich von heute an den Arnauten Mehemed Ali als wirklichen Herrn am Nilſtrom und Aegypten vom türkiſchen Reichsverband factiſch nicht weniger abgelöſt, als Moldau, Walachei, Serbien und Griechenland. Auch wird das Beiſpiel nicht verloren ſein, und muß allen künftigen Uſurpatoren und rebelliſchen Paſchas der Türkei als Norm dienen, wie viel ein Unterthan ohne Gefährde gegen ſeinen Gebieter wagen dürfe. Bald wird man hereditäre Inveſtituren in Bagdad, Arabien und Kurdiſtan, wo nicht gar in Bosna und Bulgarien zu ſchlichten und zu ordnen haben. Gute Arbeit für den „Stern von Moskau und St. Petersburg", den Ihre Correſpondenten, wie den erlöſchenden Aldebaran, neulich am politiſchen Horizont untergehen ließen!

IV.

Mehemed Ali's Unterwerfung.

Konstantinopel, 7. Februar 1841.

Gehen die Anträge Reschid Pascha's im Divan durch und werden sie nachher auch wirklich in Vollzug gesetzt, so sinkt der alte Mann in Alexandria zu einer Caricatur herab, an der man unmöglich die Merkzeichen dynastischer Zukunft und fürstlicher Autorität entdecken kann. In seinen alten Tagen stieg dieser wohlbeleibte Phaëthon noch auf das Viergespann des Sonnengottes von Heliopolis, um als lebenbringendes Gestirn über dem Orient zu leuchten. Die Höflinge versicherten ihm: er sei jung, nerwicht, schlank, sein Haupt sende Strahlen aus, wie Alexanders des Zweigehörnten, und er werde mit Riesenkraft die wiehernden Rosse durch den weiten Bogen vom Aufgang bis zum Niedergange lenken. Aber wie einst den Sohn der Klymene, schreckten auch ihn greuliche Thiergestalten am Firmament: Leoparden mit feuerströmenden Rachen und Riesenadler mit Doppelköpfen und ehernen Klauen, aus denen Blitze fuhren. Die Zügel sanken vor Entsetzen aus der Hand, und den muslmanischen Wagenlenker schleuderte es in den Abgrund nieder, bevor er noch den Erdkreis in Flammen setzen und die Burg der Olympier selbst mit Feuer schädigen konnte. Hätte Mehemed Ali Pascha wirklich den großen Sinn, den ihm seine europäischen Ritter leihen, so zöge er nach einem solchen Schiffbruch das Exil

auf einer einsamen Insel dem bettelhaften Leben eines muſulmaniſchen Steuerſammlers in Aegypten vor —

hic situs est Phaëthon, currus auriga Canopi,
quem si non tenuit, magnis tamen excidit ausis,

hätten ihm ſeine Verehrer zu ewiger Erinnerung auf den Grabſtein geſchrieben, und durch dieſe Mahnung an den Unbeſtand menſchlicher Dinge das Andenken ihres Helden am beſten vor Unglimpf bewahrt. Denn Mißgeſchick mit Würde ertragen, flößt auch dem Feinde Achtung ein. Weit entfernt künftigen Tragikern als Subſtrat zu dienen, klammert ſich Mehemed Ali im Nilſchlamme feſt und ruft mit verzweifelnder Geberde: laſſet mir nur Aegypten, Aegypten will ich um jeden Preis, redet, begehret was und wie viel ihr wollt, ich unterwerfe mich allen Bedingungen; Schiffe, Fellah-Jungen, Kanonen, Getreide, Bohnen, Gold und Indigo gebe ich euch, und werfe mich in Staub vor Abd-ül-Medſchid, nur geſtattet, daß ich noch ferner Steuern anſagen und für das Glück der Araber wachen darf. „Etwas", denkt ſich heimlich der alte Practicus, „zwicke ich dennoch nebenbei heraus, wenn ſie mir auch noch ſo genau auf die Finger ſehen." Um ſo ſonderbarer lautet es, wenn man in Europa dieſen Mann als ehrwürdigen, ungerecht verfolgten Greis, als Opfer feindlicher Argliſt und eigener Treuherzigkeit ſchildert, ja beinahe als Märtyrer beweint, der für uneigennütziges, enthaltſames und wohlthätiges Wirken im Orient vom Sultan und ſeinen Verbündeten mit ſchwarzem Undank belohnt, jetzt an der Schwelle des Alters gleichſam um das tägliche Brod vor der Thüre deſſelben Fürſten marken müſſe, der es nur ſeiner Großmuth verdanke, wenn er ruhig auf dem verwaiſten Throne ſeines Vaters ſitze.

Ach Niſib, Niſib! ach die fliegende Fortuna und das goldene Haar! ſeufzt man zum Schluſſe der Tragödie am Nilſtrom. Auf

dem baumlosen, ausgebrannten Wiesenfeld oder Halep begegneten sich, wie wir alle wissen, zwei hohle Gespenster, Gebilde aus der Schattenwelt. Die Berührung war beiden tödtlich; das eine stob hinter den Taurus zurück, das andere sank kraftlos auf der Haide nieder. Wie lange will man uns noch mit Kindermärchen unterhalten? Nicht französische Mahnung, nicht eigene Mäßigung, die Unmöglichkeit mit einem numerisch schwachen und moralisch siechen Heere durch Kleinasien an den Bosporus vorzudringen, hielt den rebellischen Pascha in Syrien fest. Meuterei und Desertion in den Regimentern, Aufruhr in den Provinzen und im Vordergrunde die alten Banden Gog und Magog funkelnden Blickes am Kaukasus, hätten offensivem Beginnen ein noch weit schmachvolleres Ende bereitet, als nachher durch einige Compagnien Oesterreicher und Britten über den auf der Vertheidigung stehenden Ibrahim gekommen. Der Thor war diesmal klüger, als die Klugen im Occident, und es gereicht dem Verstand des alten Pascha zur Ehre, wenn er früherer Erfolge ungeachtet, und allen Lobes-Dithyramben seiner Bewunderer zum Trotz, dennoch die Unzulänglichkeit erkannte, jetzt schon die in Konstantinopel regierende Familie vom Throne zu stoßen.

Daß aber dies sein letzter Gedanke war, ist nicht zweifelhaft. Nur wollte er den Sultan in der öffentlichen Meinung des Morgen- und Abendlandes vorher zu Grunde richten, wozu ihm kein Mittel zu schlecht dünkte. Die schändlichsten Gerüchte über Unfähigkeit und Reichsverrath des Großherrn gingen aus dem Palast in Alexandrien über alle benachbarten Länder aus, und während seine Hofleute und Cavassen auswärts lästerten, hielt es der alte Mann nicht unter seiner Würde, im Divan und sehr oft im Beisein fremder Residenten, die tiefe Stimme, den Ausdruck und die Geberde Mahmuds II., nach Art gemeiner Possenreißer und Lustigmacher, nachzuäffen. „Heute war der Pascha besonders

gut gelaunt, heute hat er sehr graziös den Sultan Mahmud ausgespottet," hat man mir öfter als einmal in Alexandrien erzählt.

Nach Art der Morgenländer war Sultan Mahmud ein hochgebildeter und in der Schönliteratur der Islamvölker wohlbewanderter Herr, während sich sein Gegner in Sachen des Unterrichts kaum vom gemeinen Kameltreiber unterscheidet. Auch verrieth Mehemed Ali gegen seinen Imperator bei jeder Veranlassung die Verachtung und den Haß, wie sie rohe und unwissende Leute zu allen Zeiten gegen Feine und Gebildete empfinden.

Warum mußte doch Mahmud II. eher vom Leben scheiden, als er das garstige Reptil gefesselt und mit zerbrochenen Gliedern am Fuße seines Thrones sah! Vielleicht hätte er zu Beseitigung geheimen und unverbesserlichen Widerstrebens, das heute Alles wieder in Frage stellt, den Sieg schneller und durchgreifender zu benützen gewußt, als sein sanfter und für bessere Zeiten geschaffener Erbe. „Siehst du", sagten die Derwische zu Abd-ül-Medschid am Krönungsfeste, „deinen Vater haben die ungläubigen Russen bei Schumla, und Ali Pascha bei Koniah und Nisib überwunden, weil er das Heil der Monarchie nicht ausschließlich in unserem mystischen Flötenspiel und Wochentanz, sondern nebenher in allerhand weltlichen und von den Giaurs entlehnten Künsten suchte. Oder haben etwa die glorreichen Sultane, deine Vorfahren, durch fränkisches Puppenspiel in drei Tempo das Reich gegründet? und hat nicht Murad II. den großen Sieg über die Christen bei Varna hauptsächlich deswegen errungen, weil er gläubigen Sinnes mit den frommen Einsiedlern im Tekke zu Magnesia die geistlichen Gaukelsprünge gethan?"

Hu! Hu! Hu! (Er! Er! Er!) wöchentlich zweimal mit gehöriger Begeisterung gerufen, meinen die Derwische, sei das beste Militärreglement für eine islamitische Monarchie. Dessenungeachtet, sagen hier die Leute, will sich Abd-ül-Medschid nicht

recht überzeugen, daß in künftigen Fällen Paskewitsch mit Hu, Hu, Hu allein vom Fleck zu bringen sei. Und wenn der junge Fürst zur Zeit auch noch unentschlossen zwischen christlichem Rathe und der Medicin seiner tanzenden Chalveti-Mönche hin- und herschwankt, hat er doch in kindlicher Liebe, finanzieller Bedrängnisse ungeachtet, seinem Vater und Wohlthäter ein prachtvolles Mausoleum gesetzt. Mahmud II. hat den Schmerz aller Freunde türkischer Wohlfahrt, besonders seiner christlichen Unterthanen, mit sich in's Grab genommen. Und vorurtheilsvoll, wie die meisten Europäer, war ich nicht wenig erstaunt über den Einklang, mit dem in der Hauptstadt des Reiches wie in den Provinzen die Gerechtigkeitsliebe und der freundliche Sinn dieses Fürsten, besonders während der letzten zehn Jahre seiner Herrschaft gepriesen wird. Ich selbst erlaube mir in der Sache kein Urtheil. Je mehr der Mensch wandert, hört und sieht, desto behutsamer und kleinlauter wird seine Stimme. Und namentlich war ich lange zweifelhaft, und weiß es eigentlich noch nicht recht, wer über Wohl und Wehe von Sultan Mahmuds Regiment competenter zu urtheilen versteht, seine eigenen Unterthanen, oder die gelehrten Variantensammler zu den Fragmenten des Metrodorus von Lampsacus. Jedenfalls bitte ich höflichst um Verzeihung, wenn ich etwa zu viel Gutes gesagt haben sollte. Sultan Mahmud, das weiß Gott, hat auch nicht jederzeit zum rechten Mittel gegriffen. Und in der Vorstadt Fanar dahier meinen sie, die Sache wäre viel besser gegangen, wenn er als Herr des Grundes, wo Troja stand, unmittelbar die Reden des bekannten Weisen im Rathe der Achäer auf Wiederbelebung des türkischen Reiches hätte anwenden wollen. Uebereilte ihn nicht mitten im besten Wirken das Schicksal, wer weiß, ob er das große Uebersehen nicht verbessert hätte. Freilich sind ihm auch die Janitscharen aus mehrfachem Grund nicht recht hold, und wollen ihm

namentlich das Jahr 1826 christlicher Zeitrechnung nicht vergessen. Darüber darf sich aber Niemand verwundern, da selbst im lichtvollen Europa manch alter Strelitz heute noch die große Cur nicht vergeben kann, durch welche Peter I. sein barbarisches Land abendländischer Sitte geöffnet hat.

Obwohl im Serai aufgewachsen und ursprünglich mit allen Vorurtheilen seiner Race behaftet, erkannte Mahmud dennoch, nach harten Erfahrungen — unter allen Osmanli der erste — die Unmöglichkeit längern Bestehens eines islamitischen Sultanates. In seinem Sinne war er Imperator des Orients, ein neuer Theodosius und Konstantin. In diesem Gedanken liegt eine große Umwälzung und die ganze Zukunft des Morgenlandes und des Weltfriedens. Der Gedanke ist inhaltsschwer und eines Kaisers werth!

V.

Die Lage der Dinge am Bosporus.

Konſtantinopel, 31. März 1841.

„Lieber als den Cardinalshut ſehe ich Murads Turban auf der Tempelpforte von St. Sophia", ſagte bekanntlich der griechiſche Archont Notaras wenige Jahre vor dem Einzug der Türken in Konſtantinopel. Umſonſt hatte die Blüthe des lateiniſchen Abendlandes auf den Congreſſen zu Bologna und Florenz alle Künſte der Diplomatik und Beredſamkeit erſchöpft, Heere, Schiffe, Gold und flammendes Zorngefühl des Occidents auf die Osmanli herabzuwälzen gelobt, wenn die griechiſche Nation den geiſtlichen Hochmuth beugen und ihren dogmatiſchen Irrlehren entſagen wollte. „Werdet Abendländer, oder gehet im Strudel unter", war das letzte, vergeblich geſprochene Wort helfender Chriſtenheit. Aber heute noch bereuen die Griechen ihre Handlungsweiſe nicht, rühmen ſich vielmehr ihrer Standhaftigkeit, ihres nationalen Eigenſinns, ihres unbeſiegbaren Widerwillens und ſtereotypen Verachtens unſerer Sitten, unſeres Glaubens und unſerer Sympathien. Ein ganz ähnlicher Proceß und — wie es ſcheint — mit demſelben Erfolge wird auch heute in Konſtantinopel verhandelt. Zwar ſind die Zeiten nicht dieſelben und das barbariſche undisciplinirte Puppenweſen der Abendländer zur Zeit Eugenius' IV. iſt vom coloſſalen Maße und der furchtbaren Majeſtät der Europäer des neunzehnten Jahrhunderts ebenſo weit entfernt, als es gegenwärtig die Hülfsmittel und die Stellung

der Pforte von griechischem Trotz und griechischer Armseligkeit unter den letzten Paläologen sind. Grundcharakter der byzantinischen Christenheit war von jeher nach einmüthigem Urtheil aller Stimmberechtigten jener unbesiegbare Abscheu vor Krieg und Waffenwerk, was bei Ustrialow euphemistisch „stille und friedliche Gottesfurcht" heißt, bei uns aber einen andern Namen trägt.

Das Türkenreich umfaßt heute noch einen Ländercomplex, wie ihn das byzantinische in seinem größten Glanz nicht erreichte. Und seit einiger Zeit sieht man auch wieder die schwimmenden Colosse mit dem Namenszug der Siebenschläfer in langer Zeile von Beschik-Tasch bis zur Spitze des kaiserlichen Palastes vor Anker liegen*). Und zahlreich und ohne Murren strömt es aus den Dörfern von Anadol und Rumili in Abd-ül-Medschids Casernen, wo der Krieger gute Kost, warmes Kleid, bequemes Lager und mit menschlicher Behandlung unverkümmerten Sold empfängt. Unter den Befehlshabern redet man französisch und englisch und lernt zuletzt vielleicht gar noch deutsch; man zeichnet, cokettirt, richtet Kanonen und manövrirt zu Fuß und zu Pferd auf der Haide außerhalb Skutari, hat mit Einem Worte jedes materielle Bedürfniß für militärische Größe und Macht, ist aber dennoch schwach, und blickt zaghaft und fast hoffnungslos der Zukunft entgegen. Die Türkei gleicht einer verlassenen Löwenhöhle, zu deren Hut die Spinne ihren Vorhang gezogen hat. Mens agitat molem, der Geist muß die träge Masse beleben, befruchten und in Bewegung setzen. „Machet Alles neu, entsaget eurem Hochmuth, eurer stolzen Gesondertheit, kürzet den Koran ab, tretet zu gleichen und gerechten Theilen als Glieder der großen

*) Die heil. Siebenschläfer mit ihrem Hunde Kitmir sind, nach Hrn. v. Hammer, die Zunftpatrone des türkischen Seewesens. Ihre Namen Jamblicha, Maschlina, Marpusch, Taberusch, Schasbusch und Kosschistanus sind gewöhnlich in verschlungenen Zügen auf den Schiffschnäbeln eingeschnitten.

Völkerfamilie ein, scheid geschliffen, arbeitsam, lernbegierig, wie die Leute des Czares von Moskow, des K'rales von Trandabul (Preußen) und wie die rothen Inkilis, deren höllische Maschinen noch ganze Länder aus den Wurzeln reißen." So redete bisher eine kleine, aber moralisch starke Minderzahl gewissenhafter, kenntnißreicher und dem Fürsten redlich dienender Osmanli, deren Auge weit über den Gesichtskreis gemeiner Türkennaturen hinaus in die ferne Zukunft blickt. Diese wenigen, mit Reschid Pascha an der Spitze, fühlten lebendig, daß die Zeit der Eroberung und exclusiven Herrschaft auf immer vorüber, und dem Türkenreich von der Natur selbst die Rolle eines Defensivstaates zugemessen sei. Um diese Wehrkraft zu wecken und bis zur Unbezwinglichkeit gegen heimliche und offene Angriffe des standhaften und natürlichen Gegners der Osmanli zu steigern, müßte es der Regierung in Stambul gelingen, die Erbfeindschaft des slavischen und türkischen Elements in einem höhern Einigungspunct zu versöhnen, den verschieden glaubenden Nationalitäten ein gemeinsames Interesse einzuströmen, und gleichsam ein neues, festgekittetes, untrennbares Volk von Byzanz zu schaffen.

„Non pas abaisser les positions supérieures, mais élever les positions inférieures", war bisher die leitende Idee der erleuchteten Führer osmanischer Politik. Ein Argument solcher Größe mit einem stolzen, brutalen, durch jahrhundertelanges Siegerglück verwöhnten, von religiösem Fanatismus entflammten, unwissenden, geistige Vorzüge verachtenden und für alles Nichtmohammedanische hermetisch verschlossenen Volke Asiens ohne Blut und Gewalt, auf dem Wege friedlicher Homilieen zu lösen, könnte nur ein Thor oder Systematiker für möglich halten. Auch packte Sultan Mahmud die Sache gleich anfangs beim rechten Punct, und nur der Undank des Verräthers Mehemed Ali und der unmittelbar aus Gram erfolgte Tod hinderten ihn an vollständiger

Ebenung der Bahn und an einem zweiten Hochzeitmahl für den Thunfisch im Hellespont. Aufrichtig gestanden, konnte ich seit dem Hintritt jenes energischen Mannes nie mehr recht innerlich und vollständig an die Möglichkeit einer türkischen Reform glauben. Noch zehn Jahre strenger Zucht hätte es gebraucht, um die Wurzeln des Unkrautes auszurotten und den geistlichen Trotz der Moschee zu brechen. Nie können sich Uelema, Derwische, Softa (Studenten), Männer wie Izzet- und Tahir-Pascha, die Christenfeinde und ächten Repräsentanten des Türkenthums, mit der neuen Staatsidee versöhnen und einen fränkischen Giaur oder gar einen christlichen Raja mit gleichen Rechten und gleicher Geltung neben sich erblicken. In der Türkei glauben sie, Glück und Wohlergehen, das Jedermann theile, sei kein Glück und kein Wohlergehen, und um wahrhaften Genuß zu empfinden, müsse der Mensch von Leiden, Noth und Thränen anderer Menschen umgeben sein. Die Philosophie und die patriotischen Bedenken solcher Leute zu beschwichtigen hat nur Mahmud II. verstanden. Sein Sohn fürchtet sich vor den wilden Gesichtern und den melancholischen Katechesen seiner Koransritter. Was bei seinem Vater unerbittliche Consequenz und traurige, aber zu entschuldigende Nothwendigkeit war, müßte man im sanften Abdül-Medschid als unpassende und zwecklose Grausamkeit verdammen.

Abd-ül-Medschid hat kein Recht das Blut seiner bethörten Unterthanen zu vergießen; er muß das Heil auf dem Friedenswege schaffen, oder mit seinem Reiche untergehen. Schon seit Monaten ängstigen sie das jugendliche Gemüth mit Klagen über Verfall des Islam und seiner Satzungen, über das Ueberwuchern ungläubigen Wesens, Einbringung religionswidriger Practiken und Begriffe, und drohen wiederholt mit göttlichem Zorn und Untergang der Dynastie, wenn man ihren Rath noch länger verschmähe und nicht ungesäumt dem ärgerlichen Spiel ein Ende

mache. Als Urheber des Verderbens zeigten sie auf Reschid Pascha, und baten wiederholt um Entfernung dieses „Protectors aller Giaur“ aus den Staatsgeschäften, die er hauptsächlich aus vier Gründen zu leiten unwürdig sei: erstens wegen der Irrlehre, daß ein Muſulman und ein Giaur politisch gleiche Rechte besitzen könne; zweitens weil er fromme Muſulmanen hindern will, Ungläubigen die Bastonnade zu geben und die Taschen auszuleeren; drittens weil er selbst nach Art der Giaur in einer Kutsche fährt, nur Eine Frau genommen, und seine Kinder gegen allen rechtgläubigen Brauch zur Arbeit anhält und in der Zauberei unterrichten läßt; viertens weil die ägyptische Sache schlecht zu Ende gekommen, und in Kurdistan eine neue Insurrection ausgebrochen ist, was offenbar als ein Zeichen göttlichen Mißfallens über die Neuerungen in Stambul zu betrachten sei.

Lange widerstand der Großherr den Einflüsterungen seiner Zeloten, da er die Rechtlichkeit seines Dieners und seinen großen Credit bei den verbündeten Höfen in Europa wohl erkannte. „Werden sie uns hinter dem Balkan wohl nicht für wankelmüthig und recidiv erklären?“ „Um die Urtheile der Ungläubigen, fielen sie beruhigend ein, brauche sich der Schah der Welt (Dschehan-Schah) nicht viel zu bekümmern, und die Sieben Giaur-K'ral seien allzeit, sowie der Befehl ergehe, zum Dienst der hohen Pforte — ihres natürlichen Mittelpunctes — mit Rath und That bereit, wie man letzthin und vorhin bei dem Misr-Handel deutlich gesehen habe. Und sei etwa der Prophet nicht mächtiger und sein Zorn mehr zu fürchten, als die beiden Ungläubigen Paskewitsch und Palmerston? Zum Schirm der islamitischen Hauptstadt sei des Propheten Mantel und Unterkleid in der kaiserlichen Schatzkammer ein viel kräftigerer Talisman, als die offenbar vom Satan ausgedachten Zerstörungswerke der Glaubensfeinde.“ — In der Unmöglichkeit, Gründen von solchem

Gewichte länger zu widerstehen, hat endlich Abd-ül-Medschid seinen besten Diener dem Fanatismus seiner Landsleute geopfert und den dünnen Freundschaftsfaden wieder abgerissen, den Reschid Pascha mit kluger Hand aus der Türkei nach Europa hinüber geworfen hatte. Noch kann Niemand sagen, wie weit die neuen Rathgeber — insgesammt Feinde des christlichen Namens — auf dem Pfad der Reaction und Anti-Reform vorzuschreiten gesonnen seien. Jedenfalls beginnt eine neue Krisis, im Augenblick, wo man diese leidige Frage des Orients für immer erledigt glaubte.

Es ist in Konstantinopel fast wie in Paris. Jagt man Hrn. Thiers zur Thüre hinaus, steigt er wieder zum Fenster herein. Warum ist aber auch, wird sich mancher denken, der Sultan gar so schwach? Ein Sultan, sage ich Ihnen entgegen, ist niemals schwach, und Abd-ül-Medschid ist nicht bloß Imperator, sondern auch summus pontifex der Muslumanen, und hat als solcher andere Gedanken als Ihre ungläubigen Weltleute in Firingistan. Bricht aber zuletzt — wie es auf diesem Wege nicht zu vermeiden ist — das elende Flickwerk am Bosporus ganz zusammen, was wird dann geschehen? Diese Frage wird bei der türkischen Bevölkerung dahier gerne besprochen und viele haben mit angehört, worauf man in letzter Instanz noch rechne und wessen sich in benanntem Falle die ächten Osmanli versehen. Stand und Gang der öffentlichen Meinung erfährt man aus solchen Ergüssen oft weit sicherer, als durch Actenstücke und breite Artikel im türkischen Moniteur. Die Lösung der Frage ist aber nicht ganz diplomatisch-orthodox und es fehlt mir der Muth sie mitzutheilen, weil Sie es vielleicht nicht gern sehen, daß man sich von der in politischen Dingen gebräuchlichen Routine entferne. Lieber warte ich, bis Andere reden, die das Geheimniß verstehen, türkisches Volksgerede ohne Verletzung christlicher Gefühle in gangbares Deutsch zu übertragen.

VI.

Die Türkei und Aegypten.

Konstantinopel, 23. Juni 1841.

Die mildere Auflage des großherrlichen Fermans ist in Alexandrien der Form nach wirklich angenommen und publicirt. So wäre denn nach zwölfjährigem Hader, nach drei Feldzügen und einem permanenten Congreß der ersten politischen Capacitäten unsrer Zeit der alte Mehemed Ali insoweit gebändigt, daß er — wenigstens dem Namen nach — wieder als Großdomestik in den Listen des byzantinischen Kaisers steht. Der Pascha lachte, und ein Zug unaussprechlichen Hohnes schwebte um die Lippen, als ihn der türkische Einsetzungscommissär zum Schlusse der Feierlichkeit eigenhändig und gravitätisch mit dem großen Bande des großherrlichen Ehrenzeichens schmückte. Dieses Lächeln hat auch seine Bedeutung: „Dreimal", sagt es, „habt ihr mich excommunicirt und angefallen; ich aber habe euch mit einäugigen Regimentern zweimal aufs Haupt geschlagen, und wenn ich euch zuletzt nicht auch noch aus Stambul gejagt, verdanket ihr es bloß den Ungläubigen, deren Beistand ihr in der äußersten Noth erbettelt habt. Euren Bannflüchen, euren Allianzen und Congressen zum Trotz bin ich heute Autokrat und wohlbestallter Herrscher über weite Länder und Reiche, präge Münze, halte Armeen, befördere die Post von Suez, handle mit Bohnen und erhebe

Steuer so viel mir beliebt, und wenn ihr etwa glaubt, ich erlege Tribut für das Vergangene und Künftige, jährlich vierzig Millionen, seid ihr im Irrthum, denn ich gebe euch nichts, und je vous trouve plaisants mit euren Ordonnanzen, euren Taxen und Decorationen." Uebermorgen erwartet man das ägyptische Dampfboot „der Nil" mit den kaiserlichen Commissären und einer neuen Supplik um gänzliche Erlassung der Rückstände und bedeutende Milderung der Lasten für die Zukunft. Statt Goldes, wie es Abd-ül-Medschid mit Sehnsucht erwartete, kommen wieder nur glatte Worte und submisse Bitten des „ältesten Dieners" nach Tschiraghan, wo man auf Rechnung künftiger Schätze aus Aegypten schon voraus bedeutende Spesen gemacht und noch mehreres versprochen hat. Aus Gnaden wollte man sich für die dreijährigen Ausstände mit einem Jahresbetrage neuer Ordnung, d. i. mit vierzig Millionen Piastern begnügen, und diese vorläufig dem Großherrn persönlich zu Trost und Lohn erlittener Kränkung überlassen. Die Weigerung Mehemed Ali's, das Geringste nachzuzahlen, ist nach seiner Ansicht billig und gerecht.

All sein Geld, sagt er, habe er im Dienst der hohen Pforte in Arabien und Syrien ausgegeben, und in letztgenannter Provinz allein verwichenen Herbst für fünfhundert Millionen Piaster an Baarschaft, an Kriegsmaterial und Mundvorräthen aller Art verloren — eine Rechnung, die Hr. v. Jochmus, ein ebenso tapferer Soldat als geschickter Rechenmeister, nach Befund eher für zu niedrig, als für zu hoch erklärt*). Vom reichen Fang erhielt aber der arme Abd-ül-Medschid nichts, der Soldat und Insurgent wenig, die türkischen Oberoffiziere und Beamten sehr viel, und der ägyptische Reis ist seit sechs Monaten, wegen der

*) An Festungs- und Feldgeschütz gingen über sechshundert Stücke verloren. Zwischen Damascus und Mesrieh allein blieben zweiundsiebenzig Piecen stehen.

reichlichen Zufuhr aus Beirut, in Konstantinopel wohlfeiler, als in Damiate selbst. — Zwölftausend Beutel, d. i. sechs Millionen Piaster jährlich, fährt Mehemed Ali fort, sei die Summe, welche ihm Sultan Mahmud nach Vertreibung der Mamluken (1811) auferlegt, und diesen Betrag wolle er auch von nun an, da man ihn wieder auf das Nilthal reducirt, treu und pünctlich fortbezahlen, wenn man ihn weiter ungeneckt und unbehelligt in seiner verarmten Provinz leben und walten läßt. Nach dem Geldwerthe des Jahres 1811 galten zwölftausend Beutel so viel, als 2,400,000 Gulden C. M. Heute aber, bei fast gänzlicher Entwerthung der großherrlichen Münze, repräsentirt dieselbe Summe nur ungefähr 540,000 Gulden Augsburger Courant, während Aegypten mit Aethiopien, selbst ohne Monopol, friedlich und gerecht regiert, nach des Pascha's eigenem Geständniß, noch ein jährliches Einkommen von vierhunderttausend Beuteln, oder zweihundert Millionen Piastern gibt*). Auf den Rath seiner Londoner Freunde hat der Großherr bis jetzt in allen Stükken nachgegeben, und wird auch diesesmal, wie man glaubt, dem kühnen Supplicanten gegenüber denselben Mangel an Selbstvertrauen und Energie verrathen. Indessen ist bei den türkischen Cassen eben jetzt die größte Noth, und übersteigt die Ausgabe auf allen Seiten die Einnahme, so daß die Regierung, nach dem Ausdruck eines inländischen Blattes, vielleicht augenblicklich in Verlegenheit gerathen könnte, wenn man sich nicht unbedingt auf die Weisheit der zweifelsohne in kürzester Frist zu ergreifenden Maßnahmen verlassen müßte. Die Minister Abd-ül-Medschid's haben auch eine Art Budget gemacht und stellen sich auf sechshundert Millionen Piaster jährlichen Einkommens, wenn alle Steuern und Tribute, namentlich die vierzig Millionen

*) Nach dem neuesten Curs gilt der Conventionsgulden $11^{3}/_{20}$ Piaster.

Mehemed Ali's, die Auflagen aus Arabien, Syrien und den Euphratländern pünctlich und ungeschmälert nach Konstantinopel fließen. Die Auslagen berechnen sie dagegen (ich könnte die ausgeschiedenen Summen nach den einzelnen Ministerien und sogar die Civilliste des Sultans angeben) nur auf fünfhundertzweiundzwanzig Millionen Piaster, und hätten demnach jährlichen Ueberschuß zu nicht geringer Beschämung der Christenheit, wo man bei aller Weisheit, Oekonomie und Tugend von nichts als Deficit in den Finanzen liest. Der türkische Finanzüberschlag stützt sich auf eine Volkszählung, die Reschid Pascha in aller Stille angeordnet und durch die Muhassil der einzelnen Steuerdistricte mit großer Genauigkeit, wie die Minister behaupten, vollendet hat. Dem zu Folge kennt die Regierung die Zahl der Moslim und der Giaur, ihrer Rede nach, ganz genau.

Nicht ohne vieles und lästiges Herumfragen konnte ich die einzelnen Ziffern erfahren, und sage Ihnen nur so viel, daß die Mohammedaner viel zahlreicher und die Christen viel schwächer sind, als man bisher unter Türken und Christen glaubte. Die Bevölkerung der großen Städte jedoch, und insbesondere der Hauptstadt, blieb allenthalben weit hinter den ausschweifenden Angaben europäischer Geographen zurück. Stambul mit allen seinen Vorstädten erreicht nicht vollständig die Zahl von 600,000 Seelen, während man sie gemeiniglich auf 800,000 und darüber schätzte. In Arabien hat man wohlweise nur die türkische Garnison und die Regierungsbeamten von Mekka und Medina in Rechnung gebracht, in den wirklich unterworfenen Provinzen aber mit türkischer Brutalität häufig sogar die Peripherie schwangerer Weiber gemessen, ob der Sultan vielleicht auf Zwillinge zählen könne. In der Tributfrage, meint man, werden sich die Londoner Freunde vollständig neutral verhalten, um ihren Rath sofort in der syrischen desto nachdrucksamer zu empfehlen.

Aegypten, das fühlen sie wohl, ist vom türkischen Reich so vollständig abgetrennt wie Griechenland, Walachei oder Serbien. Und bei der hartnäckigen Unbußfertigkeit der Osmanli und bei ihrer wohl constatirten Unfähigkeit die Reform lebendig zu erhalten, kann den kläglichen Ausgang dieser Angelegenheit Niemand aufrichtig bedauern. Was wäre geschehen, hätte man den Osmanli auch Aegypten in die Hände geliefert? Die Griffe eines zwar ungerechten, aber talentvollen und kräftigen Drängers hat man zu allen Zeiten dem sinn- und planlosen Treiben stupider und gemeiner Malversanten vorgezogen.

VII.

Christenthum und Islam.

Konstantinopel, 14. Juli 1841.

Während man die Türken von allen Seiten mit den bittersten Katechesen begrüßt, und in Europa von nichts als Theilung, Bankerott und Ruin der Osmanli spricht, finden sie nebenher doch auch noch billigere Richter, wo nicht gar Vertheidiger und Bewunderer der Entschiedenheit und Schnelle, mit der sie auf der Bahn der neuen Ordnung vorwärts schreiten. „Seht nur", sagen vielleicht mit Recht die Lobredner des Türkenthums, „wie lebenskräftig und unzerstörbar die Grundlagen dieses Reiches sind, da es bei der Größe der eigenen Fehler und dem gleichzeitig unter Widerspruch und betäubendem Gelärm eindringenden Rath, Tadel und Wehgeschrei politischer Heilkünstler zum Trotz noch aufrecht steht. Das Gefüge jedes andern Staates wäre Stößen solcher Art schon längst gewichen. Lasse man den Türken nur Zeit, greife man nicht jeden Augenblick ins Spiel, und sie werden die Partie schulgerechter und glücklicher zu Ende bringen als man erwartet. Reiche werden in Einem Tage weder gegründet noch verwandelt und bei dem türkischen Gewirre von unverjährbaren Rechten der alten byzantinischen Besitzer, von Dogma, Islam, Christenthum, oder gar von Emancipation Jerusalems und des heiligen Grabes reden, heiße an die Leidenschaft appelliren und

den schlummernden Fanatismus der Mohammedaner zu neuer Glut entflammen. In der Schule der Staatskunst und ächten Humanität seien Alterthum, Religion und Hochaltar Möbel ohne Taxe, oder sind etwa durch des Sultans neueste Ordonnanzen zum Schirm christlichen Wesens in Syrien und Palästina nicht alle Vorbedingungen gesetzlichen Daseins und bürgerlichen Nebeneinanderseins rivalisirender Secten wenigstens in der Theorie erfüllt? Sobald es nur in den Ländern stille wird, die Steuern richtig fließen und die oberste Gewalt bei Jedermann im gehörigen Respect, vor allem aber reichlich mit Metall versehen ist, habe die Kunst ihr Argument gelöst und müsse man das Geschrei nach imaginären Gütern besagter Art als revolutionäres Gekeife, als falsche Andacht und rhetorische Declamation erboster Magister betrachten. Nehmen die Türken auf dem Libanon auch hie und da einen Pfennig zu viel und trifft in Bulgarien der Streich zuweilen den unrechten Mann, so seien es kleine Uebel im Gegensatz zum großen Gut allgemeiner Windstille und langer Ferien der Diplomaten."

Zu einer solchen Höhe politischen Epikuräismus', das glauben Sie gewiß, kann sich nicht Jedermann erschwingen, und wenn uns das Sittengesetz im Privatleben die Unbild zu vergessen und die Stärke zu zähmen befiehlt, so zeigte sich doch im Gang der Weltereignisse zu allen Zeiten etwas streng Correctes und gleichsam Unversöhnliches, ein nach scharfen Kanten und solider Unterlage ringendes und die Indolenz der Staatsphilosophen befehdendes Element, das nach Verschiedenheit der Schule bald unerbittliche Gerechtigkeit, bald Geschick, bald Nothwendigkeit oder Nemesis heißt, und den morgenthauigen Visionen der Bücherleute von jeher die bittersten Täuschungen bereitet hat.

Dieses Etwas gönnt keine Rast und ist heute bei den Türken eingekehrt. Sehen wir nun, was Idylle und die Pietät der Pseudodiplomatik im Kampf gegen eine solche Macht vermag. In

der Welt regiert die Leidenschaft, nicht die Poesie, und für Staaten gibt es keine Reue, weil die Bußwerke gewöhnlich spätzeitig und folglich ohne Früchte sind. Karthago, gerecht, friedlich, reformeifrig, im dritten punischen Krieg schuldlos angefallen und mit verzweiflungsvoller Kraft gegen sein Verhängniß ringend, preßt dem Leser Thränen aus, und Niemand darf sich wundern, daß auch für den neuen Kodomannus und seine gezähmten Tiger in Stambul in Europa allmählich Sympathien erwachen, wenn man ihn und sein Reich bloß nach den Actis diurnis der türkischen Staatskanzlei bemißt. Dieses zahme und ängstlich gerechte Wesen großer, wilder Reiche im Verfall, und dieses Betteln nach Beifall und Mitleid des Feindes, den man früher überwunden hat und innerlich auch heute noch verachtet, ist für den Beobachter eine unheimliche und melancholische Erscheinung. Das Menschenleben stand zur Zeit des alten Regiments im Preise nicht höher als das einer Mücke; heute ist man aber in Konstantinopel so blutscheu, daß der Sultan selbst bei qualificirten, gesetzlich verurtheilten Mördern ruchlosester Art die Erlaubniß zur Vollziehung des Todesurtheils versagt. Zum größten Trost der christlichen Gauner und Landstreicher aller Zonen, besonders der Sieben-Insel-Hellenen, ist in der Hauptstadt und Umgegend — denn weiter gehorcht man den Befehlen Abd-ül-Medschids nicht — die Todesstrafe wo nicht gesetzlich abgeschafft, doch völlig außer Uebung, und wie man sonst über Härte und Grausamkeit türkischer Justiz zu klagen hatte, murrt man heute über die maßlose, an Schwäche grenzende und die Sicherheit friedlicher Leute gefährdende Milde des Padischahs.

Warum sind denn etwa alle Mörder und Diebe der Türkei vorzugsweise Christen, namentlich Griechen, und warum respectirt der Nationaltürke auch in der äußersten Armuth und Noth fremdes Leben und Eigenthum? Könnte man diese Osmanli

bewegen sich den Europäern vertrauensvoll zu nähern, die gerechte Verachtung gegen ihre christlichen Raja nicht auf die Lehre selbst zu übertragen, ihre Uelema zu ersäufen und den Haß gegen die Nichtmoslimen aus der Praxis in die Casuistenbücher zu verweisen, wäre es wahrhaft im Interesse der Menschheit, diese Leute bei Macht und Herrschaft zu erhalten. Eine christlich-europäische Reaction im weiten und strengen Sinn, d. i. dogmatische Ausrottung El-Islams in den Landschaften des byzantinischen Kaiserthums, wie früher in Spanien und auf Sicilien, wäre auch im entgegengesetzten Fall nicht mehr möglich.

Die Türkei, so wie sie der letzte Friedensschluß von Adrianopel beließ, zählt nach amtlichen Angaben an die dreiundzwanzig Millionen Bewohner, von welchen etwa sechzehn Millionen die Lehre Mohammeds bekennen und nur beiläufig sieben Millionen Christen und Juden sind. Im Centrum von Konstantinopel, dem alten Janitscharenquartier, hat sich die türkische Bevölkerung seit Auflösung dieser Miliz mehr als verdreifacht, und die Pfortenminister behaupten, daß im ganzen Reich, besonders auf dem platten Land und in den Bauerndörfern, die Moslimen sich bedeutend vermehrt, und laut neuestem Census nur die Christen an Zahl abgenommen haben. Diese letzteren, gewöhnlich ohne Grundbesitz und — insofern sie byzantinische Griechen sind — überall nur von trügerischem Kram und schlechten Künsten lebend, erliegen ihrer eigenen Schmach, während die Mohammedaner nach Einführung der neuen Ordnung viel ödes Land angebaut und den Ertrag des frühern wegen größerer Sicherheit verdoppelt haben, was ich in Beziehung auf die weiland verlassenen, heute aber üppigen und mit neuen Hütten übersäeten Umgebungen der poetischen Städte Trapezunt, Kerasunt, Amisus und Sinope als Augenzeuge bestätigen kann. Rechnet man die Moslimen arabischen Blutes in Aegypten, Syrien und Ba-

bylonien, zusammen nicht viel über vier Millionen, dann zwei Millionen mohammedanisirter Slaven, Albanesen und Griechen von obiger Summe weg, bleiben noch gegen zehn Millionen Türken, das ist Seldschuken, Osmanli und seit dem eilften Jahrhundert zum Islam übergetretene Kappadocier, Paphlagonier, Phrygier, Pisidier ꝛc., übrig, als deren Erb- und Heimatland Anatolien gilt. Im illyrischen Dreieck dagegen sind die Türken nach dem Recht des Eroberers eingesiedelt. Christen wohnen in sämmtlichen Türkenländern Asiens kaum zwei Millionen, und der wilde Tahir ist in seiner Art vielleicht kein schlechter Patriot, wenn er unlängst, als Pascha von Aidin, den Vorschlag an die Pforte that, das eigentliche „Anadoli" von der „Nazarenerpest gänzlich zu säubern und künftig allen Christen bei Todesstrafe den Aufenthalt in diesem irdischen Paradies der Gläubigen zu untersagen."

Für manchen Deutschen frommer und gelehrter Gattung wäre das freilich ein verzweifelter Streich. Denn bloß in Deutschland fände man sicherlich mehr als Ein Project, wie die Sieben-Kirchen Asiens und das Königreich Troja mit dem lanzenkundigen Priamus am skäischen Thor, wie die Herrschaft Sarpedons in Lycien und wohl gar noch das Regiment des phrygischen Midas zu restauriren wären.

Auf der europäischen Seite hält man sich numerisch freilich mehr das Gleichgewicht, und doch hat es, legt kein fremder Brennus das Schwert in die Wagschale, mit der Reparatur der alten Türkenresidenzen Prusa und Iconium noch keine Eile. Uebersteht die Türkei auch diese Krisis und hat man zur Vervollständigung der Wiener Congreßbeschlüsse, wie man sich hier schmeichelt, die Monarchie der Osmanli, ohne Widerspruch irgend einer Großmacht, der Art unter den Schutz des europäischen Völkerrechts gestellt, daß ein Angriff auf den gegenwärtigen Besitzstand derselben als latrocinium publicum

in der öffentlichen Meinung gebrandmarkt und den Coërcitivmaßregeln der Garanten verfallen wäre, so sind die Türken in bester Form und rechtskräftig in Europa installirt und ist die Sache der zu emancipirenden Nicht-Moslimen auf lange hoffnungslos, wo nicht auf immer verloren. An die Möglichkeit eines aus eingebornen Elementen zu erstehenden christlichen Imperiums im Orient war unter Leuten gesunden Sinnes ohnehin nie zu denken. Das ungeschliffene und wilde, fanatische Kameltreibervolk aus Turkestan in den feenhaft leuchtenden Saal hoher Aristokratie des Occidents, unter Vortritt Abd-ül-Medschids und Tahir Pascha's eingeführt — welch ein Schauspiel!

Freilich macht man hier in aller Eile Toilette, färbt sich das Antlitz, nimmt orthopädischen Unterricht, lernt die Sprüche der Ungläubigen auswendig und übt sich in ihre Gestus ein. Nur die Körperschaft der ehrwürdigen Uelema bleibt unbeweglich und schmollend im Hintergrund. Wer reelle Gewalt besitzt wie die Uelema, sagt man, habe etwas Eigenthümliches im Blick, und in der That, sieht man diese Gestalten in ausgesucht orthodoxem Gewand, sei es bei öffentlichen Aufzügen oder in den Gärten des Leuchtthurms von Chalcedon, wie sie mitten im bunten Gewühl der Nationen halbe Tage lang blaß, ernst, schweigsam und fast regungslos, gleich Marmorbildern, auf dem Teppich sitzen, kann man sich des Gedankens nicht erwehren: es müsse in Konstantinopel noch einmal zu einer allgemeinen, ernsten und letzten Erklärung zwischen zwei unversöhnlichen Systemen kommen.

VIII.

Die Türkei und die Diplomaten.

Konſtantinopel, 21. Juli 1841.

Diesmal, wie es ſcheint, iſt die Kataſtrophe des Orients noch glücklich vorübergegangen und — ſei es Billigkeit der Menſchen oder beſondere Wohlthat der Providenz — der ſegenvolle Genuß des allgemeinen Friedens, unheimlichen Geiſtern zum Trotz, durch neue und ſolide Bürgſchaften geſichert. Die Frage war ernſter Natur, die Verhandlung reich an Wechſelfällen, der Ausgang lange ungewiß, und mehr als einmal war man im Begriffe, ſich die Worte jenes griechiſchen Diplomaten: „Dieſer Tag iſt der Anfang großer Uebel für Hellas“ gegenſeitig als Abſchied nachzurufen. Ein Gefühl der Bangigkeit, als wäre Unglück im Anzug, drückte ſeit Jahren Europa nieder, lähmte den Schwung der Geiſter, hemmte den Kunſtfleiß, minderte die Gerechtigkeit und lehrte die Völker auf Verderbliches ſinnen. Seitdem ſich aber Mehemed Ali unterworfen und Stambul neuerdings den Pfad der Reform betreten hat, athmet alles frei und brauſend, wie die Achäer nach Agamemnons Friedensrede vor Troja, ſtrömt es auf allen Seiten wieder zu den lieblichen Gewohnheiten friedlichen Verkehrs zurück. Von der Gefahr iſt nichts geblieben als die Erinnerung und das Verlangen, nach errungener Sicherheit, auch dem Verdienſt ſeinen Kranz zu winden.

Schreibt man den wesentlichsten und hervorleuchtendsten Antheil an dieser glücklichen Wendung der Dinge im Orient dem Freiherrn v. Stürmer zu, so sagt man diesem ausgezeichneten Diplomaten keine Schmeichelei; es wäre nur der gerechte Tribut, welchen man dem, Talent, der Klugheit, der Energie eines um gemeinsame Wohlfahrt bestens verdienten Mannes nicht vorenthalten soll. Mit den Türken zu unterhandeln, heißt es, fordere einen eigenen Tact, den Freiherr v. Stürmer, nach der Aeußerung hochgestellter Osmanli, in vorzüglichem Grade besitzt. Wie daher neuerlichst der österreichische Hof durch Verleihung des Commandeurkreuzes des ungarischen St. Stephans-Ordens das Verdienst seines gewandten und glücklichen Repräsentanten amtlich anerkannte und belohnte, war die Theilnahme dahier allgemein, aufrichtig und warm. Die Glückwünsche des ganzen diplomatischen Corps und sämmtlicher Europäer von Distinction in Konstantinopel, dann der türkischen Minister, und hauptsächlich des Sultans Abd-ül-Medschid selbst trugen den Charakter ungewöhnlicher und gewissermaßen viel innigerer Zuneigung in sich, als es vielleicht in diplomatischen Kreisen üblich ist. Das sind Zeichen hoher Achtung, die sich der Decorirte bei den politischen Gegnern nicht weniger als bei den Gleichgesinnten zu erringen wußte. Tüchtiger und rechtlicher Sinn hat zuletzt überall seinen Preis. Bei allen Veranlassungen, wo es sich um Ehre und Anerkennung österreichischen Einflusses im Orient handelt, zeigen die Osmanli ein Gefühl von Innigkeit und Wärme, deren man dieses einst so barbarische, rohe und ungerechte Volk in Europa nicht für fähig hielt. Die Türken meinen aber, daß unter allen Mächten der Christenheit das Haus Oesterreich allein, mit gänzlichem Vergessen früherer Unbild, in der gegenwärtigen Noth uneigennützige, redliche und kräftige Freundschaft pflege. Diese Ueberzeugung und mit ihr das über-

wiegende Vermögen österreichischer Diplomaten im Divan hat sich vor allem unter der langjährigen, intelligenten und fruchtbaren Geschäftsführung des gegenwärtigen Internuncius fest und bleibend ausgeprägt. Nur müßte bei dem Freiherrn v. Stürmer, wenn es menschlicher Klugheit verliehen wäre, große Probleme der Politik zu Jedermanns Glück und Zufriedenheit zu lösen, bisweilen der Gedanke an das jammervolle Loos der Unterthanen Mehemed Ali's den schwelgenden Genuß des Sieges verbittern. Die elenden Fellah im Nilthale bezahlen ja allein die Kosten der stambulinischen Triumphe! Leider scheinen Freude ohne Thränen und Glückseligkeit ohne fremde Qual unserm Geschlechte nicht vergönnt. Mehemed Ali ist ohne Zweifel der Genius des Bösen, eine Art dämonischer Incarnation, unerschöpflich und unerreichbar in der Kunst, Menschen und Länder zu verderben.

Da ich aber von diesem Mann und seinen Regententugenden schon früher und wiederholt Verschiedenes geschrieben habe, will ich Niemand mit Schilderung seiner neuesten Arnautenspeculationen im Punct ägyptischer Bauerndörfer, freien Verkehrs und anbefohlener Erleichterung der Unterthanen weiter beunruhigen, einmal, um die nobeln Gönner des „ehrwürdigen Greises" nicht weiter zu kränken, hauptsächlich aber, um nicht durch nutzloses Klagen über schwer zu beseitigende Uebel die ohnehin spärlichen Momente diplomatischer Seligkeiten zu verkürzen.

IX.

Das Manöver auf Haider-Pascha.

Konstantinopel, 1. September 1841.

Die Sache hat ihre Richtigkeit, der Padischah hat mit den Königen des Abendlandes Kameradschaft getrunken und im Taumel politischer Libationen Freud' und Leid der Herrschaft mit seinen Ordensbrüdern redlich zu theilen angelobt. Jetzt erst hat Europa das Schwert gegen die Moslim definitiv aus der Hand gelegt und zu gleicher Zeit durch ein feierliches Document den größten Säculariſationsact seit Begründung christlicher Kirchenmacht durch Carolus Magnus vollzogen. Aber wie einst jene Triumvirn sich gegenseitig ihre besten Freunde und Vertheidiger auslieferten, wurden auch hier, zur Besiegelung gemeinschaftlichen Bundes, von beiden Parteien die theuersten Sympathieen zum Opfer gebracht und aller Welt vernehmlich erklärt, daß man die Frage in anderer Weise nicht zu lösen vermöge, und daß Sicherstellung der eignen Herrschaft zu allen Zeiten und in allen Ländern, nach den Begriffen menschlicher Schwäche, die überwiegendste und rücksichtsloseste aller Nothwendigkeiten sei.

Anders, wie es scheint, läßt sich die Welt nicht regieren, und hat nicht ein großer Philosoph des Alterthums schon gelehrt, daß die Staaten in ihren gegenseitigen Beziehungen denselben Leidenschaften, denselben Schwächen und Begehrlichkeiten, wie die einzelnen Menschen in ihren täglichen Mühen unterliegen?

„Die fette Beute, deren man sich selbst nicht bemächtigen kann, aus dogmatischem Romanticismus dem christlichen Nachbar überlassen," wäre diesemnach eine Forderung, die man im Kreise der Politik niemals anerkennen wird und kann. Statt Threnodien über den weltlichen Sinn der Londoner Conferenz anzustimmen, ist es vernünftiger, aller Polemik zu entsagen und mit gleichmüthiger Ruhe die Wirkungen der neuen Verbrüderung des christlichen Occidents mit dem mohammedanischen Orient abzuwarten. — Um die Aufnahme in den europäischen Staatenbund mit Nachdruck und Würde zu begehen und nicht als taschenleerer Bettler vor den Palästen Firingistans zu erscheinen, hat man sich hier seit Monaten abgemüht, eine imposante Masse regelmäßigen Kriegsvolks in der Hauptstadt zn versammeln, Kanonen zu gießen, Geld, Lebensmittel, Uniformen und Munition zu bereiten. Die Schwierigkeiten, ein des hohen Publicums in allen Theilen würdiges Schauspiel einzulernen und aufzuführen, waren nicht gering. Was man nach Abzug der zahlreichen Posten in der Hauptstadt und am Bosporus an disciplinirten Truppen verfügbar hatte, mußte Syrien niederhalten, Bulgarien beruhigen und Kreta unterjochen. Die Zeit indessen drängte und — wie es in den untern Regionen dahier verlautet — zeigte eine der vier alten Londoner Mächte ungewöhnliche Neugierde, nicht etwa durch seiltänzerisch appretirte Berichte aus dritter und vierter Hand, sondern mit eignen Augen durch erfahrne Examinatoren zu prüfen, wie es mit der ultima ratio des neuen Bundesgenossen stehe, und wessen man sich im möglichen Falle von einem europäisch eingeschulten Türkenheer zu versehen habe. Um in anständiger Haltung zu erscheinen, mußte man die Zuflucht zur anatolischen Landwehr nehmen, und trieb aus den benachbarten Provinzen, die man bei uns noch immer Jonien, Lydien, Phrygien, Paphlagonien und Bithynien zu

nennen gewohnt ist, die ganze wehrbare Mannschaft, unter Gewimmer und Wehklagen der Bauerndörfer, in das Lager von Skutari zusammen. Es war um die Zeit der beginnenden Feldarbeit, und die Obrigkeiten verfuhren mit so viel Unverstand und Härte, daß sich im Paschalik Bolo zuletzt die Weiber empörten und Vorschläge zu besserer Ordnung im Rekrutiren machten. „Könnt ihr euch nicht", sagten sie dem Pascha, „wo drei Söhne sind, mit Wegnahme von zweien begnügen und den dritten zur Bestellung der Ernte und zu unserm Trost zurücklassen?" Heimweh und das asiatischen Naturen unerträgliche Joch der Disciplin raffte diese Armseligen hundertweise hin, und das Ausreißen begann etwa nicht einzeln, ganze Districte liefen des Nachts sammt den Schildwachen davon. Prügel konnten dem Uebel nicht Einhalt thun, obwohl man die Dosis zuletzt bis auf siebenhundert steigerte, was in den meisten Fällen einem Todesurtheil gleich kam. Vor Kurzem hat man auch diesen Theil der Kriegszucht besser geordnet und bei Desertion im ersten Betretungsfall achtundvierzig Hiebe, im zweiten hundertfünfzig, im dritten Fall aber das Erschießen mit sieben Kugeln festgesetzt. Im türkischen Heer verzehrt der Friede mehr Menschenleben, als der Krieg. Was Flucht, Stock, Lazareth- und Langeweile übrig ließ, mag ungefähr das Drittel der ursprünglich aus den Dörfern gerissenen Mannschaft betragen, und mit dieser legte der Sultan verwichenen 26. August auf dem baumlosen und ausgedorrten Felde von Haider-Pascha, zwischen Chalcedon (Kadikjöi) und Skutari, gleichsam sein Haupt- und Staatsexamen im Angesicht von ganz Europa ab.

Die Entfernung von Chalcedon ist nicht über eine halbe Stunde, und Sie denken wohl selbst, daß man bei solcher Nähe, des Staubes und der Sonnenglut ungeachtet, nicht der Letzte auf dem Schauplatz war. Eine Kette paarweise, in gemessenen

Zwischenräumen, aufgestellter Lanzenreiter umschloß einen Raum von mehr als einer Stunde Weges ins Gevierte. Innerhalb auf einer Anhöhe stand das offene, scharlach gedeckte und mit zwei vergoldeten, sonnefunkelnden Kugeln gezierte Pavillon des Padischah und hinterhalb eine lange Reihe Zelte geringerer Art für die europäischen Gesandten, für die Würdenträger des Reiches und für andere vornehme Gäste, die man zur Feier des Tages geladen hatte. Der ungezählten und ungebetenen Menge zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen überließ man zur Stillung der Neugierde zwei Seiten des großen Vierecks unter dem Winde, um Se. Sultanische Hoheit nicht durch plebeischen Staub zu belästigen. Von der Morgendämmerung bis nach Sonnenuntergang war die Mannschaft auf den Beinen und von acht Uhr Früh bis ein Uhr Nachmittags, wo der Großherr erschien, rann ein angewachsener Menschenstrom aus allen Nationen, Trachten und Farben über die Steinbrücke von Chalcedon den Feldweg hinan, zwischen Rebgärten und Feigenbäumen, auf das nackte Hochfeld hinauf, rechts die bläuliche Propontis mit den Prinzeninseln, vorwärts der Ort, wo einst Belisars Landhaus, links die sanften Einthalungen und die liebliche Bergkuppe Bulgurlu mit dem Eichenwald auf der Halde; im Hintergrunde das Weingelände von Skutari und das unabsehbare Häusermeer und der Minaretwald von Stambul jenseits der Enge im Glanz der Mittagsonne. Alle Civil- und Militärherrlichkeiten der Hauptstadt sammt aller Pracht des kaiserlichen Hofes sahen wir nach und nach langsam und dicht an uns vorüberziehen. Der Großwesir und „absolute Generalvicar des Chalifen", dann Jochmus, der stattliche und siegreiche Türkengeneral, und Sayd-Beg, „das Nilfaß", fehlten natürlich nicht. Die wohlbeleibten moslimischen Stabs- und Generalofficiere mit ihren strotzenden Fischthrangesichtern machen keinen vortheilhaften Eindruck, wenn man an

die magern Gestalten und an die intelligenten, zornigen Physiognomien europäischer Paraden denkt. In neun holzgeschnitzten, reich vergoldeten, offenen Baldachin-Wagen ohne Federn, mit Schattendach aus Scharlach und blauer Seide und je von zwei gravitätischen, bänder- und spiegelbehangenen Grau-Ochsen gezogen, rückten unter starker Bedeckung und von einem Kranz goldgestickter Officiere zu Fuß umgeben, vierundfünfzig Damen aus dem kaiserlichen Harem, strahlend von Pracht und unbeweglich wie Marmorbilder, in das Viereck hinein; später die Sultanin-Mutter mit drei Ehrendamen, abgesondert in europäischem Gespann. Bald nach ihr kamen, unter Vorritt türkischer Lanzenreiter, ernstblickend die abendländischen Excellenzen und ihre Cavaliere, Secretäre und Interpreten im Civilgewande, doch alles wohlbebändert und decorirt. Goldblitze aus einer Staubwolke in der Ferne und plötzliches Verstummen mit ehrfurchtsvollem Zurückweichen der Menge zu beiden Seiten des Weges verkündeten endlich die Ankunft des Herrn des Orients. Wer den Sultan mehrere Monate nicht gesehen, hätte ihn vermuthlich nicht mehr erkannt. Es muß, dachte mancher, um das Regieren im Grunde doch kein so leichtes Ding sein, wenn es einem jungen Mann in weniger als Jahresfrist so übel mitzuspielen vermag.

Abd-ül-Medschid saß allein in hoher schmaler Baldachin-Droschke wie ein stummes Götzenbild, das Auge unbeweglich, stolz und mit leichenhafter Strenge auf die lautlose Menge links am Wege haftend. Bekanntlich ist der Padischah von mildem Naturell, aber die Sitte seines Volks, Tradition und Unterricht der Ulema nöthigen bei feierlichen Aufzügen zu einer Miene, die ihm nicht eigen ist. An das graciöse und herablassende Benehmen christlicher Potentaten könnte sich der knechtisch denkende Orientale nicht gewöhnen. — Nerede Asaker (wo sind die Soldaten?), fragte Abd-ül-Medschid verwundert, da er von der Anhöhe

herab im weiten Felde alles öde sah. Man hatte das Ding etwas theatralisch eingerichtet und dem Sultan, der noch kein Militärschauspiel im Feuer gesehen, eine Ueberraschung eigner Art zubereitet. Drei Kanonen gaben das Zeichen, und weit rechts aus einer Thalung des Bulgurlu zog es, gemessenen und feierlichen Schrittes, unter Fanfaren und mit wimpelnden goldgestickten Fahnen, blank und leuchtend auf die Ebene heraus und durch eine breite Lücke in den abgesteckten Kreis hinein. Voraus ritten acht Geschwader Lanzenreiter mit rothen, weißausgezackten Fähnlein; hinter ihnen defilirten, wenn wir nicht irren, zehn Schlachthaufen Fußvolks mit ebenso viel Musikbanden klingenden Spiels; sechsunddreißig Geschütze mit Zubehör und zahlreicher Bedienung zu Pferd und zu Fuß machten den Schluß. Der Könige letztes Argument, wie Sie wissen, ist ja überall die Kanone. Alle drei Waffengattungen zusammen mochten etwa zehntausend Mann effectiv betragen*).

Man braucht nicht erst zu erinnern, daß sich der Großherr nicht etwa wie die kriegerischen Fürsten des Abendlandes, oder gar wie jener Schreckliche, selbst zu Pferd, an die Spitze der Schaaren stellte und ihre Bewegungen lenkte. Abd-ül-Medschid verlegt sich hauptsächlich auf Frömmigkeit und friedlichen Zeitvertreib. Einige sagten, Risa Pascha, der ehemalige Kaffeehausjunge, dann Itsch-Oghlan und Kammerpage Sultan Mahmuds, jetzt General-Oberst der kaiserlichen Garde, wollte an diesem Tage seine militärischen Talente entfalten, und seinem Gebieter beweisen, daß er mehr gelernt habe, als Schibuk anzuzünden und die Schale zu präsentiren. Langsam, aber mit taktischem Geschick stellte sich das Corps in Schlachtordnung, links ab die Reiter, weit rechts die Batterien, im Centrum das Fußvolk

*) Andere reden nur von achttausend.

colonnenweise in drei Treffen mit Reserve, das Ganze in Gestalt der römischen Quincunx, wie man in Bildern Napoleons Heersäulen bei Waterloo darzustellen pflegt. Zum Beginn wenden sich die Regimenter zu Pferd in langer Fronte gegen die Zelthöhe, säbeln — dem Sultan zum Gruß — wüthend in die Luft, schwenken dann rechts und stellen sich — mit dem Rücken gegen das Meer — als feindliche Partei dem Fußvolk gegenüber, worauf letzteres sogleich das Feuer beginnt. Des Militärwesens ganz unkundige Leser könnte man durch Beschreibung der Einzelheiten nur langweilen; hat aber Jemand von diesem Ding einige Begriffe, wird er sich selbst Rechenschaft zu geben wissen. Die Tirailleurs zeigten zuerst ihre Künste, schossen stehend, liegend, sammelten und zerstreuten sich, zogen links, rechts, vor- und rückwärts, je nachdem das Horn erklang. Nach ihnen machten die Infanterieregimenter mit den Reserven, der Reihe nach, ihre Schule durch, feuerten in Rotten, in Gliedern, mit Pelotons und zuletzt in ganzen Bataillons, formirten dichte Massen und verschwanden von der Schaubühne, um der noch ruhig stehenden Artillerie Platz zu machen, die dann ihrerseits gewandt und fertig zeigte, was sie unter Leitung deutscher Meister gelernt hat. Das alles war nur Vorspiel. Nach erschöpftem Schul-Thema eilten auch die Batterien — im Fluge — dem Fußvolk nach, und gegen die Vorschriften der Dramaturgie blieb die Schaubühne längere Zeit völlig leer. Endlich rückte das Heer in voller Schlachtordnung aus einer Einsenkung am Strand herauf, im Mittelpunct das Fußvolk in Angriffscolonnen, auf den Flügeln rechts und links das Geschütz, die Reiter in der Nachhut, und im Vordergrunde eine Wolke von Tirailleurs, alles in schönster Symmetrie, schweigend und sich vorwärts und uns entgegen wälzend. Jetzt erst beginnt das Treffen.

Die Kanonen eröffnen das Spiel, und nachdem die Leichtbewaffneten ihre Kraft erschöpft, schlägt die erste Linie ihre Gewehre an, die

zweite rückt nach, das Feuer wird allgemein; man bildet Säulen, Vierecke, durch die Zwischenräume bricht mit fürchterlichem Gebrüll die Reiterei hervor, siegt, flieht und kommt wieder, während es Feuerströme aus den Flanken sprüht und der Donner auf den Flügeln ununterbrochen rollt. Der Nordwind blies heftig, am Ufer brandete es mit Gebrüll, Wolken von Pulverdampf und aufgewirbelter Ackerkrume hüllten die kämpfende Masse in zweifelhaftes, dämonisches Dunkel, und im falben Schimmer, wie das Loos des türkischen Reiches, hing die Sonnenscheibe am Firmament. Es war vier Uhr Nachmittags und um türkische Gebetzeit. Im Angesichte Aller fällt der Padischah auf die Knie, küßt die Erde, hebt die Hände gen Himmel, wie Moyses im Kampf wider Amalek, und fleht nach moslimischem Brauch zu Allah, daß er sich seiner Diener erbarme und die Waffen der Gläubigen stärke. Die Scene war nicht ohne Wirkung. Zum Schlusse zog das ganze Corps im Paradeschritt vorüber und stellte sich, Reiter, Fußvolk und Geschütz in Einer Linie, zur Heerschau vor dem Sultan auf. Mit eisigem Blick musterte Abd-ül-Medschid Mann für Mann die lange Zeile, sagte kein Wort, grüßte Niemand und ritt — hinter ihm seine Schranzen und seine Leibwächter — stolzen Schrittes an den Strand hinab, wie eben der letzte Strahl der Abendsonne auf die vergoldeten Barken fiel.

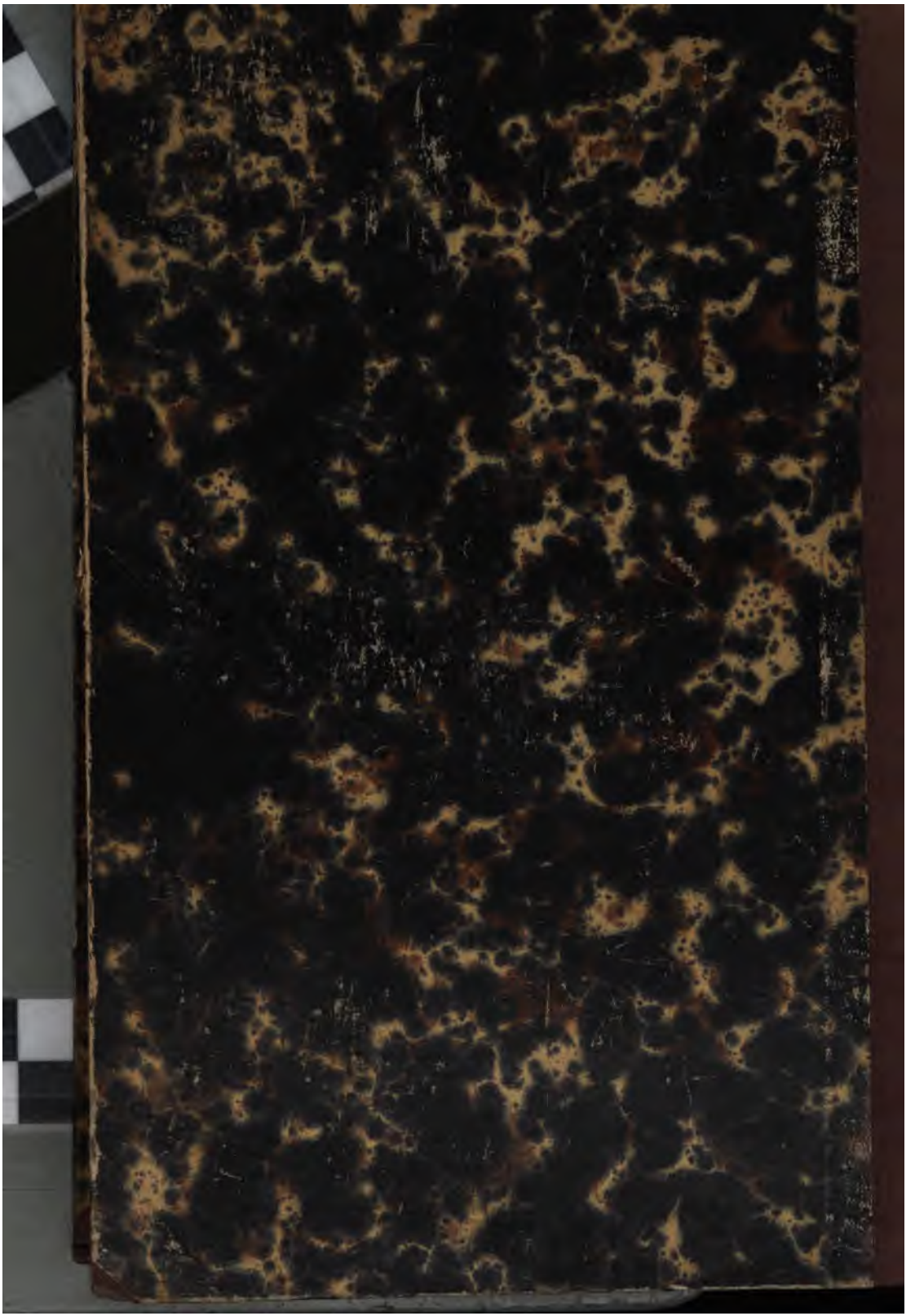
Die Ehre des Tages gebührt vorzugsweise der Artillerie. Geschütz, Bespannung und Mannschaft schienen gleich prächtig, die Bedienung ruhig und behend, die Bewegungen sicher und rasch, und in der Regel drei Feuer in der Minute (bei einer Piece blitzte es sogar dreimal in fünfzig Secunden), und Leute vom Fach müssen wissen, ob man es in Europa viel besser mache. Der Sultan, wie ich später erfuhr, soll über die kunstvollen Leistungen seiner Lanzenreiter am meisten Vergnügen und Zufriedenheit geäußert haben, ob mit Recht oder Unrecht, bleibt natürlich dahingestellt. Allerdings haben

diese Reisigen das blinde Feuer sämmtlicher Bataillone und Geschütze heroisch und unbeweglich ausgehalten, haben zwei Chargen gegen den Nordwind mit asiatischer Furie ausgeführt, sind aber bei Nisib und Koniah, wie man weiß, viel weniger hitzig eingedrungen. Bei der Infanterie dagegen wären verschiedene Kleinigkeiten auszustellen, z. B. daß mehrere Bataillone im Laden noch nicht die nöthige Fertigkeit besitzen und — wenn man recht gezählt — bei sechs Compagnien auf dem rechten Flügel eine große Anzahl Flinten keine Dienste thaten, sei es, daß die phrygischen Bauernkerle in der Hast das Pulver für die Zündpfanne vergaßen, oder die Gewehre selber schadhaft sind. Auch konnte man beim Vorspiel das bei gut geübten Truppen so schöne Pelotonfeuer vom Rottenfeuer nicht allezeit unterscheiden und kamen überdies beim Carrébilden und bei Schwenkungen die äußersten Abtheilungen so ziemlich in Gestalt einer Schafheerde auf dem Punct ihrer Stellung an, wo sie sich dann freilich nach und nach wieder in eine schöne Linie dehnten.

Das wird wohl mit der Zeit besser gehen, der Lieutenant lernt Distanzen nehmen, der Füsilier laden und der Schütz seinen Mann aufs Korn nehmen. Ob aber die mastigen Stabsofficiere und Generale das Vorwärts vom Rückwärts bei künftigen Veranlassungen genauer, als weiland im Kampf gegen Mehemed Ali unterscheiden werden, läßt sich freilich nicht errathen. Aus natürlicher Milde möchte man sogar auch hier über das türkische Heerwesen weniger schneidend urtheilen als andere. Diese türkischen Officiere, schätzt man sie nach der jüngsten Vergangenheit, weichen vor Arabern und Moskowitern niemals zurück, sie bleiben lieber schon etliche Stunden diesseits der Feinde stehen, nicht etwa auf der Heerstraße — das könnte lästig sein, — seitwärts auf die Höhen ziehen sie klug hinauf und, wie Pompejus' schmucke Reiter bei Pharsalus, fugâ montes altissimos petunt.

Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

LANE MEDICAL LIBRARY

This book should be returned on or before
the date last stamped below.

D
905
F19
R61
LANE
HST